Neue

Philologische Rundschau

Herausgegeben

von

Dr. C. Wagener und **Dr. E. Ludwig**

in

Bremen.

Jahrgang 1897.

Gotha.

Friedrich Andreas Perthes.

1897.

Register zur „Neuen Philologischen Rundschau“

Jahrgang 1897.

Gotha, 9. Januar. Nr. 1, Jahrgang 1897.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

1) **W. Schneidawind, Die Antigone des Sophokles.** Übersetzung mit einem Anhang sachlicher Anmerkungen. Programm. Münnerstädt, G. Blatz, 1895. 62 S. 8.

Diese Übersetzung in Prosa soll nach dem Vorwort des Verfassers dem Schüler völliges Verständnis für das Original und zugleich Gewandtheit im Gebrauche des eigenen Idioms vermitteln. Sie ist also in erster Reihe für die Vorbereitung der Gymnasialschüler bestimmt — denn der Verfasser behauptet, dafs eine zweckmäfsige Übersetzung zweckmäfsig gebraucht, nicht schaden könne — dann aber auch für die Schüler der Realschulen und die Lehrer. Aber ich halte es doch für bedenklich, dem Schüler eine prosaische Übersetzung in die Hand zu geben. Mag er auch bei gewissenhafter Vorbereitung noch so unbeholfen übersetzen, der Lehrer wird und soll sich damit begnügen und nur wörtliche Übersetzung verlangen: Sache des Klassenunterrichtes und nicht der Vorbereitung ist es, ein möglichst gutes Deutsch durch die gemeinsame Arbeit des Lehrers und der Schüler herauszubringen, während durch die Benutzung einer solchen Übersetzung zuhause der Schüler erfahrungsgemäfs sich die selbständige Vorbereitung spart.

Der Übersetzung ist der Weckleinsche Text zugrunde gelegt. Ein-

geleitet wird sie durch eine kurze, eine Seite umfassende Übersicht, d. h. Inhaltsangabe. Sie ist fliefsend abgefafst. Es folgt auf S. 45f. eine freie Übertragung des zweiten Chorgesanges in modernem Versmafse. Der Anhang, S. 47ff., enthält manche gute Bemerkungen, die von feinem Verständnis für die Tragödie zeugen.

Weifsenburg i. E. **Heinrich Müller.**

2) **Thucydides Book III.** Edited with introduction and note by **A. W. Spratt.** Cambridge, University Press. 1896; London Clay & Sons. XXVII und 344 S. Kl. 8. 5 sh.

In der Einleitung spricht der Verfasser über die handschriftliche Überlieferung des Thukydides, über das Leben und den Charakter des Geschichtschreibers, über seine Vorgänger und sein Verhältnis zu diesen. Die Ausführungen des Verfassers bieten zwar nichts Neues, aber sie stellen alles Wesentliche hinsichtlich dieser Fragen schön übersichtlich zusammen. Besonders lesenswert ist, was der Verfasser über die Sprache unseres Geschichtschreibers sagt.

Der Text ist von Fufsnoten begleitet, die über seine Überlieferung und kritische Behandlung Aufschlufs geben. Diese werden durch den Anhang ergänzt, der die wichtigsten kritischen Stellen vorurteilsfrei und besonnen bespricht. Von den eigenen Vermutungen des Verfassers ist 10, 1 *ὁμοιότροποι* [*εἶεν*] recht ansprechend. Ob 12, 1 *τοῦτο* [*ὁ*] *φόβος* notwendig ist, bezweifle ich; der Artikel ist durch die öftere Erwähnung des *φόβος* im Vorhergehenden meiner Überzeugung nach hinreichend gerechtfertigt. Ebenso ist 13, 1 die Änderung: *μὴ οὖν κακῶς γε ποιεῖν*, die der Verfasser unter Verweisung auf VIII, 91, 3 vorschlägt, entbehrlich; die Überlieferung *μὴ ξὺν κακῶς ποιεῖν* wird durch Demosth. VIII, 65: *μὴ σὺν εὖ πεπονθότων* hinreichend geschützt. Kap. 23, 5 wünscht der Verfasser *ὑπὸ* vor *ἀπηλιώτου*; dies ist möglich; es kann aber nach *οἷος* auch *κατιόντος* oder *πνέοντος* ausgefallen sein. Warum er 24, 3 *ἐσπένδοντο ἀναιρεῖν τοὺς νεκρούς* st. *ἀναίρεσιν τοῖς νεκροῖς* trotz III, 109, 2 und 114, 2 verlangt, verstehe ich nicht; *ἀναίρεσις* findet sich überdies auch 109, 1, was dem Verfasser entging. Kap. 39, 4 vermutet er *πολλὰ* ⟨*τὰ*⟩ ... *εὖ τυχόντα* st. *εὐτυχόντα*, eine poetische Konstruktion, die hier um so weniger möglich ist, da das Partic. Aor. st. Präsens unpassend ist. Kap. 44, 2 schreibt der Herausgeber: *ἤν τε καὶ ἔχοντας τι συγγνώμης, εἶναι ἐν τῇ πόλει, εἰ μὴ ἀγαθὸν φαίνοιτο*, wobei natürlich *εἶναι ἐν τῇ*

πόλει von οὐ διὰ τοῦτο κελεύσω im vorhergehenden Satze abhängt. In den Worten εἶναι ἐν τῇ πόλει erkennt er eine direkte Anführung der Worte Kreons 39, 6. Denselben Gedanken hätte er in noch engerem Anschlufs an die Überlieferung erhalten, wenn er μὴ εἶεν ἐν τῇ πόλει geschrieben hätte; denn μή nach γνώμης konnte leicht ausfallen. Aber der Ausdruck εἶναι ἐν τῇ πόλει für die vorliegende Sache gefällt mir nicht; auch nehme ich daran Anstofs, dafs die Änderung des Herausgebers noch eine zweite bedingt, nämlich ἐν τῇ πόλει εἰ μή st. εἰ τῇ πόλει μή. Ich schlage daher μὴ ἔχοιεν st. εἶεν vor, da ja nach γνώμης die Buchstaben μης leicht ausfallen konnten. Ganz verfehlt ist 45, 3 παρατεινομένων st. παραβαινομένων, und auch 45, 4 ist das starke ὀργῇ viel angemessener als das vom Herausgeber vermutete schwache ὁρμῇ. Kap. 45, 6 denkt er an αὑτοῦ, das er erklärt *„ultra suas ipse vires“*. Der Sinn ist: die Städte stürzen sich in Gefahren, weil, wenn es sich um die wichtigsten Interessen handelt und alle beisammen sind, jeder Ansichten und Erwartungen hegt, die weiter reichen, als — seine Kräfte? Nein, gewifs nicht sondern als ihre Kräfte, d. h. als die Kräfte der Städte und ihrer Bewohner. Daher halte ich auch αὑτόν, wie die meisten schreiben, für unrichtig, und nur die Überlieferung αὐτῶν für passend. Unnötig ist 48, 1 παράγεσθαι st. προσάγεσθαι und 58, 1 ἀπαιτῆσαι st. ἀνταπαιτῆσαι mit Berufung auf Plat. Phädr. 241 A. Kap. 61, 1 möchte er lieber πολλήν τιν' ἀπολογίαν als πολλὴν τὴν ἀπολογίαν, aber vgl. 5, 99: πολλὴν τὴν διαμέλλησιν; ferner 1, 70. 6, 10. 3, 16. 6, 46. 7, 71 u. s. w. Kap. 65, 3 vermutet er μεγαλύνεσθαι, bzw. μὴ ἐπὶ μᾶλλον γενέσθαι (νέμεσθαι), das letztere nicht thukydideisch. Ich glaube, dafs μᾶλλον γενέσθαι verschrieben ist aus μεῖζον (oder πάντα) δύνασθαι. Kap. 80, 2 ist der Artikel, den der Herausgeber zu ἑξήκοντα νῆες fügen möchte, kaum möglich, da die Schiffe im Vorhergehenden noch nicht erwähnt sind; Komma nach Λευκάδος steht schon bei Steup. Kap. 81, 4 mit dem Herausgeber τοῖς μὲν αἰτίαν ἐπιφέροντες τὴν τοῦ δήμου κατάλυσιν zu lesen, geht schon aus dem Grunde nicht, weil damit der Vorwurf bezeichnet wird, der gegen alle, nicht blofs gegen einen Teil erhoben wurde; τήν bei αἰτίαν, woran der Herausgeber Anstofs nimmt, findet seine Erklärung in den vorhergehenden Worten τοὺς ἐχθροὺς δοκοῦντας εἶναι. Kap. 82, 1 ist die Einfügung von τοῦ vor τούς entbehrlich, wahrscheinlich aber 82, 4 die von ἦν nach ἀποτροπῆς; ἦν wollte schon Krüger ergänzen. Übrigens hat der Herausgeber τῷ, das Krüger zwischen ἀσφαλείᾳ δέ und ἐπιβου-

λεύσασθαι st. τό vorschlug, falsch verstanden; dies sollte im Sinne von τινι zu ἀσφαλείᾳ gehören. Ich vermute τι st. τό. Kap. 82, 7 ist ἢ ⟨κἂν⟩ ἀπό unnötig; ebenso 91, 5: τὴν Ταναγραίαν st. ἐν τῇ Τανάγρᾳ, vgl. 2, 25, 4. 1, 114, 2. 5, 54, 3. 55, 2. Kap. 96, 3 würde die Schreibung οὐδ' ὅτε st. οὔτε ὅτε das folgende τε seiner Beziehung herauben, und auch 113, 3 ist θαυμάζοι gewifs untadelig. Kap. 113, 6 schreibt der Herausgeber gut παροικῶσι st. πάροικοι ὦσι, vgl. 93, 2.

Der Kommentar ist mit Sorgfalt und Sachkenntnis ausgearbeitet; insbesondere sind auch die neueren archäologischen Untersuchungen über Platää verwertet. Wenn der Verfasser gegen Herwerdens καθεστώς 9, 1 einwendet, die attische Form heifse καθεστός, so ist er im Irrtum, vgl. v. Bamberg, Berl. Jahresh. VIII, 206. Kap. 43, 5 verbindet er πρὸς ὀργὴν ἥντινα τύχητε unrichtig mit σφαλέντες; der Sinn verlangt, dafs man ἥντινα τύχητε = πρὸς ἥντινα τ. fafst und mit Hermann und Krüger ζημιοῦντες aus ζημιοῦτε ergänzt.

Durlach. **J. Sitzler.**

3) **M. Tulli Ciceronis** scripta quae manserunt omnia. Recognovit **C. F. W. Mueller.** Partis III vol. I continens epistularum ad familiares, quae dicuntur, libros sedecim, epistularum ad Q. fratrem libros tres, Q. Ciceronis de petitione ad M. fratrem epistulam, eiusdem versus quosdam de signis XII. Lipsiae, B. G. Teubner, 1896. LXXXVIII u. 578 S. 8.

Die neue Ausgabe von Ciceros Briefen ad familiares begrüfsen mit mir die Kollegen gewifs mit grofser Freude. Denn durch den vorliegenden Band, dem hoffentlich alsbald ein weiterer mit den Briefen an Attikus nachfolgen wird, naht sich die auf den gesundesten wissenschaftlichen Grundlagen ruhende Teubnersche Textausgabe von Ciceros Werken ihrem erwünschten Abschlufs. Zehn Jahre lang hat uns C. F. W. Mueller auf die Briefe warten lassen. Denn er wollte mit Recht nicht eher ans Werk gehen, bis L. Mendelssohns lange angekündigte kritische Ausgabe der Briefe ad fam. erschien und so ein vollständiger Apparatus criticus vorlag. Der Mendelssohnschen Abschätzung der Handschriften stimmt Mueller im ganzen bei, jedoch nicht ohne im einzelnen mit guten Gründen öfter von jener Ausgabe abzuweichen. So ist der Text, den er hier bietet, nach seinen bewährten Grundsätzen geläutert und wird für die Zukunft namentlich auch allen Lateinlehrern in Prima, die ja den zahlreichen

sachlichen Schwierigkeiten der Brieflektüre entsprechend meist eine kommentierte Ausgabe ihren Schülern in die Hand geben werden, ein unumgänglich notwendiges Buch sein. Denn die Anschaffung von Mendelssohns Ausgabe ist bei dem hohen Preis nicht jedermanns Sache und wird von jetzt ab, abgesehen von Spezialstudien, nicht mehr nötig sein. Die vortreffliche Adnotatio critica, die Mueller seiner Ausgabe beigegeben hat, macht zwar keinen Anspruch auf Vollständigkeit, führt aber alle Abweichungen von den neueren Ausgaben an und nimmt sehr häufig auf die wichtigsten Erscheinungen der Fachlitteratur über Ciceros Briefe Bezug. Sie enthält eigentlich eine Fülle von Gelehrsamkeit und darf nach dieser Richtung als für den lesenden Gymnasiallehrer durchaus ausreichend bezeichnet werden, so dafs die übliche Phrase von dem „wirklichen Bedürfnis, dem das oder jenes Buch entgegenkommen soll", hier einmal zur Wahrheit wird. Die Ergebnisse der chronologischen Forschungen sind nach der der Ausgabe Mendelssohns beigegebenen Tabelle, die auf E. Körner in Chemnitz und den bekannten Kenner der Cicerobriefe O. E. Schmidt in Meifsen zurückgeht, verwertet.

Es kann hier einem solchen umfangreichen Werke gegenüber nicht meine Absicht sein, den Text im einzelnen zu besprechen und zu den gemachten Vorschlägen über zweifelhafte Stellen noch weitere Beiträge zu liefern. Dafs ich auch dem Mendelssohnschen Text nicht immer beistimme, habe ich an mehreren Stellen meiner Auswahl von Ciceros Briefen (Perthes 1894), die demnächst in zweiter Auflage erscheint, bethätigt. So kann ich auch gar oft nicht den Muellerschen Text acceptieren, mufs mir jedoch die Begründung für die Stellen, wo ich ganz eigene Wege gehen mufste, für eine andere Gelegenheit versparen. Nur ein Wort über die Schreibweise, die C. F. W. Mueller befolgt. Es will mir dünken, als lege er in dieser Beziehung den Handschriften ein Gewicht bei, das ihnen nicht zukommt. Ihre Schreibweise wird doch wohl mehr die Gewohnheit des Librarius oder auch seiner Zeit wiederspiegeln, als dafs wir Grund zu der Annahme hätten, die wirkliche Orthographie Ciceros oder der Familiares daraus erkennen zu können. Ich kann es daher nicht billigen, wenn der gelehrte Herausgeber nach der leider in der Philologie heute unverdient zu Ehren gekommenen zählenden Methode orthographische Fragen entscheidet und so zu anderen Ergebnissen kommt als wir gewohnt sind. Wo der wissenschaftlich unzweifelhafte Beweis fehlt — und dessen Erbringung dürfte hier zu leugnen sein —, bleiben wir doch lieber bei

der guten Überlieferung und schreiben nach wie vor gegen Mueller *monumentum* und nicht *monimentum*, *opportunus* und nicht *oportunus*, *sequuntur* und nicht *secuntur* u. ä.

Bensheim. **P. Dettweiler.**

4) **Curt Wachsmuth, Einleitung in das Studium der alten Geschichte.** Leipzig, S. Hirzel, 1895. VI u. 717 S. gr. 8. ℳ 16. — geb. ℳ 17.50.

Endlich hat C. Wachsmuth der deutschen Forschung über alte Geschichte dasjenige Werk geschenkt, das ihr so lange gefehlt hat. Mag auch der eine und andere von seinem Standpunkte aus dies oder jenes anders wünschen, so werden doch alle dankbar anerkennen, dafs durch dieses Buch eine sehr empfindliche Lücke in trefflicher Weise ausgefüllt ist.

Nicht gering schlage ich es an, dafs es W. gelungen ist, über diesen Stoff ein Buch zu schreiben, das sich angenehm liest. Dabei ist er in der Beurteilung der Quellen und ihrer Bearbeitungen gleich weit entfernt von phantastischer Überschätzung wie von kleinlicher Unterschätzung ihres Wertes. Die Ruhe, Sachlichkeit und Milde des Urteils und das Fehlen jeder scharfen Polemik berührt sehr wohlthuend, und wir wollen es daher dem Verf. nicht verdenken, wenn er in den Rücksichten, die er noch lebenden Forschern angedeihen läfst, gelegentlich etwas weit geht. Wo zu tadeln ist, hält er mit warnenden Worten nicht zurück; so betont er, m. E. mit vollem Recht, mehrfach, dafs „Quellenuntersuchungen", wie sie immer noch so zahlreich zutage treten, eigentlich keine Themata für Anfänger sind; vgl. S. 55 f. und S. 222. Wer sich selber erfolglos mit dem Quellenverhältnis der Alexanderhistoriker beschäftigt hat, wird es nur billigen können, wenn Verf. schreibt, diese Aufgabe sei „in neuerer und neuester Zeit mit einer weit über das Erreichbare hinausstrebenden Beflissenheit immer und immer wieder angefafst worden" (S. 567 und ähnlich S. 573 über die Quellen Diodors im 17. Buche). Dieselbe vorsichtige Zurückhaltung zeigt W. bei Beurteilung der Quellenfrage des Livius (S. 594), des Appian (S. 604 f.), des Vellejus Paterculus (S. 609 f.) und des Florus (S. 612), wo er nicht ohne Schärfe von der geradezu aussichtslosen „Quellenjagd" spricht. Vorsichtig äufsert er sich zu all den Fragen, welche die scriptores historiae Augustae dem Forscher aufgeben (S. 690 f.).

Am meisten vermissen wird man eine Behandlung der Methodik der

alten Geschichte, eine eigentliche Historik. Diese vom Verf. dieser „Einleitung“ verlangen hieſse ein Werk fordern, für das bis jetzt Vorarbeiten so gut wie ganz fehlen. So müssen wir uns mit dem begnügen, was er in dem einleitenden Kapitel, einem historischen Überblick über die Behandlung der alten Geschichte in der neueren Zeit im steten Zusammenhang mit der ganzen Entwickelung der Altertumswissenschaft, über das Erwachen des kritischen Geistes in der Bearbeitung der alten Geschichte sagt. In der Charakteristik Niebuhrs führt er uns wenigstens die Aufgabe der Kritik vor (S. 28 ff.) und bei Besprechung der Forschungen von K. W. Nitzsch (S. 64) sucht er auch der modernen Auffassung der alten Geschichte, die vor allem die Bedeutung der wirtschaftlichen Verhältnisse betont, gerecht zu werden. Die Würdigung der neuesten in diesem Sinne geschriebenen Werke, des I. Bandes der griechischen Geschichte von Beloch und des ganz einfach epochemachenden II. Bandes von Ed. Meyers Geschichte des Altertums folgt erst S. 562—565, da der Druck des Buches sehr lange Zeit in Anspruch nahm, ein Übelstand, der sich auch sonst noch öfter fühlbar macht und dem die nicht unerhebliche Anzahl von Nachträgen (S. 705—708) abzuhelfen sucht.

Auf eine Übersicht über Inhalt und Disposition des Werkes und eine nähere Charakterisierung einzelner Teile desselben muſs ich mit Rücksicht auf den hier zur Verfügung stehenden Raum verzichten; statt dessen gebe ich eine Anzahl mehr allgemeiner Bemerkungen.

Trotz einer mitunter fast verwirrenden Fülle des sich herandrängenden Stoffes und der zu erörternden Fragen ist die Darstellung durchweg klar und durchsichtig. Überall ist der Stand unserer Kenntnisse genau bezeichnet. Anregend wirkt das Buch dadurch, daſs es vielfach auf noch ungelöste Probleme hinweist. So wird im ersten Abschnitt des allgemeinen Teiles, der die allgemeinen litterarischen Quellen, Photios und die Konstantinische Encyklopädie behandelt, gezeigt, wie sehr die Untersuchung der indirekten Überlieferung der bedeutenderen Geschichtswerke in den späteren Kompilationen noch im Argen liegt, ein Abschnitt, der uns die groſse Sachkenntnis des Verf. auch auf dem abgelegenen Gebiete der Excerptenlitteratur zeigt. Man vergleiche ferner den Hinweis auf die Notwendigkeit einer neuen Behandlung des Hellanikos (S. 510, Anm. 2), auf die groſse Aufgabe einer möglichst vollständigen Rekonstruktion des Inhaltes des livianischen Geschichtswerkes (S. 596), auf die groſsen, so dringend notwendigen Arbeiten zur historia Augusta (S. 692) u. a. Auch

dafür müssen wir Wachsmuth besonders dankbar sein, dafs er über Gebiete, welche viele von uns mehr abschrecken als anziehen, uns so vortrefflich orientiert. Beispielsweise sei genannt das umfangreiche Kapitel über die Weltchroniken (S. 127—202), eine mühsame und geduldige Arbeit, die wir um so freudiger begrüfsen, als Verf., dem wir das Leipziger Renuntiationsprogramm von 1892 über die chronologischen Arbeiten des Eratosthenes, des Apollodoros von Athen und des Sosibios Lakon verdanken, hier aus dem Vollen schöpft.

Aber auch da, wo W. nicht, wie bei Diodor, Pompejus Trogus, Florus und den Apophthegmensammlungen, selbstthätig in die Forschung eingegriffen hat, ist sein Buch nie eine blofs nach sekundären Quellen gearbeitete Kompilation. Selbstverständlich verschmäht Verf. die Unterstützung abgeleiteter Quellen nicht, aber zuerst geht er immer auf die behandelten Schriftsteller selber zurück und bietet uns auf Grund selbständiger Abwägung sein eigenes Urteil, so gerade in dem Kapitel über die Weltchroniken bei Behandlung des Kastor von Rhodos (S. 139 ff.), der heidnischen Chronographen der Kaiserzeit (S. 147 ff.) und des nach allen Seiten so schwierigen Eusebios (Hieronymos) S. 163 ff.

Trefflich versteht es Wachsmuth, lebensvolle Charakterbilder einzelner Schriftsteller zu zeichnen oder ganze Litteraturgattungen zu charakterisieren; ich verweise auf die Abschnitte über die biographische und Memoirenlitteratur bei den Griechen und Römern (S. 202—209), über Thukydides (S. 518 ff.), ein wahres Kabinettstück, über die Entwickelung der römischen Annalistik (S. 618 ff. und S. 630 f.), über Polybios (S. 639 ff.), Poseidonios (S. 648 ff.), Cäsar und die Entstehung des Corpus Caesarianum (S. 662 ff.), Tacitus (S. 677 ff.), Ammianus Marcellinus (S. 684 ff.) u. a. Hier und auch sonst bekommt man durchaus den Eindruck, ein von langer Hand vorbereitetes und daher bis ins Einzelne, namentlich auch im Stile, sorgfältig geglättetes Buch vor sich zu haben. Nur ganz selten stöfst man auf Ausdrücke, die man ja wohl im mündlichen Vortrage braucht, aber nicht schreiben sollte, wie „der grofse Alexander“ oder „der makedonische Philipp“. Die bis ins Einzelne gehende Sorgfalt zeigt sich auch in der Genauigkeit der bibliographischen Angaben und der Korrektheit des Druckes, die blofs ganz gegen den Schlufs hin ein wenig zu wünschen übrig läfst. Immerhin sei es hier gestattet, den Wunsch auszusprechen, dafs künftig die Gelehrten, wie Sal. und Théod. Reinach, Gustav und Otto Hirschfeld, Alexander und Eugen Pridik (s. S. 560, Anm. 1 und

S. 567, Anm. 1), durch die Vornamen voneinander unterschieden und bei Büchern der Druckort, bei Dissertationen die Universität angegeben werden möchten.

Auch sonst hätte ich an dem Werke mehreres auszusetzen. So scheint mir, es hätte die Erörterung der Frage nach „Umfang und Ausdehnung der alten Geschichte" nicht in den Anhang S. 312—316 gehört, sondern in die Einleitung. Übrigens setzt Wachsmuth m. E. mit Recht ihr Ende auf den Eintritt, nicht, wie A. v. Gutschmid, auf den Schlufs der Völkerwanderung. Ebenso hätte die Frage, mit welchen Völkern sich die Geschichte des Altertums zu befassen habe, eher in der Einleitung als in den Vorbemerkungen zum besonderen Teil (S. 317 ff.) erörtert werden sollen. Der Abschnitt über die Verwandtschaftsverhältnisse, Ursitz und Urkultur der Indogermanen (S. 317—325), der ja eigentlich blofs zeigen soll, dafs die Behandlung dieser Fragen nicht hierher gehört, dürfte füglich fehlen, nicht blofs, weil ihn niemand in einer „Einleitung in die alte Geschichte" sucht, sondern auch, weil eine Beantwortung dieser Fragen auf knappem Raum schlechterdings unmöglich ist.

Dafs Wachsmuth sein Thema möglichst weit gefafst hat, will ich nicht beanstanden. Die Ausdehnung der alten Geschichte auf die Geschichte der Ägypter, Assyrer und Babylonier, Phönizier, Karthager, Hebräer, Hethiter, Lyder und Eranier ist durch die Fortschritte der modernen Forschung gerechtfertigt; denn „eindringlicher als je haben die Funde der jüngsten Vergangenheit gelehrt, wie viele Verbindungsfäden zwischen Orient und Occident hin und her laufen" (S. 317). Fraglich ist mir blofs, ob nicht einzelne Partieen dieser Abschnitte im Rahmen dieses Buches zu ausführlich gehalten seien. Jetzt wird mit fast behaglicher Breite nicht allein von den Expeditionen und Ausgrabungen in Ägypten berichtet, sondern S. 349 ff. auch von der ägyptischen Schrift und Sprache und ihrer Entzifferung, ohne dafs es demjenigen, der nicht bereits eine Vorstellung von den Hieroglyphen hat, möglich sein wird, die Auseinandersetzungen ohne Illustrationen zu verstehen. Ähnliches gilt von dem, was über die Ausgrabungen in den Ruinenstädten Mesopotamiens, besonders diejenigen von Layard S. 378 f. und S. 385 ff. von der Keilschrift und ihrer Entzifferung gesagt ist. Zu breit ist auch die Auffindung des Avesta S. 477 ff. dargestellt, zumal da derselbe ja, wie Verf. S. 480 selber bemerkt, keine neue Belehrung über die politische Geschichte der Eranier gebracht hat. Umgekehrt wird man hier fragen dürfen, ob der Verf. gut daran gethan

habe, Indien völlig auszuschliefsen (vgl. S. 313, Anm. 1), da doch Kultureinflüsse Indiens auf den Westen sich durchaus nicht bestreiten lassen. Verf. sah übrigens die Unmöglichkeit, in gleicher Ausführlichkeit wie über die orientalischen auch über die griechischen Ausgrabungen zu berichten, selber ein und verweist daher für diese S. 561 einfach auf die Zusammenstellungen bei Busolt I², Ed. Meyer II und Beloch I. Hätte sich nicht eine Reduktion des Umfanges des Buches oder Raum für Notwendigeres erreichen lassen, wenn sich Verf. auch in den andern Abschnitten mit solchen Verweisungen begnügt hätte? Das sind ja freilich, wie ich gerne zugebe, Punkte, wo die Entscheidung darüber, was eine solche „Einleitung" bieten solle, was nicht, mitunter blofs vom persönlichen Geschmacke abhängt. Da aber Verf. sich im allgemeinen von dem Gedanken leiten läfst, die Geschichte des Altertums nur so weit auszudehnen, als es nötig ist, um die zwischen Orient und Occident vorhandenen Beziehungen und Kulturströmungen verständlich zu machen (vgl. aufser S. 317 noch S. 469 und 474), so scheint mir im Abschnitt über orientalische Geschichte mehreres entbehrlich. Da z. B. die Berührung der Griechen und Römer mit den Hebräern verhältnismäfsig spät beginnt, so sehe ich, offen gestanden, nicht recht ein, warum die Beschaffenheit und Entstehung der alttestamentlichen Quellen eine so eingehende Berücksichtigung verdiente, wie sie ihnen hier S. 415—435 zuteil geworden ist. An einen überzeugenden Abschlufs in der Erörterung der zahlreichen schwierigen Fragen konnte ja, wie Verf. selbst wiederholt bemerkt, hier doch nicht gedacht werden.

Durch Unterdrückung oder kürzere Fassung solcher Partieen hätte sich Raum gewinnen lassen für eine etwas eingehendere Besprechung der Quellen zur Geschichte der klassischen Völker, die jetzt von den 700 Seiten des Buches den verhältnismäfsig bescheidenen Raum von 200 Seiten einnimmt, nämlich die Griechen S. 489—565, die griechisch-makedonische Welt unter Alexander d. Gr. und den Diadochen S. 565—588, die Italiker S. 588—673, das römische Reich unter den Kaisern S. 673—704. Die hellenistische Periode gesondert darzustellen, hat Verf. seine guten Gründe (S. 565 f.); übrigens ist die Darstellung der Quellen hier begreiflicherweise sehr knapp (S. 579—588), denn die litterarischen Quellen sind fast ganz verloren, die Inschriften aber so zerstreut, dafs eine Zusammenstellung hier unmöglich wäre (S. 585). Dafs aber 30 Seiten nicht genügen zu einer auch nur summarischen Übersicht über die Quellen zur

römischen Kaiserzeit, wird niemand bestreiten wollen. Allerdings ist manches hierher Gehörige schon im allgemeinen Teile behandelt und konnte daher hier kurz zusammengefafst werden; denn die so lästigen Zurückweisungen hat Verf. im allgemeinen mit Recht vermieden.

Übrigens ist sich Wachsmuth sehr wohl bewufst, dafs er gerade hinsichtlich der griechischen Geschichte nicht alle Ansprüche der Leser befriedigen kann. Er hebt S. 488—494 selber hervor, wie sehr sich die Aufgabe des Historikers kompliziert, aber auch verfeinert, wenn er das Gebiet der griechischen Geschichte betritt. Den Inhalt der griechischen Geschichte verstehen heifst die Entwickelung des gesamten griechischen Geisteslebens verfolgen. So aufgefafst müfste eine Quellenkunde zur griechischen Geschichte alle Äufserungen des Geisteslebens der Griechen darstellen, also ein Buch für sich beanspruchen; daher mufste sich Verf. im Rahmen des vorliegenden Werkes bescheiden, „auf den weiteren Gesichtskreis hinzuweisen, die spezielle Orientierung aber ausschliefslich für die geschichtlichen Quellen im engeren Sinne zu geben“ (S. 494), und auch hier sich auf eine Skizzierung der Hauptlinien beschränken. So ist denn eine etwas ausführlichere Behandlung unter den Universalhistorikern nur Ephoros zuteil geworden (S. 498—507) und aufserdem der Trias der klassischen Historiker, Herodot, Thukydides und Xenophon.

Eine etwas ausführlichere Behandlung hätten unter den Quellen zur römischen Geschichte die Briefe Ciceros verdient; sie sind denn doch eine so wertvolle historische Quelle, dafs die einzelnen Sammlungen, ihr Umfang und ihre Entstehungszeit ebenso gut hätten besprochen werden dürfen, wie von manchen minder wichtigen oder verlorenen historischen Werken eine Rekonstruktion des Inhaltes und der Disposition versucht wird. Auch die Würdigung der historisch interessanten unter den Reden sollte nicht kurzer Hand der Litteraturgeschichte zugeschoben werden, wie das hier S. 668 mit der Bemerkung geschieht: „seine vielgefeierten Reden beiläufig zu würdigen, ist freilich ganz unthunlich“.

Doch nun genug der Ausstellungen! Ich will lieber zum Schlusse noch auf einige Partieen des Buches hinweisen, die mir besonders verdienstlich zu sein scheinen. Volle Anerkennung verdient der zweite Abschnitt des allgemeinen Teiles, „urkundliche und monumentale Quellen“, mit seinen vortrefflichen Bemerkungen über handschriftliche Urkunden (S. 241—248) über monumentale Urkunden, Inschriften und Inschriftsammlungen (S. 248—266), über Kunstdenkmäler, besonders über die

Münzen, deren hohe Bedeutung für das Studium der alten Geschichte Wachsmuth mit aller Energie hervorhebt (S. 267—279). Geschickt orientiert ein weiteres Kapitel (S. 280—287) über die Hauptprobleme der Metrologie, ein Gebiet, auf dem gegenwärtig zwar noch grofse Unsicherheit herrscht, das aber befähigt ist, als historische Hilfsdisziplin Licht zu werfen auf die Entwickelung der internationalen Verkehrsverhältnisse des Altertums. Von dem gelehrten Herausgeber des Laurentius Lydus (*περὶ διοσημειῶν*) liefs sich über antike Chronologie ein besonders guter Abschnitt erwarten; in der That erfüllt das Kapitel über das Kalenderwesen, die Jahresdatierungen und Jahreszählungen (Ären) die gehegten Erwartungen voll und ganz, ohne dafs der Verf. aus der grofsen Fülle des Unsicheren und Unbestimmten ein Hehl machte (S. 287—312). Sehr verdienstlich ist der Abdruck des astronomischen Kanon des Ptolemaios S. 305f., dessen Einrichtung S. 301ff. erklärt ist. Gefreut hat es mich, dafs Wachsmuth das Datieren nach Olympiaden und Jahren der Stadt als das zu bezeichnen wagt, was es ist, „eine gelehrte Marotte“, die zum Glück immer mehr verschwinde (S. 312). An den genannten Abschnitten gefällt mir vor allem, dafs sie einen echt propädeutischen Charakter besitzen, d. h. gerade ausführlich genug sind zur Einführung, ohne durch allzu reiches bibliographisches Détail zu verwirren. Eine erschöpfende Behandlung gehört in die Spezialvorlesungen über Epigraphik, Numismatik und Chronologie, weshalb es auch nicht gerechtfertigt wäre, hier Wünsche nach reicheren Zusammenstellungen auszusprechen. Nur auf eines sei mir gestattet hinzuweisen, auf die aufserordentliche Zerstreutheit des Materiales und der Litteratur zur griechischen Epigraphik. Hoffentlich findet der S. 264 geäufserte Wunsch nach Schaffung eines Organes, wie wir es für die lateinischen Inschriften seit Jahren in der „Ephemeris epigraphica“ haben, am zuständigen Orte Gehör.

Zum Schlusse möchte ich noch rühmend hervorheben, dafs das Buch trotz seines grofsen Umfanges übersichtlich ist und dafs ein ausreichendes alphabetisches Register (S. 709—717), sowie die Inhaltsübersicht S. III—VI das Nachschlagen sehr bequem machen.

So sei denn dieses Werk, eine Frucht langen und eindringenden Fleifses, nicht blofs den Historikern, sondern auch den Philologen aufs wärmste zum Studium empfohlen; denn gerade für diese eignet es sich zur Einführung vortrefflich, da es dem Verfasser offenbar darauf ankam, nicht ein erschöpfendes Repertorium, sondern ein Werk propädeutischen

Charakters, eben eine „Einleitnng in die alte Geschichte“ zu schreiben.

Ein Werk, wie das vorliegende, erfordert, wenn es nicht veralten soll, immer wieder Nachträge. Diesem Übelstande sucht Verf. zu steuern, indem er verspricht, in geeigneten Zwischenräumen besondere Ergänznngshefte auszngeben; wir aber möchten dem Werke einen solchen Absatz wünschen, daſs es in absehbarer Zeit in neuer Auflage erscheinen könnte.

Frauenfeld (Schweiz). **Otto Schulthefs.**

5) **Carl Stegmann, Lateinische Elementargrammatik.** Leipzig 1896. B. G. Teubner. 103 S. 8. ℳ 1.20.

Das schön ausgestattete Büchlein entspricht in ganz hervorragender Weise dem Bedürfnis des lateinischen Unterrichts in Sexta und Quinta. Es beruht in der Hauptsache gänzlich auf des Verfassers trefflicher Schulgrammatik, welche, wie nunmehr wohl allgemein anerkannt ist, den Forderungen der neuen preuſsischen Lehrpläne am besten entspricht. Im allgemeinen ist in der Elementargrammatik auch äuſserlich der Lehrgang des gröſseren Buches, selbst mit Rücksicht auf die Paragrapheneinteilung, beibehalten; ausgelassen sind mit Recht verschiedene Paragraphen, wie § 3 (Quantität), von dem nur die Anmerkung wiederholt ist, § 37 und 38 (Griechische Deklination), von welcher nur die Eigennamen der 1. auf *as* und *es* in § 9 Anm. 1 erwähnt werden, und §§ 39—43 (Übersicht über die lateinische Kasusbildung); gestrichen ferner zahlreiche, namentlich in den Anmerkungen gegebene Einzelheiten, z. B. die dem Anfänger entbehrliche, übrigens für ihn selbstverständliche Regel, daſs in zusammengesetzten Wörtern nach den ursprünglichen Bestandteilen getrennt wird, die Erklärung des Begriffs der Sammel- und Stoffnamen u. a. Die Besonderheiten in der Kasusbildung der dritten Deklination sind unter Nichtberücksichtigung von *litium* und *faucium* auf die nötigsten Punkte mit Erwähnung von *ferro ignique* beschränkt, auch die Regeln über die Deklination der substantivierten Adjektiva der 3. etwas verkürzt. Die unregelmäſsige Deklination ist in der Elementargrammatik in einen Paragraphen zusammengezogen und kürzer dargestellt, insbesondere sind die einzelnen Singularia tantum gar nicht und von den Pluribus tantum nur die nötigsten beigebracht, die Adverbialbildungen bei den Zahlwörtern beseitigt und bei den korrelativen Pronominaladverbien *cum* nebst *ut* getilgt. Unter den Verben fehlen mit Recht als zunächst noch nicht erfor-

derlich folgende: *abscondo, mico* nebst *emico* und *dimico, frico; ferveo, supersedeo, sorbeo, niteo, oleo* nebst *redoleo, palleo, aveo, cieo, coniveo frigeo, polleo;* dagegen sind richtig hinzugefügt: *prohibeo, deterreo; accio, amicio, esurio; interpungo, extendo, appendo,* wofür *suspendo* treffend eingefügt ist, *suffero, dego, ambigo, delinquo, respuo, scalpo, concludo, sapio, desipio, molo, pecto, verro; promitto* ist mit aufgenommeu; unter den Incobativis sind ausgelassen: *obsolesco, effervesco, effloresco, refrigesco, condolesco, obstupesco, coalesco, resipisco, obduresco, maturesco, obmutesco,* unter den Deponentibus: *plector, assentior.* Die Verba defectiva und impersonalia sind mit Streichung von *queo, nequeo, salve, ave, cedo, apage, quaeso,* beziehungsweise *ningit, pluit, dilucescit, advesperascit, piget, pudet, poenitet, taedet, miseret, conducit* aufgeführt. Bei den Präpositionen, von denen die wichtigsten durch gesperrten Druck hervorgeboben sind, sind nur die gewöhnlichsten Bedeutungen berücksichtigt; recht gut sind die dafür beigebrachten Beispiele. Sehr dankenswert erscheint ferner die Beigabe des § 83: „Von den Konjunktionen", wo die in der Lektüre gewöhnlich schon früh vorkommenden koordinierenden und subordinierenden Konjunktionen mit Andeutung der notwendigsten Regeln über ihren Gebrauch klassenweise zusammengestellt sind. In Anhang I werden einige syntaktische Regeln für Quinta, nämlich die über die Orts- und Zeitbestimmungen, die „Dafs-Sätze", wobei mit richtiger pädagogischer Einsicht der schon für Anfänger sehr wichtige Unterschied im Gebrauche des Acc. c. Inf. und von *ut* hervorgehoben wird, und die Partizipialkonstruktionen behandelt, in Anhang II die Genusregeln der 3. Deklination in einer zweiten, überaus praktischen Form mitgeteilt, so dafs alle Ausnahmen, die dasselbe Geschlecht haben, jedesmal zu einer gröfseren Gruppe zusammengefafst und die den einzelnen Substantiven beigefügten Adjektive unter Zustimmung der Verfasser dem lateinischen Lese- und Übungsbuch für Quinta von Kautzmann, Pfaff und Schmidt entlehnt sind. Berichtigt ist S. 2 die ursprünglich unrichtig angegebene Silbentrennung bei *o-mnis, do-ctus, scri-psi* und vergleichsweise hinzugesetzt *al-ter, ar-tis, em-ptus, bel-lum.*

Das Buch ist als eine sehr gediegene Leistung zu bezeichnen und verdient unbedingt die weiteste Verbreitung.

Dresden. **Löschhorn.**

Entgegnung.

Die Beurteilung meines Buches: „Die römischen Moorbrücken in Deutschland. Berlin, Gärtner 1895“ in Nr. 23 dieser Rundschau 1896 veranlafst mich zu folgender Erwiderung:

1. Für die Moorbrücken des Diepholzer Moores ist von mir selbstverständlich nur dann der römische Ursprung in Frage gestellt worden, wenn die Übereinstimmung ihrer Konstruktion mit der der sonstigen Römerbrücken noch nicht feststand.

2. Die Worte: *mersa humo* (Ann. I, 64) heifsen: „da der Boden überschwemmt war“. Der Thatsache, dafs dieser Boden Moorboden gewesen ist, steht daher der Ausdruck nicht im Wege.

3. Die röm. Moorbrücken liegen fast durchweg auf dem schweren, klebrigen Moorgrunde. Für diesen passen daher die Worte: *cetera limosa, tenacia gravi caeno* ganz vortrefflich, wie denn derselbe Boden auch die Eigenschaft besitzt, dafs auf ihm ein Schwerbewaffneter eher als ein Leichtbewaffneter einsinkt, was bei einem Kleisterboden nicht der Fall ist.

4. Der von Lipsius beschriebene Moorweg wird durch die Bemerkung: *extrema palorum aevo detrita sunt, sed sub terra vel aquis reperiuntur* sicher als ein römischer Bohlweg uns bezeichnet. Wenn daher derselbe Schriftsteller aufserdem über eine Sandschüttung sich äufsert, so ist zu vermuten, dafs unter dieser Anlage entweder ein besonderer, nicht durch das Moor führender Abschnitt derselben Römerstrasse oder ein ganz anderer Moorweg, den der Gewährsmann irrtümlicherweise als einen Teil der beschriebenen Römerbrücke angesehen hat, zu verstehen ist.

5. Die grofse Zahl der bei Mehrholz gefundenen langen Brücken schliefst nicht aus, dafs zwei derselben ausdrücklich dem Cäcina als die *Pontes longi* des Domitius bezeichnet wurden, die er zu seinem Übergange wählen sollte, auch wenn ein Teil der anderen langen Brücken i. J. 15 n. Chr. schon vorhanden war, da diese noch vor den ersteren angelegt sein konnten und daher bereits von Domitius in einem unbrauchbaren Zustande angetroffen wurden. Eine Ungewifsheit darüber, welche unter den langen Brücken der Gegend Cäcina zu wählen hatte, würde daher, selbst wenn eine nähere Bezeichnung unterblieben wäre, nicht notwendig vorgelegen haben. Ein Teil der jetzt wieder aufgefundenen Brücken jener Gegend verdankt aber jedenfalls dem J. 15 selbst wie auch dem J. 16 n. Chr. seine Herstellung. Die grofse Zahl der Römerbrücken bei Mehrholz ist also kein Beweis gegen, sondern für die Annahme, dafs zwei unter ihnen als die langen Brücken des Domitius anzusehen sind.

6. Dafs das Vorhandensein von Landstrafsen, vielleicht weil diese gesperrt waren, die Römer nicht abgehalten hat, ganz in der Nähe derselben Moorbrücken zu benutzen, wird, auch abgesehen von dem Sassenberger Beispiele, durch den Bohlweg bei Mellinghausen unweit Sulingen, der in einer Entfernung von nur einigen Kilom. neben dem bekannten Folkwege parallel mit diesem hinführt, klar bewiesen.

Die Einwendungen des Herrn Referenten verhindern also nicht, die *Pontes longi* wie den Kampfplatz des Teutoburger Waldes an die von mir gewählten Stellen zu verlegen.

Osnabrück. Dr. **F. Knoke.**

Antwort des Referenten.

Die Ergebnisse der von Herrn Direktor Knoke angestellten Forschungen haben bisher ebenso wenig wie andere Hypothesen über die Kämpfe der Römer und Germanen durchschlagende Überzeugungskraft bewiesen. Es wird gut sein, mit einem abschliefsenden Urteil zurückzuhalten, bis es durch weitere Studien ermöglicht ist, in den alten Befestigungen, Strafsen und Bohlwegen Römisches und Nichtrömisches besser als bisher zu unterscheiden.

Dr. **E. Dünzelmann.**

Vakanzen.

Aachen, R. G., Hilfsl. Physik u. Chemie. 1800 M. Meld. bis 20./1. Curatorium.

Duisburg, Rg., Obl. Gesch. Dir. Dr. Steinbart.

— Hilfsl. N. Spr. Dir. Dr. Steinbart.

Düsseldorf, R. S., Obl. Math. u. Phys. N. E. Dir. Prof. Marsberg.

— G. u. Rg., Hilfsl. alte Spr. Bis 20./1. Dir. Dr. Matthias.

Gladbach, G., drei Obl.: 1) u. 2) klass. Phil. (ev. Rel., od. Gesch. od. Französ.), 3) Math. Nat Meld. bis 15./1. Dir. Dr. Schweikert.

Lennep, Rprg., Direktor (evang.). N. E. u. W. Bürgerm. Sauerbronn.

Magdeburg, Rg., Direktor (Phil., bes. N. Spr.). N. E. u. fr. W. Meld. bis 20./1. Oberbgm. Schneider.

Oberhausen, Rpr, N. Spr. u. Turnen. N. E. Dir. Dr. Poppelreuter.

Rheydt, O. R. S., Hilfsl. Französ. u. Turnen. 1800 M. Bürgerm. Dr. Straufs.

Viersen, Prg., Oberl., N. Spr. und Deutsch oder Latein.

— — Hilfsl. Französ. u. Math. Dir. Dr. Dickmann.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 23. Januar. Nr. 2, Jahrgang 1897.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

6/7) **Homeri Iliadis carmina cum apparatu critico** ediderunt **J. van Leeuwen J. F.** et **M. B. Mendes da Costa.** Editio altera passim aucta et emendata. Accedunt tabulae duae. Pars posterior. Carm. XIII—XXIV. Lugduni Batavorum, A. W. Sijthoff, 1896. S. 335—696. gr. 8.

J. J. Hartman, Epistola critica ad amicos J. van Leeuwen et M. B. Mendes da Costa continens annotationes ad Odysseam. Lugduni Batavorum, A. W. Sijthoff, 1896. 144 S. gr. 8.

Die neue verbesserte Auflage der Ilias ist mit dem zweiten Teile abgeschlossen; wir können nur das über den ersten abgegebene Urteil wiederholen. Das Verzeichnis der alten Lesarten ist gewachsen; die Konjekturen Früherer werden vollständiger verzeichnet, z. B. mufs jetzt mancher neuere Name dem nun zu Ehren gebrachten Brandreth weichen. Doch bleibt noch so manches hinzuzufügen, z. B. sogar aus dem Apparat von Christ, wie *N.* 41 *ἄβρομοι αὐίαχοι,* um von der monographischen Litteratur gar nicht zu reden. Die Athetesen sind nur in Auswahl angeführt. Wie im ersten Teile findet man da und dort kurze kritische

und exegetische Notizen eingestreut, wie sie einer, der mit dem Bleistifte in der Hand liest, an den Rand schreibt.

Der unleugbare Erfolg, welchen die mit frischem Wagemut unternommene Ausgabe gehabt hat, wird durch die an zweiter Stelle aufgeführte Schrift eines Freundes der Herausgeber gefeiert. Derselbe steuert zur Odyssee ungefähr 200 Bemerkungen bei, welche teilweise an die Noten anknüpfen, teilweise aber selbständige Gedanken bringen. Für eine neue Bearbeitung der Odyssee wird gewifs mancher nützliche Fingerzeig daraus gewonnen werden können. Aber ich stehe prinzipiell auf dem Standpunkte, dafs, wenn auch die Güte unseres Homertextes berechtigten Zweifeln unterliegt, doch in dem einzelnen Falle wenigstens der Versuch eines Indizienbeweises gemacht werden mufs. Greifen wir nun aber auf gut Glück einige Beispiele heraus, um die Methode des Buches zu beleuchten: Zu χ 421 sqq. wird gebilligt, dafs Vers 422—423 zu verwerfen seien: „*Jure, ut opinor: taedium enim movet ista verbositas*“. Die „*verbositas*“ gebe ich zu; aber haben sich die alten Frauen Griechenlands weder im Leben noch in der Litteratur von dieser Eigenschaft fern gehalten? Dann beanstandet der Verfasser Vers 426/7: „*Quis enim unquam sic locutus est νέον ἀέξετο hoc fere sensu: ‚virdum ad adolescentiam pervenerat‘?*“ Der Gedanke Eurykleias scheint vortrefflich ausgedrückt: „Er kam eben erst in die Reifejahre“. Sollte wirklich *αὐξάνομαι* so eng begrenzt sein, dafs es nicht einmal, zumal in einer etwas heikeln Sache, für *ἡβάσκω* stehen könnte? Im selben Gesange erregen Vers 465 ff. in ihrer jetzigen Form das Bedenken des Kritikers, und mit gewissem Rechte; allein seit wir in Epidaurus einen Tholos kennen gelernt haben, wird jede Behandlung der Stelle von diesem, resp. Dörpfelds Abhandlung (*Πρακτικὰ τῆς ἀρχαιολ. ἑταιρίας* 1883) ausgehen müssen. In dem Abschnitte 482—494 beanstandet der Verfasser die Stelle, wo *δῶμα, δώματα* und *μέγαρον* vorkommen. Odysseus, der nicht wissen kann, wo die Dienerinnen sich zur Zeit aufhalten, gebraucht die allgemeine Wendung *πάσας δμῳὰς κατὰ δῶμα* (Vers 484). Eurykleia geht *διὰ δώματα* 495, so gut wie z. B. der Schweinehirt den Bogen *ἀνὰ δῶμα* trägt (φ 378). Die Dienerinnen kommen aus dem Frauensaal (497), weil sie darin eingeschlossen waren; in Vers 494 heifst *δῶμα* gewifs nicht „das ganze Haus“, aber welcher „Bau“ ist gemeint? Wir vermissen eine Erörterung über die Bedeutung des so unbestimmten Wortes.

Würzburg. **Sittl.**

8) **M. Wetzel, Antiker und moderner Standpunkt bei der Beurteilung des Sophokleischen Dramas König Oedipus.** Paderborn, Ferd. Schoeningh, 1896. 32 S. 12°. (S. A.) ℳ 0,50.

Eine ästhetische Abhandlung, die zu beweisen sucht, dafs der Oedipus Rex eine Schicksalstragödie und Oedipus, dessen Jähzorn übrigens rückhaltlos zugegeben wird, frei von Schuld sei. Sie zeigt Belesenheit und ist nicht ohne Scharfsinn geschrieben.

Weifsenburg i. E. **H. Müller.**

---

9) Εὐριπίδου Ἑλένη. Ad novam codicum Laurentianorum factam a G. Vitellio collationem recognovit et adnotavit **Henricus van Herwerden.** — Accedunt analecta tragica. Leyden, Sijthoff, 1895. 105 S. 4°.

Die kritische Ausgabe der Eur. Helena reiht sich den zahlreichen Arbeiten Herwerdens würdig an. Der Wert derselben wird erhöht durch die einhergehende Darbietung einer überaus sorgfältigen Kollation des Laurentianus plut. XXXII, 2 (L), welche der Florentiner Professor Vitelli dem Herausgeber bereitwillig zur Verfügung gestellt hat. In Übereinstimmung mit Wilamowitz und Vitelli betrachtet auch Herwerden den codex L als die Grundlage für die Textgestaltung, während er gleichfalls dem codex abbatiae Florentinae 2664 (172), der mit G bezeichnet wird, nur eine berichtigende Rolle in dem Falle zuerkennt, wenn die Lesarten im Laurentianus schwanken. Übrigens gesteht Herwerden offen ein, dafs trotz der genauesten Kollation der genannten Codices für die Herstellung des mitunter arg verderbten Textes nicht alles gewonnen sei, sondern vieles der divinatorischen Kritik überlassen bleibe.

Den Referenten will es auch bedünken, dafs die an sich dankenswerte neuerliche Kollation der codices Laurentiani nicht den Hauptwert der Arbeit Herwerdens bildet; denn im allgemeinen bot dieselbe keine neue oder wesentliche Handhabe zu einer durchgreifenden Umgestaltung des Textes gegenüber den bisher vorliegenden Arbeiten anderer Forscher. Vielmehr wird es als Belastung empfunden, wenn unkorrekte Schreibweisen, die längst ihre selbstverständliche Berichtigung erfahren haben, die Hinweglassung des Jota in Dativformen oder das Schwanken bezüglich des N parag. sorgfältig verzeichnet werden, zumal in den Fällen, wo die Setzung desselben aus metrischen Gründen geboten erscheint. Oder welchen Wert

soll es haben, wenn sich Herwerden prinzipiell für die Schreibung von ξυν.. oder ἐς, soweit dies durch das Metrum gestattet ist, entscheidet, regelmäfsig aber erwähnt, dafs in den Codices συν.. oder εἰς gelesen wird? Herwerden empfand übrigens selbst das Lästige dieses Vorganges; doch glaubte er der Vollständigkeit genügen zu müssen (vgl. S. VI, Anm. 2).

Abgesehen demnach von der genauen Übermittelung der in beiden Codices L und G überlieferten Lesarten bringt Herwerden zu den kritisch behandelten Stellen eine sorgfältige Zusammenstellung der wichtigsten Konjekturen, welche der Text bisher erfahren hat; doch begnügt sich Herwerden meist mit einer kurzen Erwähnung, lehnt dieselben ab oder billigt sie, ohne sich in eine weitschweifige Polemik einzulassen. Am meisten fanden, wie dies der Herausgeber in der Vorrede selbst hervorhebt, die Besserungsvorschläge von F. G. Schmidt, Nik. Wecklein und Karl Schenkl nähere Berücksichtigung und teilweise Aufnahme in den Text. Es ist selbstverständlich, dafs Herwerden diese Begünstigung auch eigenen Konjekturen gewährte; doch bewies er hierin eine rühmliche Bescheidenheit, indem zahlreiche, auf eigener Forschung beruhende Vorschläge unter den Strich verwiesen bleiben.

Zu billigen ist es, dafs Herwerden kein Freund gewaltsamer Änderung ist und in allen Fällen, wo ihm eine Konjektur unerläfslich erscheint, soweit als möglich den überlieferten Schriftzügen folgt. So ist es Herwerden gelungen, auf Grund der Forschungen zahlreicher anderer Gelehrter und eigener Beobachtung im ganzen einen annehmbaren Text der Helena zumal in den Dialogpartieen zu bieten; auch die Chorlieder haben vielfach eine entsprechende Verbesserung erfahren; doch hat sich der Herausgeber sorglich gehütet, zu ganz verderbten Stellen kühne Umdichtungen zu liefern.

Im Anhang bringt Herwerden eine Besprechung ziemlich zahlreicher Stellen aus der Andromache, den Bacchen und der Hecuba, daneben einzelner Stellen der Elektra des Sophokles, sowie solcher aus den Fragmenten der Tragiker. In diesem Teile seiner Arbeit wird Herwerden etwas ausführlicher und zugleich freigebiger mit eigenen Besserungsvorschlägen. In mancher Beziehung dürfte der Herausgeber auf Zustimmung rechnen können, doch in gleicher Weise auch berechtigtem Widerspruch begegnen. Ist doch zumal das Bessern fragmentarischer Verse, die mitunter aufser jedem Zusammenhange stehen, eine mifsliche Sache. Gelegentlich beschränkt sich Herwerden auf eine blofse Erklärung der

überlieferten Verse; in allen diesen Fällen darf er auch des Dankes der Leser gewifs sein. Von Interesse ist es, die Konjekturen Herwerdens zu Sophokles Elektra an der Hand des eben erschienenen ausführlichen Kommentars Kaibels zu dem genannten Drama zu verfolgen; sämtliche von Herwerden verdächtigte Stellen finden wir bei Kaibel in Schutz genommen. Referent kann nicht umhin, sich in allen Fällen der konservativen Richtung Kaibels anzuschliefsen.

Die Latinität zeigt überall ein kräftiges und eigenartiges Gepräge; nur weicht sie gelegentlich mehr als nötig vom klassischen Sprachgebrauch ab. Wendungen wie „*Talthybius mortuam humare iusserat*" (p. 90) oder „*nullus dubito*" (p. 91) dürften kaum zu empfehlen sein.

Leipa (Böhmen). **Leop. Eysert.**

10) **T. Livi ab urbe condita libri.** W. Weissenborns erklärende Ausgabe. Neu bearbeitet von **H. J. Müller.** Zweiter Band. Zweites Heft. Buch IV und V. Sechste Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1896. VIII und 282 S. 8. ℳ 2.70.

Der durch seine gründlichen Jahresberichte über Livius bekannte Herausgeber hat den Text des 4. und 5. Buches mit gröfster Sorgfalt revidiert. 4, 17, 2 steht durch Irrtum *Q.* (statt *C.) Fulcinium*, 39, 1 *elati* st. *inlati*, 5, 8, 7 *qui* st. *quia*, 43, 5 *obsideri* st. *obsidere*. 4, 27, 4 berichtige man *planitie ... patente*, da Ml. nach dem Kommentar die Konjektur Freudenbergs aufnimmt. — Nach eigener Vermutung verbessert Ml. 4, 17, 10 *⟨T.⟩ Quinctium*, 24, 2 *communicare noluerint*, 41, 7 *dimissum ⟨fert⟩*, 58, 3 *at* st. *et*, 5, 36, 10 *si clades forent* (Hss. *cladis forte) ... acceptae*, 46, 11 *seu* [*quod*]. 4, 37, 6 wurde *sorti evenit* beibehalten, aber 5, 24, 2 *sorte evenit* aufgenommen (gegen V *sorti*). 4, 37, 9 steht *incerto clangore* nach Lipsius von einem Schlachtgeschrei, während *clangor* sonst nur von Vögeln und Instrumenten üblich ist. 4, 44, 4 schreibt Ml. nach Karsten *⟨ius⟩ usurpandi;* besser scheint *iuris usurpandi* (wie 5, 12, 9). 4, 51, 3 *a plebe consensu populi* ist *populi* nach Crévier getilgt. Es ist aber hier unpassend, dafs *consensu* keine Bestimmung hat (z. B. *ingenti); populi* ist beizubehalten, dagegen kann *a plebe* entbehrt werden (vgl. 4, 24, 6). Aus dem 5. Buch seien folgende Lesungen erwähnt: 6, 1 *parta* Hss.; 10, 4 *habere* Karsten; 12, 4 *militiae* Golling; 26, 10 *simul incognitae* Gron.; 29, 4 *incolumes* Harant; 42, 3

nach Karsten *non mentibus solum constare* (Hss. *concipere*), *sed ne auribus quidem atque oculis satis concipere* (Hss. *constare*); 43, 1 *nequaquam tot* Whibley; 44, 7 *Gallorum fieri* Cobet. Aufser den genannten habe ich im 4. Buch 55, im 5. B. 47 Änderungen gezählt.

Der Kommentar wurde vielfach herichtigt, oft gekürzt oder erweitert. Zu 4, 10, 4 *sub iugum missi cum singulis vestimentis* hemerkt Weifsenborn: aufser der Kleidung, die sie am Leibe tragen. Aber aus vielen Stellen (wie 3, 23, 5; 9, 6, 1; 10, 36, 14) geht bestimmt hervor, dafs die Krieger, welche unter dem Joch entlassen wurden, den Mantel abgaben und im Unterkleid (*nudi, seminudi*) abzogen. Dagegen den Frauen belagerter Städte wurde zugestanden, dafs sie in der vollen Kleidung, den *bina vestimenta*, auszogen (Thuc. 2, 70, 3; Diod. 12, 46; Paus. 9, 1, 7). — Zu 19,3 wird 22, 6, 3 unrichtig citiert; zu 20, 1 lese man: *idib. Sept.* — 22, 4 *ab adversa* (5. Aufl. *aversa*) *parte urbis*] Es ist kaum glaublich, dafs die Seite der Stadt, wo der Zugang war, von Natur die sicherste (d. h. steilste) und bei der Verteidigung am meisten vernachlässigt war. Das Lager der Fidenä einschliefsenden Römer reichte wohl vom Zugang zur Stadt so nach der rechten oder linken Seite hin, dafs vom Ende des Lagers ein Minengang zur Burg hin durch den hinteren Teil der Stadt gezogen werden konnte. Der Diktator heifst hier A. Servilius, zu 30, 5 u. 34, 4 Q. Servilius. — 38, 3. Statt „Chiasmus" setze man „Anaphora". — 41, 8 *eo missa plaustra iumentaque alia*] „und andere Transportmittel, nämlich Lasttiere". Richtiger scheint: von Lasttieren gezogene Wagen und andere Lasttiere. — 58, 6 soll es wohl heifsen: ebenso⟨wenig⟩ klar, zu 5, 9, 5 ebenso⟨wenig⟩ Recht. — 5, 14, 4. Zu den *fatales libri* 22, 57, 6 können auch die sibyllinischen gehören. — 19, 1. Der unterirdische Emissar des Albanersees soll 4394 m lang gewesen sein. Nach Hülsens Zeichnung bei Pauly-Wissowa I, 1309 betrug seine Länge 1800 m. — Zu 28, 8 ist die Notiz über *et* zu tilgen (vgl. § 9). — Zu 29, 1 wird angenommen, dafs die Patrizier in den Tributkomitien nicht stimmten, zu 32, 8 dafs die Klienten in derselben Tribus stimmten, wie der (patrizische) Patron. — 51, 7. *praetermissum* sc. *est* ist Prädikat; Weifsenborn hat sich geirrt. — 52, 8. Zur Form des Übergangs vergleiche man Cic. in Caec. § 35 *ac vide, quantum interfuturum sit inter meam et tuam accusationem;* § 61.

Der Anhang wurde revidiert und erweitert unter Benutzung der Ausgabe des Codex Veronensis von Mommsen und der Kollation des Medi-

ceus und Parisinus von Alschefski. Dieser Apparat bietet gegenwärtig das reichste und zuverlässigste Material für die Textkritik der beiden Bücher. „Die Frage, welche Lesarten des Veronensis in den Text zu setzen sind, ist nicht abgeschlossen und verdient eine weitere Untersuchung."

Burgdorf bei Bern. **F. Luterbacher.**

11) **Scholia Terentiana** collegit et disposuit **Fridericus Schlee.** Lipsiae, B. G. Teubner. VII u. 184 S. 8. ℳ 2.

Schlee will in seinem Buche die für Feststellung des Textes und für die Erklärung besonders wichtigen Scholien, die in den Handschriften des Terenz dem Texte von verschiedenen Händen und zu verschiedenen Zeiten beigefügt sind — nicht den Kommentar des Donat — übersichtlich zusammenstellen. Er teilt seine Scholien in drei Klassen. Die erste Klasse umfafst die von Servius und Priscian, von Donat, vereinzelt auch von Eugraphius, Festus, Porphyrio, Isidor und einem incertus auctor herrührenden; sie finden sich allein in den Handschriften DGE und sind am Rande von der Hand hinzugefügt, von der der Text stammt. Die zweite Klasse, weit umfassender, von Schlee als „commentarius antiquior" bezeichnet, enthält zwar grofsenteils kurze, in den Handschriften sich häufig wiederholende Glosseme, doch auch vor jeder Scene eine explanatio praeambula; sie finden sich am besten überliefert in einem Mischband der Münchener Hof- und Staatsbibliothek (M 14420), dem Schlee eine besondere Bedeutung beilegt, aber auch in DGEFPC. Die dritte Klasse, dem 11. Jahrhundert entstammend, in D und E erhalten, ist der zweiten ähnlich, doch sind die explanationes praeambulae vollständiger, und die Erklärung bezieht sich weniger auf Worte als auf Gedanken. Dieser „commentarius recentior" enthält aufser der vita Terentii (nach Orosius) eine Abhandlung über die Komödie und eine Inhaltsangabe zur Andria (in Prosa) und Kommentar zu dieser. Die Klasse bietet wenig Altes, ist also für Feststellung des Textes von geringerer Bedeutung, weshalb Schlee hiervon nicht, wie von den beiden ersten Klassen eine nach festen Gesichtspunkten getroffene Auswahl, sondern nur eine kürzere Probe giebt. Der Sammlung der Scholien hat Schlee eine Reihe von Betrachtungen vorausgeschickt, in denen nicht nur die drei Klassen der Scholien charakterisiert werden, sondern auch der Wert der Handschriften, in denen sie sich finden, besprochen wird. In § 1, *„de Calliopii recensione"*, kommt Schlee zu dem

Schlusse, dafs in den Schulen frühzeitig Exemplare des Terenz verbreitet waren, die, vielfach mit Randbemerkungen durchsetzt, oft ohne metrische Trennung, so gut wie unlesbar geworden waren. Aus solchen gab Calliopius im 5. Jahrhundert eine neue Rezension heraus, ohne Scholien, mit Wiederherstellung der metrischen Einteilung, mit Miniaturen. Diese Rezension wird repräsentiert durch PC. Jene alten Bücher aber wurden auch weiter benutzt, und man befleifsigte sich in Abschriften sie der Calliopischen Rezension, die zu hohem Ansehen gelangte, immer ähnlicher zu machen. Diese Handschriftenfamilie wird repräsentiert durch DG. Somit geben das ältere Bild der Überlieferung nicht PC, sondern DG. In § 2 wird die Scholiensammlung besprochen, die Umpfenbach im Hermes 1867 S. 337 f. mit den Worten abgethan hatte: „Kaum ant ein ursprüngliches Corpus gehen die Trivialscholien zurück, die sich in gleicher oder sehr ähnlicher Fassung in den Handschriften seit dem 9. und 10. Jahrhundert, nur bald vermehrt, bald vermindert, finden und ihren Ursprung aus halbbarbarischer Zeit nicht verleugnen. Die undankbare Mühe, sie zusammenzuschreiben, hat sich ein Namenloser zu Verona im 11. Jahrhundert gegeben. Die Frucht seines Fleifses ist die Münchener Handschrift 14420.“ Schlee hat eine bessere Meinung von M, und sein „commentarius antiquior“ (2. Klasse) stützt sich hauptsächlich auf ihn. Was er für den alten Kern der Scholienmasse hält, aber auch manches aus jüngeren Erklärungen hat er diesem Abschnitt seiner Scholienausgabe einverleibt, einen etwa den dritten Teil umfassenden Auszug von M. Eine genaue Beschreibung der Handschrift hat er leider unterlassen. Das Versäumte ist indessen von Dziatzko nachgeholt, der in Fleckeisens Jbb. 1894 S. 465 ff. („Zu Terentius im Mittelalter“) die für die Beurteilung des Kommentars nicht unwichtige Beschreibung der Handschrift und eine Probe der vollständigen, von Schlee nur auszugsweise abgedruckten Scholienmasse giebt, eine willkommene Ergänzung zu der vorliegenden Scholiensammlung. Trotzdem vermag auch Schlee, indem er eine enge Verwandtschaft von M mit G betont, auch einen grofsen Teil der lemmata des Monacensis anführt, die in mehrfacher Beziehung nicht geringe Wichtigkeit desselben festzustellen: er bestätigt manche gute, aber bei der Verschiedenheit der Überlieferung zweifelhafte Lesarten, er hat manche ursprüngliche Lesart besser bewahrt als andere, er stimmt an einer Reihe von Stellen mit dem ältesten Codex, dem Bembinus, überein, wir können durch ihn den kritischen Apparat vielfach entlasten.

Wenn somit auch Schlees Ausgabe einer Scholiensammlung manche Wünsche unbefriedigt läfst, so ist sie doch, zumal von ihm zum erstenmal dieses Feld in seinem Umfange durchackert ist, mit Dank entgegenzunehmen.

Hanau. **O. Wackermann.**

12) **Onorato Occioni, Storia della Letteratura latina.** Dodicesima edizione. Ditta G. B. Paravia e C. Torino-Roma-Milano-Firenzi-Napoli 1896. 328 S. kl. 8. ℳ 2.

Vor uns liegt die in Italien am meisten verbreitete Geschichte der „lateinischen“, richtiger ausgedrückt der römischen Litteratur, welche zunächst zum Gebrauche der Lyceen bestimmt ist. Einleitungsweise wird über den Charakter, die Religion und die Sprache des römischen Volkes gehandelt; dieses war nach Occioni nicht so schwerfälligen Geistes und so gänzlich ohne Originalität, wie einige „critici alemanni“ es schildern. Nur anhangsweise werden die christlichen Schriftsteller bis auf Boetius und das Corpus iuris des Justinian vorgeführt.

Die Litteratur des römischen Volkes also wird von Occioni so dargestellt, dafs er fünf Zeitabschnitte aufstellt, bei jedem derselben eine Übersicht giebt und dann innerhalb desselben eine Litteraturgattung nach der andern betrachtet, und zwar die Poesie vor der Prosa.

Prima età, bis 241. Das Muster des saturnischen Verses S. 14 ist falsch accentuiert. Die alte Form für *fecit* auf der pränestinischen Goldspange ist *fhefhaked*, nicht *fhe fhaked*. Der älteste Vertrag mit Karthago wird S. 22 ins Jahr 509 gesetzt (mit Polyb) statt ins Jahr 348. Die Inschrift der Columna rostrata des C. Duilius wird als unecht mit Stillschweigen übergangen. Nachdem Hübners Ansicht (vgl. Epigraphik S. 692), dafs die erhaltene Inschrift eine annähernd treue Kopie des Originales sei, von Wölfflin 1890 eingehend begründet worden ist, mufs diese Urkunde unter den ältesten Sprachdenkmälern erwähnt werden. Die Scipionenelogien (S. 17) gehören nach den Untersuchungen Wölfflins (1892) der zweiten Periode an.

Seconda età, bis 78. In der Anordnung des Stoffes sind Nachteile fühlbar. Aus der allgemeinen Übersicht würde manches besser zu den Genera versetzt, so die Namen der 45 alten Redner. Dagegen vermifst man in derselben einen Abschnitt über die Entwicklung der Sprache und der Schrift in dieser Zeit. Das Drama wird vor dem Epos be-

handelt. Das Leben und die Beurteilung des Ennius wird bei den Tragikern vorgeführt, da doch sein Dichterruhm bei der Nachwelt vorab auf seinen Annalen beruhte. Will man sich den Umfang seiner litterarischen Thätigkeit vergegenwärtigen, so mufs man Abschnitte aus der Übersicht, der Tragödie, der Fabula palliata, dem Epos, der Satire und der didaktischen Poesie zusammenhalten. Ähnlich ist es bei Cato. Werke über Litteraturgeschichte werden grundsätzlich nicht citiert, wohl aber die wichtigeren Ausgaben und die Fragmentsammlungen von Ribbeck, L. Müller, Bährens. Als Geburtsjahr des Lucilius wird 180 angegeben, ohne Andeutung eines Zweifels oder einer Begründung. Das Bellum Histricum des Hostius soll (nach Bergk) die Ereignisse des Jahres 129 dargestellt und die Annalen des Ennius fortgesetzt haben. Letztere Annahme stellte Teuffel auf, indem er das Gedicht auf das Jahr 178 bezog.

Terza età, bis 14 n. Chr. In diesem Hauptstück des Buches werden die Thatsachen im ganzen richtig erzählt, aber in ungeschickter Anordnung: Virgil († 19 v. Chr.), Ovid († 17 n. Chr.), Varro († 27 v. Chr.), Horaz († 8 v. Chr.), Lucrez, Catull († 54 v. Chr.), Caesar, Nepos, Sallust, Livius († 17 n. Chr.), Hortensius und Cicero († 43 v. Chr.). Auch in der Übersicht ist die Chronologie nicht gehörig befolgt; die Satiren des Horaz (S. 94) und die Eclogen des Virgil werden erst nach der Schlacht bei Actium erwähnt, die Georgica des Virgil nach den Lehrgedichten des Macer, Ovid und Manilius, die Virgil übertroffen haben soll (S. 95), da sie vielmehr sein Vorbild nicht erreichten. Livius schrieb ziemlich freimütig eine römische Geschichte; aber S. 97 wird doch behauptet, aus Mangel an der nötigen Freiheit sei jetzt die römische Geschichte wieder griechisch erzählt worden (von den Griechen Timagenes, Diodor, Dionys, Strabo). Abgesehen von dem methodischen Fehler, dafs die Zeit des Augustus zum gröfseren Teil vor der des Cicero dargestellt wird und dafs die Schriften solcher Autoren, welche auf mehreren Gebieten thätig waren, nicht miteinander aufgeführt werden, sind einzelne Abschnitte über die klassischen Dichter geistreich und packend wie Partieen aus Ribbecks Geschichte der römischen Dichtung.

Vom Kaiser Augustus wird angegeben, dafs er einige Briefe schrieb. Die Übersicht seiner Regierungshandlungen, welche er nach der Angabe des Suetou verfafste und von welcher das Monumentum Ancyranum eine Abschrift bietet, wird nirgends erwähnt. Da aber diese Urkunde sprachliche und stilistische Eigentümlichkeiten zeigt, welche auch sonst von

Augustus berichtet werden (vgl. Wölfflins epigraphische Beiträge II, 1896), so verdient sie ebenso gut von Occioni genannt zu werden, als mancher obskure Autor, von welchem wir keine Zeile mehr haben. Woher stammt wohl die Angabe, Horaz sei sieben Jahre alt (S. 125) nach Rom übergesiedelt? Von Cicero wird gesagt, er habe nach seinem Kriegsdienst im Jahre 89 täglich die Reden des (im Jahre 91 gestorbenen) Crassus und des Antonius angehört, dem Pompejus habe er die Wahl zum Prätor verdankt, 51 sei er als Prokonsul nach Cilicien gesandt worden, weil man ihn von Rom entfernen wollte.

Das vierte Zeitalter wird bis 138 ausgedehnt. Von Tacitus wird richtig angegeben, dafs er um 113—116 als Prokonsul die Provinz Asien verwaltete (nach der Inschrift von Mylasa). Die Ilias latina wird nicht erwähnt; Occioni hält also jedenfalls nicht den „Tiberio Cazio Silio Italico" für den Verfasser derselben, über welchen er eine besondere Schrift verfafst hat und dessen Punica er herausgegeben und übersetzt hat. Aus der späteren Zeit sind Apuleius, Ausonius, Claudian noch ziemlich ausführlich behandelt, die übrigen Autoren werden entweder nur kurz erledigt, namentlich die Kirchenlehrer (Tertullian mit 4 Zeilen, Augustinus mit 13 Zeilen), oder übergangen. Unter andern werden nicht erwähnt: Granius Licinianus, Censorinus, Caelius Aurelianus, Marius Maximus, Serenus Sammonicus, die Itineraria, Tabula Peutingeriana, Notitia dignitatum, Julius Obsequens, Orosius (aus welchem S. 290 zwei Citate angeführt werden), Sulpicius Severus, Vincentius Lerinensis, Gennadius, Codex Theodosianus, Cassius Felix, Victor Vitensis, Fulgentius, Jordanis, Luxorius, Isidorus. Wölfflins Abhandlung über die Scriptores historiae Augustae (1891) kennt Occioni nicht; er meint (nach Dessau), dafs vielleicht die ganze Sammlung eine Fälschung sei. Bei der in dem Buche befolgten Methode vermifst man chronologische Übersichtstabellen. Immerhin scheint es wohl geeignet, dem ersten Unterricht in diesem Fache zugrunde gelegt, sowie von den Studierenden zur Zusammenfassung und Erweiterung der durch die Lektüre der Autoren gewonnenen Kenntnisse benutzt zu werden.

Burgdorf bei Bern. **F. Luterbacher.**

13) **Maximilianus Hodermann, Quaestionum oeconomicarum specimen.** Berolini, Calvary & Co., 1896. 51 S. 8. Berlin. Studien f. klass. Philol. u. Arch. XVI, 4.

Die Abhängigkeit aller griechischen Schriften über Ökonomie festzustellen, ist die Aufgabe dieser lehrreichen Abhandlung, die in schul-

gerechtem Latein und unter allseitiger Beherrschung der einschlägigen Litteratur abgefafst ist. Wie vortrefflich die Aufgabe gelöst wird, will die folgende Inhaltsangabe wenigstens anzudeuten versuchen.

Da die Griechen unter *οἰκονομία* nicht blofs, wie in der Hauptsache wir Neueren, die Lehre von der Erzeugung und dem Austausch der materiellen Güter der Volkswirtschaft verstanden, sondern die als angewandte Ethik aufgefafste Lehre von der Gründung und Führung von Haus und Familie, von der Verwaltung und Erhaltung von Besitztum und Vermögen, haben zwar bereits die Lehr- und Spruchdichter der wirtschaftlich so wichtigen Jahrhunderte VII und VI den Gegenstand behandelt, vor allen Hesiod in den „Werken" und Theognis und dann Phocylides, die sämtlich vor allem auch die Bedeutung der Frau für die Wirtschaft würdigen. In Prosa dagegen haben, wie Hodermann wahrscheinlich macht, zuerst die auf den Nutzen für den Tag gerichteten Sophisten diesen Gegenstand erörtert, freilich wissen wir hier nicht mehr als das Dafs, nicht auch das Wie, das selbst für Sokrates, der nach Hodermann das Gebiet der Ökonomie zuerst bestimmt abgegrenzt hat, und ebenso für den es im allgemeinen wohl in gleicher Weise behandelnden Cyniker Antisthenes noch nicht klar gelegt werden kann, da sich die Frage nach dem echten Sokrates nicht im Vorübergehen entscheiden läfst. Mit Recht wird daher der zugleich auf Xenophons und Antisthenes' Lehre und auf eigene Lebenserfahrung zurückgeführte Oeconomicus Xenophons nicht auf seine sokratischen und antisthenischen Bestandteile hin seziert, sondern im wesentlichen als Xenophonteisch und als die erste und eine allerbedeutendste zusammenfassende Darstellung des ganzen Gebietes gewürdigt. Plato wird alle Förderung des Gegenstandes abgesprochen, ob in diesem Mafse mit Recht, scheint mir, wenn er auch keinen Oeconomicus geschrieben hat, nach manchen Stellen seines „Staates" und namentlich der „Gesetze" denn doch zweifelhaft, zumal Hodermann von Platos vertrautestem Schüler Xenocrates von Chalcedon das Gegenteil annimmt und einen Oeconomicus anführen mufs. Allerdings hat die zweite für die Folgezeit grundlegende Darstellung des Gegenstandes und die erste Einordnung in das System der Philosophie gewifs Aristoteles geliefert im ersten Buche seiner Politik. Die Oeconomici betitelten Schriften, die unter Aristoteles' Namen gehen, hält Hodermann dagegen für unecht. Das erste Buch schreibt er einem nicht viel jüngeren Kenner der aristotelischen Lehre und gleichzeitigen Leser Xenophons zu; dagegen hat das zweite Buch, da es eingehend das

Geschäfts- und Erwerbsleben berücksichtigt und damit Unkenntnis des diese Fragen ausdrücklich ausschliefsenden aristotelischen Systems verrät, einen ganz anderen Ursprung; das dritte endlich trägt deutliche Spuren einerseits der Nachahmung Xenophons, anderseits der Einwirkung des Christenglaubens und entstammt danach neupythagoräischen Kreisen. Für die Peripatetiker wird nach Stob. II, 91—95 Mein. die Übereinstimmung mit ihrem Meister erwiesen. Die Stoiker behandelten in ihrer Hauptdisziplin, der Ethik, auch die ökonomischen Fragen, und wenn sie auch die zur Wirtschaftslehre gehörenden Dinge unter die ἀδιάφορα rechneten, so waren sie doch von der Verachtung und Geringschätzung von Hab und Gut, Weib und Kind, welche den für die Ausbildung der Ökonomik eben deshalb seit Antisthenes belanglosen Cyniker kennzeichnet, so weit entfernt, dafs z. B. der Gründer der Stoa gelehrt hat, καὶ γαμήσειν τὸν σοφὸν καὶ παιδοποιήσεσθαι, und Antipater von Tarsus geurteilt hat: τέλειος οἶκος καὶ βίος οὐκ ἄλλως δύναται γενέσθαι ἢ μετὰ γυναικὸς καὶ τέκνων. Auch bei dem Stoiker Musonius Rufus äufserte sich der offenbar starke Einflufs der Cyniker lediglich in der Betonung des Einfachen und Naturgemäfsen in der Lebensführung. Von den Epikuräern läfst sich aus Diogenes von Laerte für Epikur selbst und aus Philodemus für Metrodor von Lampsakus nur ganz allgemein die ähnliche Behandlung hauswirtschaftlicher Fragen in ihrer Moralphilosophie vermuten, nur dafs ihnen die Auffassung der Stoiker von der Bedeutung des Staates und von der Familie als seiner Grundlage abging. Mehr ist nach den herkulanischen Rollen von Philodemus von Gadara zu sagen, dessen Schrift περὶ κακιῶν καὶ τῶν ἀντικειμένων ἀρετῶν ἐν οἷς εἰσὶ καὶ περὶ ϑ' in einen negativen und einen positiven Teil zerfällt: in jenem wird wenig glücklich gegen Xenophons Oeconomicus und eine verwandte Schrift des Theophrast oder Ps.-Aristoteles polemisiert; im zweiten Teile verrät sich der echte Epikuräer besonders darin, dafs für den rechten Ökonomiker der erklärt wird, der sein eigen Hab und Gut so zu verwalten weifs, dafs er gut und glücklich leben kann, nicht minder darin, dafs er zu diesem Zwecke die Ehe weder nötig noch nützlich findet. Vor allem der hohen philosophischen Behandlung der Ökonomie bei Aristoteles aber entgegengesetzt ist es, dafs zuletzt ausführliche Vorschriften über Geschäft und Erwerb gegeben werden.

Von den Eklektikern folgt Arius Didymus bei stoischer Terminologie in der Sache Aristoteles, und Dio Chrysostomus, dem auch Hodermann

einen bei Stob. ausgeschriebenen Oeconomicus zuzuschreiben geneigt ist, vielleicht den Cynikern, Stoikern und Xenophon zugleich, Alcinous teilt zwar die praktische Philosophie in peripatetischer Weise in Ethik, Ökonomie und Politik, erwähnt aber sonst den zweiten Teil nicht, und Plutarch hat in seinen Conjugalia Praecepta zugleich aus Xenophon, Aristoteles sowie andern Peripatetikern und aus jüngeren, weniger ernsten Schriftstellern geschöpft. Bunte Mosaikarbeit aus Schriften verschiedenster Schulen sind auch die Schriften der Neuplatoniker: der Oeconomicus eines Bryson, von dem Stob. einiges erhalten hat, ging auf Aristoteles und seine Schule, sowie auf Cyniker, Kallikratidas' Schrift περὶ τᾶς τῶν οἰκηίων εὐδαιμονίας aufser Aristoteles und Peripatetiker auf Plato und Pythagoräer zurück. Die Pythagoräerin Periktiona, die den nach ἁρμονία strebenden Frauen Fingerzeige gegeben hat, hat ältere stoische mit jüngeren weniger ernsten vermischt, ihre Genossin Phintyos in ihrer Schrift περὶ σωφροσύνης (sc. der Frau!) hat eine Wiederholung und zugleich eine temperamentvolle Erweiterung der Lehren Xenophons geboten, und auch der letzte, der den Gegenstand behandelt hat, der Neuplatoniker Hierokles, ist noch um 450 n. Chr. in seinem Oeconomicus dem ersten mustergültigen Verfasser eines solchen, Xenophon, in Sprache und Inhalt gefolgt.

Zittau i. S. **Theodor Matthias.**

14) **Carlo Pascal, Studii di antichità e mitologia.** Milano, Hoepli, 1896. VI, 241 S. Gr. 8.

In diesem Bande sind Abhandlungen, welche die Leser italienischer Zeitschriften bereits kennen, vereinigt. Die meisten davon beziehen sich auf Kultus und Religion der Römer, nämlich I. „Der älteste Tempel des Apollo in Rom" (p. 1—17 aus Bullettino della commissione archeologica di Roma 1893); II. „De lectisterniis apud Romanos" (p. 19—30, aus Rivista di filologia 1893); III. „Bemerkungen zu den commentarii der augusteiischen Ludi saeculares" (p. 31—42, aus dem angeführten Bullettino 1893); IV. „Die Verehrung Apollos in Rom im Zeitalter des Augustus (p. 43—82, aus dem Bullettino 1894); V. „Die Verehrung der Dei ignoti in Rom" (p. 83—100, aus demselben Jahrgang); VI. „Die römischen ludi funebres (p. 101—115 aus den Rendiconti d. R. Accademia dei Lincei III, 1894); VII. „Acca Larentia und der Mythus der Mutter Erde" (p. 117—148, aus dem Bullettino 1894); VIII. „Die unterirdischen

Gottheiten und die Lupercalien" (p. 149—172, aus den Rendiconti IV, 1895); XI. „De Cereris atque Iunonis castu" (p. 207—220). Die drei übrigen Aufsätze sind der griechischen Mythologie gewidmet: IX. „Der Mythus von Lykaon" (p. 173—186 aus den Rendiconti IV, 1895); X. „Die Legende von der Sintflut in der griechischen Überlieferung" (p. 187—205, aus den Atti della R. Accademia delle Scienze di Torino XXX, 1895) und XII. „Der Mythus vom Python in der altgriechischen Überlieferung" (p. 221—235, aus den Rendiconti 1895).

Würzburg. **Sittl.**

---

15) **Wratislaviae laudes.** Composuit **P. Scharnweber,** gymnasii regii Fridericiani professor. Cum effigie beati Caroli Fickerti. Wratislaviae 1896. In aedibus L. Koehleri. 163 S. kl. 8°. ℳ 3.

Die der Vaterstadt des Verf.s Breslau und dem dortigen Elisabethgymnasium als Stätte seiner Jugendbildung gewidmete beachtenswerte Sammlung lateinischer Gedichte besteht aus einer gediegenen Vorrede, in der sich Sch. im Gegensatz zu der jetzt herrschenden pädagogischen Strömung als einen begeisterten Anhänger des alten humanistischen Gymnasiums mit seiner Klassicität bekundet, einer Dedicatio in alcäischen Strophen und 6 einzelnen Abschnitten, die nach dem Hauptinhalt der einzelnen Lieder unterschieden werden. Sie sind überschrieben: Ab Jove principium, Gymnasii Elisabetani laudes, Wratislaviae (so schreibt Verf. durchgängig) laudes, Vivat Fridericianum, Silesiaca und Diversa. Als die nach Inhalt und Form bedeutendsten Gedichte sind jedenfalls die der Gruppe 2 und 3 angehörigen zu bezeichnen. Wenn auch, wie sich dies aus dem jedesmaligen Stoffe leicht erklärt, der Inhalt des Dargebotenen nicht überall gleichmäfsig interessieren kann und die Darstellung stellenweise etwas sentenzenhaft erscheint oder wenigstens nicht genug bestimmte Thatsachen bietet, so mufs man doch, namentlich mit Rücksicht auf die Schwierigkeit, moderne Thatsachen in geschickte antike Form zu kleiden, im ganzen die dem Verf. eigene grofse Fertigkeit des Ausdrucks und der Versifikation rückhaltslos anerkennen. Eigentliche metrische Fehler finden sich in der Sammlung nicht, dagegen verschiedene unschöne Elisionen wie S. 17 *cum exsul,* S. 18 *suae urbis,* S. 19 *gratiam ei,* S. 24 *eum haud,* S. 51 *Poloniae atque Bohemiae,* S. 63 *ita habet,* S. 71 *strenui amici* u. a. Über die von ihm aus metrischen Gründen oft an-

gewandte Form Wrotzlavia hat sich der Dichter in der Vorrede selbst ausgesprochen. Die in alcäischen, asklepiadeischen und sapphischen Strophen, namentlich zur Erinnerung an seine eigenen hervorragenden Lehrer und Amtsgenossen abgefafsten Oden sind dem Verf. entschieden am besten gelungen, ebenso die Hymnen auf die Standbilder Friedrichs des Grofsen, Friedrich Wilhelms III und Blüchers, sowie auf die Holtei- und Liebichhöhe.

Im einzelnen haben dem Verf. hauptsächlich folgende längere oder kürzere Gedichte zugesagt: Dedicatio, In templum reginm, Ad Ioannem Paech, Ad Stenzelii manes, Ad principem de Hatzfeldt, Ad Augustnm Rossbach, Ad Goepperti manes, Ad Bertholdnm Volz wenigstens der Form nach, obwohl der Inhalt dieser dem hervorragenden Pädagogen und Historiker gewidmeten Ode etwas reichhaltiger sein könnte, Ad Maximilianum Treu (Abschiedsgedicht) und Ad seminarii paedagogici sodales. Aber auch lokale Gegenstände sind verhältnismäfsig recht gut behandelt, wie die Lobgedichte In curiam, In cellam Swidnitziensem, In hospitium nomine Landsknecht und die der Verherrlichung von Scheitnig und Oswitz dienenden Gesänge beweisen

Wir können die interessante Gedichtsammlung mit bestem Gewissen nur einer recht fleifsigen Beachtung empfehlen, der sie vollkommen würdig ist.

Pinne. **Löschhorn.**

Vakanzen.

Birkenfeld, G. Hilfsl. N. Spr. 2000 M. Oldenburgische Regierung.
Breslau, H. T. S., Obl. Physik, Chemie. 2700 M. Magistrat.
Duisburg, Rg., Obl. Gesch. N. E. Dir. Dr. Steinbart.
Düsseldorf, R. S., Obl. Math. Phys. N. E. Dir. Dr. Masberg.
Erfurt, R. S., Obl. N. Spr. u. Deutsch. N. E. Meld. bis 31./1. Magistrat.
Herford, Landw. Sch., 3 Obl. 1) f. N. Spr.; 2) f. Deutsch, Gesch. u. Geo.; 3) f. Math. N. E. Dir. Dr. Droysen.
Kalk, Höh. Knabensch., Alt- oder Neuphilologe. 2100 M. Meld. bis 1./2. Bürgermeister.
Oberhausen, Rpg. N. Spr. N. E. Dir. Dr. Poppelreuter.
Schlawe, Prg., Hilfsl. Math. u. Nat. (N. Spr.) N. E. Meld. bis 1./2. Curatorium.
Swinemünde, H. T. S., Dir. (N. Spr.) 3—4000 M. Meld. bis 24./1. Magistrat.
Weifsenfels, Prg., Hilfsl. f. Französ. (Mathem.) N. E. Meld. 1./2. Magistrat.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 6. Februar. Nr. 3, Jahrgang 1897.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

16) **G. Haupt, Commentationes archaeologicae in Aeschylum.** Dissertationes philologicae Halenses XIII, II. S. 107—160. Halle, Max Niemeyer, 1896. Mit 3 Tafeln. ℳ 1. 60.

Der Verfasser will in dieser Abhandlung die Denkmäler sammeln, die auf Tragödien des Äschylos zurückgehen, und untersuchen, was sich daraus für den Inhalt der verlorenen Stücke des Dichters erschliefsen lasse. Dabei durfte er die auf die erhaltene Orestis bezüglichen Bildwerke nicht übergehen, weil an ihnen eben ersichtlich ist, wie sich die Alten bei bildlichen Darstellungen von Scenen aus Tragödien zu der dichterischen bezw. scenischen Darstellung des Gegenstandes verhielten. Bildwerke zur Orestis bilden daher den ersten Teil dieser Untersuchung, S. 107—113. Es lassen sich an den hier behandelten Bildwerken in der That eine Reihe von Zügen nachweisen, die nur aus dem Einflufs der äschylischen Dichtung zu erklären sind. Doch bleibt selbst erhaltenen Tragödien gegenüber manches unsicher, indem nicht ausgeschlossen ist, dafs einem Künstler auch Motive aus den verschiedenen Behandlungen desselben Stoffs durch mehrere Dichter zusammengeflossen sein können (siehe zum Beispiel S. 111 u.), und indem gerade bei derartigen Untersuchungen die Gefahr nahe liegt, dafs man in kleinen Zügen Anklänge findet, an die der Künstler vielleicht selbst nicht gedacht hat.

Sind die Bildwerke zumal, wie manche apulische Vasenbilder, Erzeugnisse einer ziemlich späteren Zeit, so darf man eher annehmen, dafs die Maler sich an die zu ihrer Zeit allgemein geläufigen Sagenwendung, als an einzelne Züge aus einem älteren Tragiker hielten, zum mindesten hielten sich die Künstler nicht so eng an eine litterarische Quelle, dafs sie nicht jederzeit sich Abweichungen gestattet hätten, so z. B. S. 113 med.

Ist also schon bei erhaltenen Stücken eines Tragikers unbedingte Anlehnung des Künstlers nicht sicher nachzuweisen, so wird der Versuch, aus Bildwerken den Inhalt verlorener Stücke nachweisen zu wollen, mit um so gröfserer Vorsicht aufzunehmen sein, so oft er auch schon gemacht worden ist. Die Ausbeute wird jedenfalls, wenn man sich nicht verleiten läfst, zuviel finden zu wollen, eine kleine sein. Der Verfasser scheint mir dieser Versuchung nicht ganz entgangen zu sein; doch unterscheidet er in seiner Behandlung der verlorenen Stücke des Äschylos zwischen solchen, für die aus den Bildwerken nichts oder wenig Neues zu erschliefsen ist, und solchen, „quae accuratiorem suppeditent notitiam fabularum deperditarum“. Zu jenen gehören Pentheus, die Thracierinnen, die Phrygier und Sphinx, zu diesen der befreite Prometheus, Niobe und die Lykurgie. In diesem Teil liegt das Schwergewicht der Untersuchungen Haupts. Sie sind darum auch dem Studium derer zu empfehlen, die sich mit Äschylos beschäftigen; der Verfasser geht meines Erachtens in dem Versuch der Restitution dieser Stücke sehr weit. Immerhin ist es von Interesse, diesen Versuchen nachzugehen; wenn die Ergebnisse auch nicht durchaus unbestreitbar sind und manches auf sehr unsicheren Vermutungen beruht, so läfst sich doch nicht bestreiten, dafs über die behandelten Stücke des Äschylos durch diese Untersuchungen neues Licht verbreitet wird. Jedenfalls verfügt der Verfasser über eine tüchtige Denkmälerkenntnis. Doch hätte er z. B. S. 112 nicht verschweigen sollen, dafs die Deutung des pompejanischen Wandgemäldes, Arch. Ztg. 1883, Taf. 9, 1, auf Orest und Klytaimestra keineswegs feststeht, sondern dafs es von Kalkmann auf Hippolytos und Phaidra gedeutet wird. Auch die Beschreibung des auf derselben Seite erwähnten Vasenbildes ist nicht ganz zutreffend.

Über das Latein des Verfassers will Ref. kein Urteil abgeben; aber für die Sache wäre es immerhin zweckmäfsiger gewesen, die Abhandlung deutsch zu schreiben; wenn aber die lateinische Version ein specimen latinitatis des Verfassers sein soll, dann hätten Fehler wie *mutua persona* statt *muta* S. 125, *ac* statt *atque* vor Vokalen (passim) *in quarto saeculo*

S. 153, *saxeas vinculas* S. 156! nicht stehen bleiben sollen. Falsche Citate stehen S. 119 Anm. 2, wo die Tafelzahl fehlt, S. 154 Anm. 11, p. 117. S. 109 Anm. 2, 12 statt 7. S. 109, Z. 2 v. o. lies ὅς, statt ὅν S. 126 *protulerunt* statt *protuerunt*. Das Corrigendum am Schlufs enthält selbst wieder eine falsche Angabe.

Calw. **P. Weizsäcker.**

---

17) **Herodotos** erklärt von H. **Stein.** Zweiter Band, zweites Heft: Buch IV. Mit zwei Karten von H. Kiepert. 4. verbesserte Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1896. 176 S. 8. ℳ 1.50

Wie sehr H. Stein fortwährend bemüht ist, seine Herodotausgabe zu verbessern und zu vervollkommnen, davon legt auch jetzt wieder die neue Auflage des 4. Buches Zeugnis ab, sowohl was den Text, als auch was die Erklärung anlangt.

Der Text ist durch eine Reihe von Lesarten, die teils von dem Herausgeber selbst, teils von anderen Gelehrten herrühren, an vielen Stellen lesbarer gemacht worden. Unter des Herausgebers eigenen Vermutungen sind folgende die bemerkenswertesten: 16, 8 [ἀτρεκέως], wobei es aber unklar bleibt, wie dieses gewifs unpassende Wort an dieser Stelle in den Text kam. 28, 6: ἐντὸς ⟨τῆς⟩ τάφρου. 42, 12: διεκπλέειν mit β st. ἐκπλέειν mit α. 82, 3: Lücke hinter καὶ ἀριθμὸν πλείστους, in der von der weiten Ebene die Rede war, auf die gleich im Folgenden mit den Worten καὶ τοῦ μεγάθεος τοῦ πεδίου hingewiesen wird. 86, 8: [εἰσί]. 121, 4: τά τε τέκνα mit d. 130, 2: ⟨οἱ Πέρσαι⟩, jetzt besser an das Ende des Satzes gestellt, während es der Herausgeber früher nach μέν νυν einschob. 135, 5: αὐτοῦ ταύτῃ mit α. Dazu kommt noch 66, 2, wo er mit Erfolg das von Krüger und anderen angezweifelte ἑκάστου verteidigt. 119, 17 hätte er zur Stütze seiner gelungenen Konjektur κεισόμεθα st. πεισόμεθα auf Kallinos I, 1: μέχρις τεῦ κατάκεισθε; und Xenoph. Anab. 3, 1, 14 verweisen können.

Wie im Text, so merkt man auch im Kommentar überall die nachbessernde Hand. Was dem Verfasser jetzt entbehrlich schien, wurde gestrichen; leider fiel diesem Bestreben auch 29, 6 ὀρθῶς εἰρημένον und 136, 9 ὥστε τετμημενέων κτλ. zum Opfer. Andere Bemerkungen, besonders solche sachlicher Natur, wurden gekürzt. Noch häufiger kam der Verfasser in die Lage, Anmerkungen neu beifügen zu müssen, die meistens

die Sprache, seltener den Inhalt betreffen. Auch zu Berichtigungen hat er wiederholt Anlafs gefunden; so ist jetzt 68, 7 τὰ μάλιστα richtig zu νόμος ἐστί gezogen, nicht mehr, wie früher, zu ὀμνύναι; ebenso wird jetzt 97, 17 οὔ κω nicht mehr mit „keineswegs" erklärt, sondern mit „noch nie", richtiger „noch nicht"; auch 99, 16 wird jetzt παραπλήσια richtig als Adverb und τῆς Σκυθικῆς als Genet. partit. gefafst; nur hätte dabei noch angegeben werden sollen, dafs ταύτῃ lokal steht; endlich wird auch 201, 13 f. jetzt richtiger erklärt als früher. Dagegen ist die jetzt zu 42, 12 gegebene Erklärung nicht zu billigen, nach der ἕως Adverb. in der Bedeutung „bis" sein soll; dieser späte Gebrauch von ἕως läfst sich für Herodot nicht erweisen, und es ist um so bedenklicher, ihn hier anzunehmen, als die frühere Erklärung des Verfassers, nach der ἕως die Konjunktion „bis" ist, für die Stelle recht gut pafst. Mannigfache Änderungen der Ansichten des Verfassers bringt das Kap. 49, als wichtigste wohl die, dafs er jetzt ein Mifsverständnis annimmt und die drei grofsen Zuflüsse der Donau Atlas, Auras und Tibisis, die er früher in den kleinen vom östlichen Balkan kommenden Zuflüssen suchte, auf die Nordseite des Stromes verlegt, wo dem Atlas vielleicht der Alt (oder Olt) entspreche. 52, 5 versteht er jetzt von Bergfahrten, nicht mehr von Thalfahrten, wie früher. In der 53, 15 angegebenen Entfernung erblickt er jetzt eine der Landentfernung von 20 Tagereisen angepafste Schätzung der hellenischen Ansiedler. Zu dem Satz Kap. 63: ὑοὶ δὲ οὗτοι κτλ. bemerkt er, dafs er besser Kap. 61, 16 stände, und aus dem Umstande, dafs sich τοιούτῳ 97, 1 auf 93, 6 zurückbezieht, schliefst er, dafs der Exkurs über die Geten erst nachträglich eingefügt sei. Übrigens steht 97, 26 auch jetzt noch der Druckfehler „Exandros" st. „Koes". *β.*

18) **J. J. Hartman, De Terentio et Donato commentatio.** Lugduni Batav., A. W. Sijthoff, 1895. 239 S. 8°. f. 3,50.

Ein feiner Kenner und begeisterter Verehrer Terenzischer Kunst giebt hier eine ausführliche Probe seiner Studien, um einerseits die Bedeutung des Scholiasten für das Verständnis des Dichters in rechtes Licht zu setzen, anderseits zu einer richtigeren Erkenntnis und Würdigung des Dichters selbst anzuregen. Eine kurze Inhaltsübersicht wird am besten zeigen, wie Verf. seine Aufgabe auffafst und erledigt.

Das erste der vier Kapitel, in die das Buch zerfällt, S. 1—81, enthält, um an einem durchgeführten Beispiele zu zeigen, wie der Scholiast

für den Dichter richtig zu verwerten ist, einen begleitenden Kommentar zum Eunuchus. Nicht nur Scene für Scene, sondern oft Satz für Satz wird das Stück analysiert. Verf. macht seine eignen erklärenden Bemerkungen, wodurch der Zusammenhang erläutert, die richtige Stimmung, der Gestus der Sprechenden, wie sie je für die Worte nötig sind, angegeben werden, insbesondere aber auf den feinen, oft etwas versteckten Witz aufmerksam gemacht wird; aber hierbei kommt er stets auf die Anmerkungen des Scholiasten zurück, der die Gedanken des Dichters richtig versteht und dadurch allerdings oft genug überraschende Lichtblicke eröffnet an Stellen, an denen man sonst vielleicht achtlos vorübergeht. Nur selten widerspricht Verf. dem Scholiasten, bringt eigne Konjekturen, wo dieser der Vulgata folgt. Die Ökonomie der Komödie wird an Terenz, die Beobachtungen über das Wesen der Dichtform und einzelne Erfordernisse werden an Donat wiederholt gelobt. Diese Darlegungen sollen erweisen, wie überhaupt die Kunst des Terenz vom Scholiasten richtig erkannt wird, wie man sich deshalb der Führung dieses letzteren getrost anvertrauen darf.

Das zweite Kapitel (S. 82—118) zieht nun die allgemeinen Folgerungen über die Art der ästhetischen Betrachtung des Donat. Er will nicht blofs Wort- und Sacherklärungen geben wie andere Scholiasten, die meist Selbstverständliches und jedem aufmerksamen Auge Ersichtliches beibringen, sondern ihm ist es darum zu thun, zu erweisen, dafs Ter. durch seine Kunst die Zuschauer anzuregen und zu fesseln versteht, dafs er ein wirklicher Komiker ist. Ter. ist auch nicht blofs Nachahmer und Nachdichter; daher macht der Schol. besonders auf die Punkte aufmerksam, wo jener unabhängig von seinem Vorbilde, sei es Menander, sei es Apollodor, erfindet; einige treffende Beispiele beleuchten, wie Ter. den Menander verändert, wie er Hartes, Gewaltsames, Groteskes oder was an den erhabenen Ton der Tragödie erinnern könnte, mildert und dadurch der Komödie gerecht wird. Auch die „vigilantia“ des Dichters hebt der Schol. oft genug hervor, die von vornherein und durchweg darauf bedacht ist, die Wahrscheinlichkeit der Handlung im Auge zu behalten. Ebenso macht er auf Feinheiten im einzelnen aufmerksam, den Terenzischen Sprachgebrauch u. a. m. So will der Schol. das Interesse erhöhen, indem er in die Werkstätte des Dichters versetzt.

Das dritte Kapitel (S. 119—208) beschäftigt sich mit dem Verhältnis des Donat zu seinen Quellen. Die Resultate der Untersuchungen Sab-

badinis über den Schol. werden in kurzem mitgeteilt, aus denen hervorgeht, dafs Donat wohl der Vater des Kommentars ist, aber nicht der Verfasser von allem, was wir unter seinem Namen haben. Während jedoch Sabbadini annimmt, dafs der Kommentar, so wie er jetzt vorhanden ist, aus einem gemeinsamen Kern hervorgegangen ist, ist Hartman überzeugt, dafs er aus verschiedenen Elementen besteht. Einiges, was entschieden nicht Donatisch ist, wird ausdrücklich angeführt. In die allgemeine Klage, dafs eine kritische Ausgabe der Scholien fehlt, stimmt Verf. nicht ein; den wahren Donat würden wir doch selbst in einem Archetypus nicht haben, und dann ist eine Vollständigkeit der Scholien auch gar nicht nötig. Zu einer Kritik der Scholien giebt Verf. selbst (von S. 126 an) einen Beitrag, indem er eine gröfsere Anzahl von Stellen der fünf Stücke, zu denen wir den Kommentar des Donat haben, einer Betrachtung unterzieht. Wenngleich die hier vom Verfasser vorgebrachten Konjekturen, die mit Gründen des Geschmacks und der Logik verteidigt werden, grofsenteils zu billigen sind, so kann man ihnen doch nicht überall seine Zustimmung geben; er steht in der Kritik hinsichtlich der Feststellung des Textes offenbar mehr auf Hermannschem als auf Lachmannschem Standpunkte.

Im vierten Kapitel (S. 209—238) beschäftigt sich Verf. mit der Frage: inwiefern ist Ter. ein selbständig erfindender Künstler? An vielen Stellen erfahren wir ausdrücklich durch den Scholiasten, dafs Ter. von seinem Vorbilde abweicht, sei es, dafs er die Charaktere ändert, sei es, dafs er neue Personen einführt, sei es, dafs er den Gang der Handlung verschiebt, indem er ihre Wahrscheinlichkeit anders motiviert; an andern ist die Selbständigkeit des Ter. daraus zu schliefsen, dafs er vom Schol. gelobt oder gebilligt wird. Jedenfalls giebt Ter. der Sprache überall ein originelles Kolorit. Um die Kunst des Dichters in diesen Hinsichten zu beleuchten, wird schliefslich eine Vergleichung einzelner Züge der Andria des Ter. mit der des Menander versucht.

Es ist nicht zu verkennen, dafs Verf. sich mit warmer Liebe in seinen Dichter versenkt und von dessen Ausleger eine hohe Meinung hat; und wenn er beide vielleicht oft etwas zu überschwenglich lobt, so weifs er seine Ansichten doch geschickt zu begründen. Zweifellos hat er darin recht: wer so eingehend mit Hilfe des einsichtigen und geschmackvollen Scholiasten den Dichter studiert, wird erst von der Kunst und der Anmut des Ter. die richtige Vorstellung gewinnen und den wahren Genufs haben.

Die Latinität ist klar und fliefsend und liest sich angenehm; von einigen unbedeutenden Unebenheiten kann man absehen. Die Ausstattung ist gut, der Druck hie und da zwar nicht ganz korrekt, doch nicht so, dafs eine Sinnstörung entstände.

Hanau. **O. Wackermann.**

19) **E. F. M. Benecke, Antimachus of Colophon and the position of women in greek poetry.** A fragment printed for the use of scholars. London, Sonnenschein & Co., 1896. VIII u. 256 S. 8.

Der Verfasser hatte ein Buch unter dem Titel „Die Frauen in der griechischen Litteratur. Eine Untersuchung über den Ursprung des Romantischen in der Litteratur“ unternommen, erlebte aber die Vollendung nicht. Was in dem Nachlafs des im 26. Jahre verstorbenen Gelehrten sich vorfand, geben seine Freunde nun treulich heraus. Wir verdanken dieser Pietät eine anregende Lektüre und bedauern, dafs ein so reger kühner Geist so früh scheiden mufste; doch scheint uns der positive Wert des Gebotenen mehr in Einzelheiten als in der Gesamtauffassung zu liegen. Der eine Hauptteil, welcher den Titel des Buches bestimmte, zielt darauf hinaus, Antimachos als den ersten hinzustellen, der das Element der (romantischen) Frauenliebe in die Litteratur eingeführt habe; vorher habe die romantische Knaben- und Männerliebe geherrscht. Dafs die klassischen Anschauungen über die Liebe und ganz besonders über den Ausdruck dieser Empfindung von den unserigen weit abwichen und dafs Antimachos ein Vorläufer der alexandrinischen Liebespoesie war, weifs man. Es ist auch gewifs noch nicht das letzte Wort darüber gesagt worden; wir haben meines Wissens noch keine Darstellung, welche den Stand der Heldinnen (ob sie Fürstinnen, Bürgersfrauen, „Fremde“ waren), die Vorschriften über die αἰδώς, welche einer Frau gegenüber und von einer Frau gefordert wurde, und die Wortfassung der Beziehungen beider Geschlechter eingehend in Betracht zöge. Diese Lücke ist hier nicht ausgefüllt. Den Blick nur auf Antimachos (über dessen Romantik wir absolut kein Originalzeugnis haben) gerichtet, führt der Verfasser seine These rücksichtslos durch. Dabei wird z. B. der „Aias“ zu einer Tragödie der Männerliebe und die Ilias zu einer Liebesgeschichte, deren Helden Achilles und Patroklos sind; Nausikaa ist der liebliche Typus einer

Wäscherin, der Liebesgesang Polyphems ein Kennzeichen seiner närrischen Roheit u. s. w.

Der zweite Hauptteil beschäftigt sich mit den Frauen in der Komödie. Da die Zeugnisse zu einem guten Teil aus blofsen Titeln bestehen, können natürlich die Folgerungen nur hypothetisch sein. Besonders zeigt sich, dafs die Periodenteilung der attischen Komödie grofse Schwierigkeiten bietet. Zeitgenossen der „alten Komödie" dichten in der Art der mittleren; Anaxandrides geht der neuen Komödie voraus, und Philemon wird noch der mittleren zugezählt. Gerade in der Frauenfrage tritt diese Verschlungenheit der Fäden deutlich hervor. Als Belege werden S. 219 bis 242 nützliche Listen über die Stellen mittlerer und neuer Komödien gegeben, die von Frauen handeln (P. 227, 39 ist ἀπ' ἐμαυτῆς übersetzt: from my own wife). Die übrigen Exkurse erregen manchmal Kopfschütteln, z. B. C. über die Andromeda des Euripides, deren Held nicht Liebeshuld, sondern einen neuen Anzug zum Danke wünschen soll, oder A. über Theognis 261 ff., wo die Tochter des Hauses angeblich bei Tisch Wasser einschenkt. Aber der frische, manchmal schneidige Stil macht auch das Unwahrscheinliche plausibel. Es wäre schade, wenn das Buch ungedruckt geblieben wäre.

Würzburg. **Sittl.**

20) **Paul Gauckler, L'archéologie de la Tunisie.** Paris und Nancy, Berger-Levrault et Cie. 1896. 71 S. m. 16 Tafeln. Fr. 2. 50.

Der Titel bedarf einiger Erläuterung. Der Verfasser, dessen Name durch seine Beteiligung an der Publikation der algerischen Museen bekannt geworden war, stellt sich uns nun als „inspecteur chef du service beylical des antiquités et arts" vor. Man möchte also etwas Ähnliches erwarten wie die „Recherche des antiquités dans le Nord de l'Afrique" ist (ein aufserordentlich zweckmäfsiges Büchelchen des „Comité des travaux historiques", das bei uns Nachahmung verdiente); das vorliegende Heft jedoch ist nicht für die Forscher und Arbeiter im Lande bestimmt, sondern richtet sich an die vielen, die nicht nach Tunis kommen oder nur den Bädeker-Ausflug machen. Tunis gehört jetzt zu den wichtigsten archäologischen Provinzen. Bekanntlich ist keine Gegend so gut geeignet, um antike Städte uns zu erhalten, als der Wüstenrand, der nur zu Zeiten grofser Machtentfaltung besetzt war und dann der Öde und den Nomaden

anheimfiel. In den Städten der syrischen Wüste wäre der Aufenthalt für Forscher und Reisende nicht gemütlich, aber seit die französischen Garnisonen die Nomaden des Innern von Tunis niederhalten, hat das Traumbild der römischen Wüstenkultur greifbare Umrisse erhalten. Man spricht jetzt schon von einem afrikanischen Pompeji. In dem Buche, das wir anzeigen, ist nun nicht eine Beschreibung der einzelnen Fundstätten oder eine Übersicht der Funde (z. B. Delattre's in Karthago) gegeben, sondern wir erhalten ein genaues Bild der eigenartigen Kulturgeschichte von Byzacene: Römische Bauten jeglicher Art, teilweise prunkvoll aufgeführt; aber vorher, selbst in der punischen Zeit, und nachher ärmliches Nomadenland! Kein vorrömischer Bau als höchstens ein Grabmal in Thugga! Sehr richtig wird hervorgehoben, was den Menschen im Kampfe gegen die südliche Natur am meisten fördert: Bewässerungsanlagen und Verkehrsmittel. Mit diesen ist die Blüte verknüpft; werden sie auch nur vernachlässigt, so hat der Mensch verspielt und mufs weichen. Die interessanten Ausführungen sind von hübschen Bildern begleitet.

Würzburg. **Sittl.**

---

21) **Harvard studies in classical philology.** Volume VI. Boston, Ginn & Co. Leipzig, Harrassowitz, 1895. 249 S. 8. geb. ℳ 6.

Der neueste Band der geschätzten Studien, welche an der Harvard-Universität erscheinen, wird eröffnet mit der Abhandlung: „Der Opisthodomos auf der Akropolis zu Athen von John W. White (p. 1 bis 54, mit Plan). Man weifs, dafs eine Meinungsverschiedenheit darüber besteht, ob der Opisthodomos ein Teil des Athenetempels oder ein selbständiges Gebäude war; diese Frage wäre an sich nicht so verwickelt, wenn sie nicht mit dem vielbestrittenen Burgtempel-Problem zusammenhinge. Der Verf. hat den Mut gehabt, in die Debatte einzugreifen; er wird jedenfalls der Polemik nicht entgehen, aber es scheint uns, als ob er in den Hauptsachen das Wahrscheinliche und Natürliche getroffen habe. Fassen wir kurz den Kern zusammen! Zur homerischen Zeit hat Athena einen Tempel auf der Burg, in dem auch Erechtheus wohnt. Die Perser finden aber zwei Tempel, von denen Herodot den einen „Tempel des Erechtheus“, den andern „das Heiligtum“ nennt. [Man möchte am ehesten denken, dafs Peisistratos einen neuen grofsen Tempel zu bauen begann.] Die gleiche Doppelheit ist auch fernerhin zu erkennen; in der offiziellen Sprache heifst der eine „der alte Tempel“, der andere „Heka-

bleme und ganz besonders nicht für das Buch „Über die Welt“ genannt werden.

Würzburg. **Sittl.**

22) **Carl Robert, Die Marathonschlacht in der Poikile** und weiteres über Polygnot. Achtzehntes Hallisches Winkelmannsprogramm. Mit 1 Tafel und 12 Textabbildungen. Halle a. S., Max Niemeyer, 1895. 126 S. 4. ℳ 12.

Verspätet wie dieses Programm selber, erscheint diese Rezension desselben. Der Leser wird diese Verspätung entschuldbar finden, wenn er erfährt, dafs der geehrte Herr Verfasser in diesem Programm andere Rekonstruktionsgrundsätze seiner vorhergehenden Programme auch in den Punkten festhält, wo Referent grundverschiedener Ansicht ist, wie in den Fragen des Formats, der Perspektive, der Gröfse der Figuren u. dgl., und dafs er sich mit ihm über eine Reihe von Differenzpunkten über die delphischen Gemälde auseinandersetzt. Beides würde es dem Referenten eigentlich zur Pflicht machen, eine ins einzelste gehende Rezension zu schreiben; dies würde sich aber in dem von ihm gewünschten Mafs nur ausführen lassen, wenn er, wie bei den Gemälden in Delphi, Roberts Versuch einen eigenen gegenüberstellen und in einer eigenen Schrift begründen würde. Das war auch bis jetzt seine Absicht, und dieselbe ist noch nicht aufgegeben; ihre Ausführung wird aber davon abhängen, ob dem Referenten, der sich mit derartigen Studien nur in Mufsestunden beschäftigen kann, Zeit und Kraft dazu übrig bleibt. Der Herr Verfasser, dem ich für seine wohlwollende und eingehende Kritik meiner Schrift aufrichtig dankbar bin und in manchen untergeordneten Punkten vollkommen recht gebe, während ich in wichtigen anderen auf meiner Ansicht beharren mufs, möge es mir daher zugut halten und nicht einen Rückzug darin erblicken, wenn ich mich hier auf eine kurze Besprechung seiner vortrefflichen Schrift beschränke.

Die Aufgabe, die Marathonschlacht in der Poikile zu rekonstruieren, ist eine erheblich schwierigere als die Rekonstruktion der delphischen Gemälde Polygnots, denn die Anhaltspunkte dafür finden sich nicht, wie dort, in einer ausführlichen Beschreibung, sondern müssen aus verschiedenen, zum Teil recht entlegenen, Quellen zusammengesucht werden, und hierin hat der Herr Verfasser eine wahre Meisterschaft entwickelt, so dafs ihm gelungen ist, namentlich noch eine ganze Reihe von weiteren Figuren

zu finden, die in dem Bild enthalten sein mufsten. In dem ersten Abschnitt behandelt R. die Bilder in der Poikile im allgemeinen, die Nachrichten über die Maler derselben, die Frage über die Schlacht bei Oinoe, die Zeit der Erbauung und Ausmalung der Halle, dann insbesondere, ehe er an die Rekonstruktion des Marathonbildes geht, die Gestalt der Halle, die er ohne Zweifel in der Hauptsache richtig rekonstruiert, und dann die Hilfsmittel der Rekonstruktion des Marathonbildes, das dadurch in seinen verschiedenen Teilen lebendig vor unseren Augen ersteht. Gegen die von R. aufgestellten Bestandteile und ihre Anordnung im allgemeinen wird sich ein begründeter Widerspruch so wenig erheben lassen, wie bei den Gemälden in Delphi. Mit der Zerdehnung des Bildes in die Länge kann ich mich ebenso wenig befreunden wie dort, die Möglichkeit einer andern Verteilung aber mufs einer eignen Untersuchung vorbehalten bleiben, doch scheint mir, so viel ich bis jetzt sehe, auch hier unerläfslich, dem Bild eine gröfsere Ausdehnung nach der Tiefe zu geben durch Zusammenrücken und Übereinanderstellen der Personen.

Im zweiten Abschnitt werden die übrigen Bilder Polygnots und seiner Genossen, im Theseion und Anakeion, behandelt. Die Leukippidenhochzeit im letzteren, von der R. mit Benndorf annimmt, dafs sie auf die entsprechende Darstellung des Frieses von Gjölbaschi einen so starken Einflufs ausgeübt habe, dafs diese von der Gesamtkomposition des Gemäldes eine Vorstellung geben könne, wird insbesondere beleuchtet durch eine eingehende Betrachtung des Leukippidenraubs auf Vasen. Das Argonautenbild des Mikon wird als Aufbruch der Argonauten erklärt. Es folgt dann die Besprechung der polygnotischen Gemälde in Plataiai und Thespiai, ferner der angeblich in der Pinakothek befindlichen Gemälde unbekannten Orts: Achill auf Skyros und Nausikaa, und endlich eine kurze Überschau der Thätigkeit Polygnots, so weit sie sich chronologisch fixieren läfst. Ein ergebnisreicher Exkurs über die jüngeren attischen Vasen reiht sich diesem Abschnitt an.

Der dritte Abschnitt: Wie sah ein Polygnotisches Gemälde aus? behandelt Fragen, die teilweise schon zu beantworten sind, ehe an einen Wiederherstellungsversuch herangetreten wird. Es ist jedoch keine Frage, dafs eine abschliefsende Beantwortung, soweit eine solche überhaupt zu gewinnen ist, eher wird gegeben werden können, wenn alle Gemälde des Meisters und seiner Schule, von denen wir Kunde haben, im einzelnen durchgesprochen sind. Deshalb hat sich Robert diese Frage für den Schlufs

aufgespart. Da er jedoch durch seine Wiederherstellungen dieselbe grofsenteils schon im voraus beantwortet hatte, so konnte es nicht ausbleiben, dafs von deren Beurteilern eben manches in den Bereich der Diskussion gezogen wurde, was der Verfasser noch nicht eigentlich begründet hatte. So wird seine Behandlung dieses Gegenstandes zu einer Auseinandersetzung mit entgegenstehenden Ansichten und enthält zugleich das Ergebnis seiner gründlichen Forschungen über Polygnots malerische Thätigkeit. Auch hier mufs ich darauf verzichten, den Ausführungen des Verfassers ins einzelne zu folgen. Das Ergebnis derselben fafst er selber in die Worte zusammen: „Polygnotische Gemälde sind zur Dekoration einer Wandfläche bestimmte Bilder von c. 5 m Höhe und sehr wechselnder Breite mit lebensgrofsen Figuren; sie werden bald auf den Stuckbelag der Wand, bald auf besondere Holztafeln gemalt, die zusammengefügt und an der Wand befestigt werden. Der Grund ist weifs; die mit satten Farben ohne Schattierung oder Abtönung gemalten Figuren heben sich unmittelbar von dem Grunde ab, ohne dafs dieser durch Färbung als Terrain bezeichnet wäre. Die Darstellung des Terrains beschränkt sich vielmehr auf wellenartig auf- und absteigende Linien, durch die die ganze Bildfläche als ein Bergabhang charakterisiert wird. Auf diesem sind die Figuren möglichst gleichmäfsig verteilt; einzelne von ihnen werden durch Terrainlinien teilweise überschnitten, so dafs sie bald aus den Schluchten des Gebirges aufzutauchen, bald darin zu verschwinden scheinen. Von Farben sind verwendet Schwarz und Weifs, Rot und Gelb in verschiedenen Nüancen als Grundfarben, Grün und eine gewisse Art von Blau als gemischte Farben." Es ist nicht zu leugnen, dafs dieses Ergebnis jedenfalls einer richtigen Vorstellung von dem Aussehen eines polygnotischen Gemäldes weit näher kommt als alle früheren Versuche, ebenso wenig aber, dafs auch dieses Ergebnis noch fast in jedem Satz zum Widerspruch herausfordert. Zweifelhaft sind mir z. B. noch die Behauptungen, dafs diese Bilder die ganze Wandfläche bedeckt haben, dafs die Figuren in allen lebensgrofs gewesen seien, dafs die Bildfläche als Bergabhang charakterisiert gewesen sei (in allen?), dafs die Figuren möglichst gleichmäfsig verteilt waren, während sich deutlich Gruppen unterscheiden lassen; Lessings Ansicht, dafs Polygnot mit seinem Übereinander der Figuren den Eindruck eines Zurückgehens in die Tiefe habe erwecken wollen, ist mit der Wendung, dafs es der Wissenschaft nicht würdig sei, grofser Männer Irrtümer noch weitschweifig zu widerlegen, wenn die Thatsachen

gegen sie gesprochen haben, nicht abgethan. Wo sind denn diese Thatsachen? etwa in den polygnotischen Vasen? Bedeutet nicht auch in diesen das Übereinander ein Hintereinander? Stehen nicht auch an einem Bergabhang die Höherstehenden weiter zurück als die Niedrigerstehenden? Ist es also nicht prinzipiell gleichgültig, ob das Terrain als Bergabhang oder als Ebene gefafst wird? Der Maler erleichtert sich nur seine Aufgabe, wenn er ein in die Tiefe gehen sollendes Bild mit Vorder-, Mittel-, Hintergrund an einen Berghang verlegt. Er erreicht aber denselben Zweck, wenn er, wie Lessing annimmt, sich seinen Standpunkt selbst einem Vorgang in einer Ebene gegenüber sehr hoch wählt. Doch ich wollte mich ja hier, um nicht zu weit geführt zu werden, in keine Einzeldiskussion einlassen, da ich sonst lange nicht fertig würde.

Dies gilt auch von dem letzten Abschnitt: Einzelnes zu den Leschebildern. Was hier z. B. Robert über meine Umkehrung der Reihenfolge in der Bilderbeschreibung sagt, beruht auf einem gründlichen Mifsverständnis. Wenn Pausanius durch die südliche Thüre, wie ich annahm (denn die nach Süden offene Halle dachte ich mir durch ein Gitter verschlossen, S. 6 unten), in die Lesche eintrat, die nach meiner Ansicht nur eine verhältnismäfsig geringe Tiefe hatte, und sich dann zuerst dem Bilde rechts von der Thüre der Rückwand zuwandte, so beschrieb er diese wohl naturgemäfs von dem ihm zunächstliegenden Ende aus, also von links nach rechts, und das linksliegende nachher von rechts nach links. Die Ausführungen Roberts S. 113f., die mich mit den Angaben des Pausanias in Widerspruch zu setzen suchen, beweisen nichts, wenn man den Faden, den ich gefunden zu haben glaube, genau verfolgt; denn seine Ausführungen über ἐφεξῆς und μετά sind nicht überzeugend: namentlich μετά, das doch nur zeitlich im Verlauf der Beschreibung gefafst werden kann, kann demnach, je nachdem die Beschreibung nach oben oder unten, rechts oder links weiter geht, örtlich ebenso gut unter als über als neben bedeuten. Und so ist es auch mit ἐφεξῆς; dieses bezeichnet nach meiner Auffassung eben das in der Reihenfolge der Beschreibung zunächst Anschliefsende, so auch 35, 5, wo ἀνωτέρω und ἐφεξῆς in Gegensatz gestellt sind; hier ist mit ἀνωτέρω eine über Helena befindliche Gruppe abgeschlossen, so dafs mit ἐφεξῆς eben nur der Beginn einer neuen, von Helena aus beschriebenen Gruppe eingeleitet wird; es heifst eben in allen von Robert angeführten Stellen gerade wie in der in Anm. S. 112, 6 ausgenommenen Stelle: in der Reihenfolge anschliefsend. Wie übrigens Robert

dort behaupten kann, dafs Iphigeneia und Auge in meinem Bilde nicht in Beziehung zu Phaidra gesetzt seien, ist mir unverständlich; der Augenschein lehrt das Gegenteil. Hinsichtlich des Schiffes in der Iliupersis gebe ich meinen Verstofs gern zu. Gerade durch die Angabe, dafs von dem Pferde an das Meer aufzuhören scheine, kam ich zu der Ansicht, dafs es sich bis hierher erstreckte, indem ich das „Scheinen" auf eine Undentlichkeit im Gemälde bezog. Ich habe mir durch dieses Mifsverständnis meine Aufgabe nur erschwert; denn ohne dieses hätte ich für die Gruppe um Helena mehr Raum gewonnen, für das ins Meer gezogene Schiff hätte eine kleine Einbuchtung genügt, und der Strand wäre geräumiger geworden.

Doch ich schliefse diese Einzelbemerkungen, aus denen der Verfasser ersehen mag, dafs es mir gleich ihm nur um die Erkenntnis der Wahrheit zu thun ist, und gestehe, dafs, wenn ich auch nicht in allen Punkten mit ihm einig bin, doch auch dieser neue Beitrag zu einem tieferen Verständnis der Kunst Polygnots dieses Problem in hervorragendem Mafse gefördert hat, und dafs, wenn wir uns heute von Polygnots Malerei eine richtigere Vorstellung machen können als früher, dies in erster Linie den gründlichen Untersuchungen Roberts zu verdanken ist.

Calw. **Weizsäcker.**

Vakanzen.

Bonn, O. R. S. u. G., 2 Hilfsl.: 1) Alte Spr., 2) N. Spr. Dir. Dr. Hölscher.

Cleve, Landw. Sch., L. f. Math. u. Nat. Meldung bis 20./2. Dir. Dr. Fürstenberg.

Crefeld, O. R. S., Obl. Deutsch u. Gesch. (ev. Rel. f. m. Kl.). Dir. Quossek.

Haspe i. W., Höh. Sch., L. N. Spr. 2100 M. u. 420 Wg. Meld. bis 15./2. Curatorium.

Jülich, Prg. (kath.), Direktor. N. E. Anfangsgeh. 4500 M. u. fr. W. Meld. bis 10./2. Bürgermeister.

Potsdam, R. S. Hilfsl. N. Spr. Dir. Schulz.

Schwelm, Prg. u. R. S., Hilfsl. N. Spr. Dir. Dr. Tobien.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 20. Februar. Nr. 4, Jahrgang 1897.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

23) **Herodotus** erklärt von **H. Stein.** Zweiter Band. Erstes Heft Buch III. 4. verbesserte Auflage. 165 S. 8. ℳ 1.50. Dritter Band, Buch V u. VI. 5. Auflage. 231 S. 8. ℳ 1.80. Fünfter Band, Buch VIII und IX. 5. verbesserte Auflage. 265 S. 8. ℳ 2.25. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Die vorliegenden neuen Auflagen der Bücher III, V, VI, VIII, und IX des Herodot zeigen, wie unaufhörlich H. Stein bemüht ist, die Kritik und Exegese des Geschichtschreibers zu fördern. Der Text bringt eine ganze Reihe von Lesarten, von denen ich hier nur die erwähnen will, die mir gelungen erscheinen. III, 17, 1: *ἐβουλεύετο* st. *ἐβουλεύσατο.* 26, 6: *ἀπέχει* st. *ἀπέχουσι.* 69, 2: *δή* st. *δέ*; ebenso 140, 7. 102, 3: [*καὶ τῶν ἄλλων Ἰνδῶν*]. 127, 14: *ζώοντα* ⟨*ἂν*⟩ *ἀγάγοι.* 130, 6: *ἑωυτόν* st. *ὦν, ἀν.* 157, 7: ⟨*παρ᾽*⟩ *αὐτῶν.* V, 26: *Λαμπιώνειον* st. *Λαμπώνιον.* 33, 13: *ἔξω μὲν* ⟨*τὴν*⟩ *κεφαλήν*, vgl. das folg. *ἔσω δὲ τὸ σῶμα.* 77, 4: [*τοὺς Βοιωτούς*]. 83, 6: *ἐδηλέοντό* ⟨*τε*⟩, dem folg. *καὶ δὴ καὶ* entsprechend. VI, 52, 17: *βουλευομένην δέ* st. *βουλομένην δέ*, wie auch ich in meiner Ausgabe geschrieben habe. 86a, 11: *λέγομεν*,

ἄνδρα. 128, 9: τοῦτον πάντα ἐποίεε ⟨ταῦτα⟩, wo ich jedoch ταῦτα hinter πάντα stelle, wo es leichter ausfallen konnte. VIII, 77, 3: ῥήματα st. πρήγματα. 82, 6: σύν τε st. δέ. IX, 7, 4: σφι ⟨ἤνετο⟩, τό. 51, 15: μετακινέεσθαί τε st. δέ. 96, 13: Τιγράνης ⟨ἀνήρ⟩.

Der Kommentar ist berichtigt und erweitert, besonders im 3. Buch und dann im 5. und 6. Buch, wo die Berücksichtigung der πολιτεία Ἀθηναίων des Aristoteles, sowie der neueren Arbeiten auf dem Gebiete der griechischen Geschichte mannigfache Zusätze und Erweiterungen nötig machte. So kann man die neuen Auflagen der H. Steinschen Herodot-Ausgabe nach jeder Seite hin als verbesserte bezeichnen.

Durlach. **J. Sitzler.**

---

24) Johannes Nikel, Herodot und die Keilschriftforschung. (Sonderabdruck aus dem 28. Bericht der wissenschaftl. Ges. „Philomathie“ zu Neifse.) Paderborn, F. Schöningh, 1896. 91 S. 8. *M* 2. —.

Es lag in der Natur der Sache, dafs die ersten Entzifferer der zahlreichen Inschriften von Ninive und Babel, berauscht durch die Fülle von neuen, bis dahin ganz unbekannten Ergebnissen, auf die früher bekannten Quellen der Geschichte des Euphrat- und Tigrislandes mit Geringschätzung herabschauten. Man „verliebt sich in seinen Helden“, jetzt nicht minder als im Altertum. Bei ruhiger, vorurteilsfreier Betrachtung kommen aber auch die Orientalisten von der Unterschätzung der klassischen Quellen zurück. Eine derartige Prüfung giebt auch Verf. in vorliegender Schrift. Sie benutzt im ganzen das neue vorliegende Material, indes vermisse ich die Citierung von Prazek, Medien und das Haus Kyaxares (Berlin 1890), von Schubert, Herodots Darstellung der Cyrussage (Breslau 1890), und von Nöldekes Artikel über persische Geschichte in der Encyclopaedia Britannica (deutsch: Aufsätze zur persischen Geschichte, Leipzig 1887); bei allen dreien findet sich keine Vorliebe für die orientalischen Völker.

Nikel behandelt: I. Chorographisches und Topographisches (u. a. Fruchtbarkeit Babyloniens, Gröfse der Stadt Babylon, die Königsburg und „der Tempel des Zeus Belos“; II. Nachrichten über die Geschichte der vorderasiatischen Reiche (u. a. Semiramis und Nitokris, Dauer der assyrischen Oberherrschaft, Begründung und Dauer des Mederreichs, Sanheribs Feldzug gegen Ägypten, Ninives Fall, Cyrus' Herkunft, Babylons Fall);

III. Kulturgeschichtliches (Istarkult, Kleidertracht, Weibermarkt, Handelsschiffahrt auf dem Euphrat, Toleranz des Cyrus und Kambyses).

Bei der Art und Weise, wie Herodot sich über die ältere Geschichte des Euphratlandes unterrichten mufste — etwa 100 Jahre nach dem Tode Nebukadnezars durch persische Quellen —, ist es natürlich, dafs manches schief dargestellt ist und uns vielfach auch der Grund zu den Irrtümern, in die er verfallen ist, verborgen bleibt. Wie vieles aber von den Berichten Herodots mit den Keilinschriften in Übereinstimmung ist oder doch danach zu erklären ist, davon giebt Nikels Arbeit ein recht klares Bild, und sie sei den Freunden morgenländischer sowohl wie herodoteischer Forschung durchaus empfohlen. Ich erwähne unter anderm, dafs N. sich inbetreff des Namens Nitokris der Ansicht Meyers anschliefst: Nitokris ist danach verstümmelt aus Nebukadnezar (Nabu-kudur-ussur); die grofsen Arbeiten Nebukadnezars für seine Gemahlin Amytis sind auf diese übertragen und damit zugleich der entstellte Name. Semiramis ist Sammuramat, Frau oder Mutter des Königs Rammau-nirari III. (811—783), die in der griechischen Überlieferung infolge der Übertragung sagenhafter Züge viel bedeutender erscheint, als sie thatsächlich war.

Ungelöst bleibt bei Nikel die Zahl der 128, resp. 150 Jahre für die Regierungszeit der Mederfürsten von Deiokes bis Astyages. Das Einfachste scheint mir noch immer, ein kleines Versehen Herodots anzunehmen: die vier Mederkönige regierten nach Herodot 52 + 22 + 40 + 35 = 150 Jahre, Herodot hat aber bei der Angabe der 53 Jahre für Deiokes diesem alle Jahre vor dem Regierungsantritt des Kyaxares gegeben, und nicht die 22 Jahre des Phraortes abgegeben; bei der Zusammenfassung (I, 130) hat er dieses Versehen nicht bemerkt und richtig addiert: 53 + 40 + 35 = 128. Dann mufs die Skythenherrschaft von 28 Jahren allerdings eingeschlossen sein (vgl. diese Rdsch., Jahrg. 1890, S. 379).

Die Genealogieen der persischen Fürsten bei Herodot, auf dem Cyrus-Cylinder und in der Behistun-Inschrift sind wohl am einfachsten so in Übereinstimmung zu bringen, dafs man in der Behistun-Inschrift die in der Ahnenreihe offenbar vorliegende, vom Steinmetzen herrührende Lücke etwas gröfser annimmt; nicht blofs das Wort Caispis, sondern die Reihe: Caispis, Caispais pitâ Kûrns, Kûraus pitâ Kambujiya, Kambujiyahyâ pitâ Caispis wird vor dem Worte Caispais ausgelassen sein. Vgl. diese Rdsch. 1890, S. 35.

Der Umstand, dafs der Verfasser des Buches Daniel über Nebukad-

nezar besser unterrichtet ist als Herodot (S. 48, Anm. 2), kann doch unmöglich beweisen, daſs die Schrift nicht erst um 167 geschrieben sein kann. Warum sollen dem Verfasser nicht ebenso gut urkundliche Quellen der Babylonier vorgelegen haben wie dem Berossus? Da müſste man aus modernen historischen Romanen doch absonderliche Schlüsse auf die Zeit ihrer Verfasser ziehen!

Adolf Bauer ist durch einen Druckfehler S. 3 in Adolf Lauer verwandelt.

Oldesloe. **R. Hansen.**

25) **Theodor Wiegand, Die puteolanische Bauinschrift,** sachlich erläutert. Mit 15 Figuren im Text und 2 Tafeln. Besonderer Abdruck a. d. 20. Supplementband der Jahrb. f. klass. Phil. S. 661—778 8. Leipzig, B. G. Teubner 1894. ℳ 3. 60.

Die puteolanische Bauinschrift aus dem Jahre 105 v. Chr. ist ein zwar schon längst bekanntes, aber lange nicht genügend gewürdigtes und vielfach falsch verstandenes Denkmal von seltener Wichtigkeit sowohl in sprachlicher als rechtlicher und baugeschichtlicher Beziehung. Es war daher ein verdienstvolles Unternehmen des Verfassers, dieser Inschrift eine gründliche Untersuchung zu widmen, und er hat seinen Gegenstand so gründlich und erschöpfend behandelt, daſs seine Arbeit wohl als eine abschlieſsende bezeichnet werden darf.

Verfasser giebt zuerst den Text und die Übersetzung der Inschrift. Da diese sehr gut erhalten ist, so hat er sich mit Recht von dem Fehler mancher seiner Vorgänger freigehalten, Textänderungen, wie sie nur Manuskripten gegenüber eine Berechtigung haben, vorzunehmen, und sich vielmehr bemüht, in den Sinn des erhaltenen Textes einzudringen und dabei analoge Bauvergebungen griechischen Ursprungs heigezogen. Nach einer Übersicht über die Geschichte der Urkunde und ihrer Erklärungen, unter denen er der des Piranesi zu ihrem Rechte verhilft, wird im ersten Teil das geschäftliche Verfahren bei der Bauvergebung verfolgt, und dann im zweiten der Bau nach seinen einzelnen Teilen dnrchgesprochen. Diese Art der Behandlung ist entschieden der eines fortlaufenden Kommentars vorzuziehen. Es handelt sich um den Bau einer Zugangspforte zu einer area zwischen zwei Häusern, gegenüber dem Serapistempel in Puteoli. Dabei kommt zuerst die topographische Lage der Area zur Sprache, ihr Plan und Zweck vor und nach dem Umbau und die Technik des Mauerwerks. Sodann wird nach Beiziehung aller

Hilfsmittel der Rekonstruktion des Thores selbst (Vitruv, griechisches Holzdach, etruskisches Tempeldach, tuskanisches Atriumdach, antike und moderne Thore mit Vordächern nach Art des puteolanischen) Thüre und Dach des puteolanischen Baues von Teil zu Teil durchgenommen und schliefslich seine Kunstgeschichtliche Bedeutung erörtert. Die Untersuchung ist bis ins Einzelne gründlich geführt und in deren Hauptergebnissen unanfechtbar; Abbildungen zur Erleichterung des Verständnisses sind beigegeben, und so wird diese Schrift allen willkommen sein, die sich mit derartigen Studien befassen. S. 732, § 29, Z. 5 ist in störender Weise nach „bezog" das Wörtchen *id* ausgefallen.

Calw. **P. Weizsäcker.**

26) **Constantin Martha, Mélanges de littérature ancienne.** Paris, Hachette & Cie., 1896. IV u. 253 S. 8.

Dieser neuerschienene Teil der gelben Hachette-Serie enthält mehrere Abhandlungen, welche der verstorbene Verfasser in den Jahren 1857 bis 1890 veröffentlicht hatte, und aufserdem zwei noch ungedruckte Aufsätze. Der Standpunkt, von dem aus sie geschrieben sind, verrät den Autor der „Moralistes sous l'empire romain" und der „Etudes morales sur l'antiquité". Nennen wir zunächst drei feinsinnige Studien über die Erziehung der Griechinnen, besonders nach Xenophon und Plutarch (S. 1—46), die Römer in der Komödie, d. h. das Publikum, welches die römischen Komiker voraussetzen mufsten (S. 100—156) und „Augustus und die Litteratur" (S. 179—214). Ein mehr spezifisch nationales Gepräge haben zwei andere Studien, deren eine von Pindar (S. 47—99) oder eigentlich von dem Villemainschen Pindar handelt, während die andere Senecas Wertschätzung (S. 215—252) durch die Jahrhunderte verfolgt und ihre Gründe prüft. Da hier einmal der Ausgangspunkt durch Citate gestützt wird, kann auch der Rezensent sein Amt üben. Tertullian will mit den Worten „saepe noster" gewifs nur sagen, dafs die Gedanken des Philosophen oft mit christlichen zusammentreffen; Hieronymus dagegen begründet die Einreibung Senecas in seinen Schriftstellerkatalog (K. 12) nur mit dem Briefwechsel des Apostel Paulus und des Römers. Eine ungedruckte Abhandlung über Lucretius und Cicero (S. 157—177) enthält ein nützliches Verzeichnis von Anklängen ciceronianischer Stellen an lukrezische Wendungen (p. 171—174).

Würzburg. **Sittl.**

27) **Archäologisch-epigraphische Mitteilungen aus Österreich-Ungarn.** Herausgegeben von **O. Benndorf** und **E. Bormann.** Jahrgang XVIII, mit 68 Abbildungen. Wien, Alfred Hölder, 1895. 232 S. gr. 8.

Auch die beiden Hefte dieses Jahrganges legen wieder rühmlich davon Zeugnis ab, mit welchem Eifer und welchem Erfolge die österreichischen Archäologen, Epigraphiker und Historiker sich die Erforschung der Gegenden angelegen sein lassen, die sie sich als ihr natürliches, zunächst liegendes Arbeitsfeld erkoren haben.

Altertümer aus Niederösterreich publiziert Fr. Ladek S. 24—51, aufser römischen Inschriften besonders Reliefs, die in Zeichnung (die der Grabaedicula von Grofs-Pechlarn [Fig. 3—5] in Zinkotypie) wiedergegeben sind. Der Text könnte unbeschadet der Deutlichkeit im beschreibenden Teile gelegentlich ein wenig kürzer gefafst sein; sehr dankenswert sind dagegen die zahlreichen Hinweise auf verwandte Monumente und die Bearbeitung der oft schwer zu lesenden Inschriften, die bereits in die Suppl. zu C. I. L. III aufgenommen sind.

Eine sorgfältige Beschreibung der Antikensammlung im erzbischöflichen Seminare zu Udine bieten uns S. 52—105 Julius Bankó und Piero Sticotti. Die Sammlung ist dalmatinischen Ursprungs und enthält neben vielem Minderwertigen einige Stücke von Belang, die in Abbildungen nach Photographieen mitgeteilt werden. Hervorzuheben sind aus den Ruinen von Aenona (jetzt Nona bei Zara) stammende Kolossalstatuen des Augustus, Tiberius und Claudius, gute Arbeiten der ersten Kaiserzeit (Nr. 1—3), eine weibliche Gewandstatue mit glücklicher Gewandbehandlung (Nr. 6), eine Statuette der Aphrodite mit einem unter ihrem Gewande sich versteckenden Eros, eine nicht fehlerfreie Wiederholung von Motiven eines Werkes aus hellenistischer Zeit (Nr. 12), ein idealer Ephebenkopf, der an Typen des Skopas erinnert (Nr. 15), ein unbärtiger, männlicher Porträtkopf, der einem Mitgliede der julisch-claudischen Familie angehören kann (Nr. 19), ein Porträtkopf eines Knaben mit vorzüglicher Behandlung des reichen, lockig wallenden Haares (Nr. 21), stilistisch damit verwandt ein Porträtkopf (Nr. 22), der eher einen Barbaren als einen Römer darstellen dürfte, ferner ein Satyrkopf (Nr. 31), und ein Dionysos(?)-Kopf (Nr. 32), gute dekorative Arbeiten der Kaiserzeit, ein Aphroditekopf (Nr. 44), für den, wie für die Köpfchen Nr. 49 und 50, in letzter Linie die knidische Aphrodite des Praxiteles

Vorbild zu sein scheint, ein weiblicher Idealkopf (Nr. 51), der als griechische Arbeit bezeichnet ist und ein an die sogen. Thusnelda in Florenz erinnernder Kopf einer trauernden Barbarin, sog. „Provincia capta" (Nr. 52). Vorzügliche Arbeiten nach hellenistischen Mustern sind die zwei Bruchstücke von Maskenreliefs mit Silensdarstellungen (Nr. 54 und 55). — Das Instrumentum der Sammlung bietet nichts Bemerkenswertes. — Von den Inschriften stammen 37 aus Rom und sind bis auf drei schon publiziert, 15 aus Dalmatien, 1 aus Istrien. Ich hebe heraus Nr. 14, weil der Steinmetz die Tage der Altersangabe, für die ihm am Ende des Steines der Raum fehlte, ganz gemütlich in den leeren Raum von Z. 3 einsetzte; Nr. 22 wegen des seltenen Gentilnamens Comflonius; Nr. 27 wegen des Vorkommens des von Kaiser Claudius erfundenen Zeichens ⊢ für den Mittellaut zwischen u und i in Lyaeus; eine griechische Inschrift aus Dalmatien (Nr. 13 S. 99), die dor. *Θεύδοτος* und *Θεύδετος* nebeneinander und ferner die dor. Namensform *Ἀριστήν* bietet. — Das Verzeichnis beschliefsen interessante Angaben über die Herkunft der beschriebenen Antiken (S. 101 ff.).

V. Dobruský teilt 37 antike Inschriften aus Bulgarien mit (S. 106—120), meist Weih- und Grabinschriften. Nr. 13 nennt ein auf Beschlufs der Gemeinde Serdica eingerichtetes, alle vier Jahre zu feierndes Fest; Nr. 17 und 33 sind metrisch; in Nr. 19 ist ein *κοινὸν τῶ[ν] Διοσκόρων* erwähnt; Nr. 20 bietet den für diese Gegenden charakteristischen Namen *Κότυς Ῥοιμηζενέος;* Nr. 23 *Κότυς Κουρίου*, Nr. 30, 5 *Κότυς Δόληος*. Besonders interessant ist Nr. 26, über eine *ὑπὸ Φλ. Σκέλητος κριτοῦ καὶ ὁροθέτου* ausgeführte Vermarkung während der Statthalterschaft des C. Julius Commodus Orfitianus, über den Jos. Klein, Rhein. Mus. XXXV (1888), S. 317 ff. gehandelt hat. Ebenso ist der in Nr. 35 genannte Statthalter Statilius Barbarus schon aus den andern Denkmälern bekannt.

Ein mehr als nur lokalgeschichtliches Interesse beansprucht die Arbeit von Ad. Bauer, Die Anfänge österreichischer Geschichte (S. 128—150), an der ich lediglich den Titel beanstande, indem der erste Teil die griechischen Kolonieen in Dalmatien, der zweite Roms ersten illyrischen Krieg behandelt. Wichtig ist der, wie mir scheint, gelungene Nachweis, dafs Issa, das heutige Lissa, nicht erst eine Gründung des älteren Dionysios von Syrakus etwa von 385/4 v. Chr. ist, wie die herrschende Meinung annimmt, sondern dafs auf Issa schon früher ein griechisches

Gemeinwesen bestanden hat (Diodor. XIV, 13, 14). Im zweiten Aufsatz ist in sorgfältiger Quellenuntersnchung der Nachweis erbracht, dafs Polybios II, 2—12 über den ersten illyrischen Krieg die ihm durch eine achäische Quelle vermittelte ausgeschmückte römische Version bietet, und nach dem zuverlässigeren Berichte des Appian, Illyr. 7 zn verbessern ist.

Über die neuesten Funde von Carnuntum wird von verschiedenen Gelehrten S. 169—227 berichtet. Wolfgang Reichel behandelt auf Grund der Beobachtungen und Aufzeichnungen von Carl Tragau das im Jahre 1894 ausgegrabene dritte Mithraeum, das mehrere interessante Einzelheiten aufweist, wie den ganz einzigartigen Hauptaltar und die gut erhaltene Darstellung der Felsgeburt des Mithras. — E. Bormann bespricht die Inschriften und zeigt, dafs man lange, bevor dies Mithraeum in Petronell aufgedeckt wurde, Kunde hatte, dafs etwa in dieser Gegend noch lange nach den Zeiten um die Wende des 3. und 4. Jahrhdts. n. Chr. ein solches Heiligtum bestanden habe. Die schon früher von ihm ausgesprochene Vermutnng, dafs wir hier das im Jahre 307 beim Kaiserkongrefs in Carnuntum von den Kaisern Diokletian, Maximian, Galerius Maximianus und Licinius wiederhergestellte Mithraeum vor uns haben, wird durch verschiedene Thatsachen und Erwägnngen gestützt und zu hoher Wahrscheinlichkeit erhoben. — Jos. Dell erweist das sogen. Solabründl auf der Grenze von Deutsch-Altenburg und Petronell als eine sicher aus römischer Zeit stammende unterirdische Wasserleitung. — Die älteste Gräberstrafse von Carnnntum beschreibt E. Bormann S. 208—224, indem er die Inschriften fast alle in zinkotypischen Nachbildungen wiedergiebt. Diese 12 Grabsteine von aktiven oder entlassenen Soldaten der legio XV Apollinaris — nur Nr. 10 ist von einem Auxiliaren — können mit Sicherheit vor 63 n. Chr. gesetzt werden und sind sonach die ältesten römischen Denkmäler von Carnuntum. — Schliefslich beschreibt J. L. S. Nowalski de Lilia den völlig erhaltenen, ziemlich reichen Goldschmnck, den ein in der Nähe von Carnuntum gefundener, sehr einfacher Sarkophag barg.

Die Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum veranlafst mich, die übrigen Arbeiten dieses Bandes nur knrz zu erwähnen. F. Hiller von Gärtringen publiziert S. 1—5 eine Weihinschrift an die Heilsgottheiten Sarapis und Isis von der Insel Chalke bei Rhodos und korrigiert seine Publikation in I. G. Ins. I nr. 957; ferner neue Inschriften aus Rhodos (S. 121—127). Die Schreibungen Ἰξσ(ι)ωνος in Nr. 2 und

Ἰοξίωνος in Nr. 3 sind wohl eher orthographische Eigentümlichkeiten als Lesefehler nnd ähnlich aufzufassen, wie die „Verschreibung“ σχ statt χσ für ξ in alten Inschriften: C. I. A. I, 353 (dazu Add. p. 222) und I. G. A. 394 (aus Keos).

Wolfgang Reichel, Die Orsothyre im homerischen Megaron (S. 6 bis 12) findet diese χ 126—143 und 333 erwähnte Thüre im Palaste von Tiryns wieder in dem kleinen Pförtchen links im Prodomos, das als Eingang zu einem schmalen Korridore dient, der an Hintergemächern vorbei in die Mittelburg führt. — Neue Meistersignaturen und Lieblingsinschriften von Gefäfsen aus öffentlichen und privaten Sammlnngen in Mittelitalien und Griechenland teilt Ludwig Pollack S. 13—23 mit. — Eine nene Deutung der von M. Mayer, Ath. Mitt. XVI (1891) S. 300 ff. (Taf. X) auf die kinderraubende Megäre Lamia gedeuteten eigenartigen Lekythos aus Eretria versucht S. 162—168 Jos. Zingerle. Gelungen scheint mir sowohl die negative Seite dieser Arbeit, die Bekämpfung der Auffassnng Mayers, als anch die positive, die Beziehnng auf die Marterung einer lästernden, liederlichen Alten dnrch die als Satyrn gestalteten Rachegottheiten oder Strafgeister der Unterwelt; dagegen ist der Beweis für die weitere Annahme, dafs wir eine den orphisch-pythagoreischen Jenseitsglauben parodierende Komödienscene aus einer Hadesfahrt vor uns hätten, nicht völlig geliefert.

Eine vortreffliche Abhandlnng, anf die ich znm Schlusse schon deswegen nachdrücklich hinweisen möchte, weil man sie nicht in den „Arch.-epigr. Mitt.“ suchen würde, liefert Emil Szanto mit seinen Bemerknngen „Zur Politik und Politie des Aristoteles“ (S. 151—161). Verf. geht von den beiden unanfechtbaren Sätzen aus 1) dafs, da Politik und Politie von Aristoteles in seinen letzten Lebensjahren abgefafst sind, Verschiedenheiten des politischen Bekenntnisses ausgeschlossen sind, nnd 2) dafs es nicht denkbar sei, dafs in der Politie nirgends etwas von dem Schatze politischer Einsicht und Überlegung durchbreche, der in der Politik aufgehäuft sei, und weist nun eine Reihe von Stellen der *Ἀθηναίων πολιτεία* nach, wo die politischen Anschauungen des Aristoteles hervortreten. Wie sorgfältig und fein das Verf. ausführt nnd wie er so unwiderleglich darthut, dafs die Schrift von der athenischen Verfassung Geist vom Geiste des Aristoteles ist, könnte durch einen trockenen Auszug auch nicht andeutungsweise gezeigt werden, weshalb ich auf die Arbeit selbst verweise.

Den Schlufs des Bandes (S. 228—232) bilden drei griechische Inschriften aus dem Norden Kleinasiens, die **Ernst Kalinka** sorgfältig publiziert und kommentiert.

Frauenfeld (Schweiz). **Otto Schulthefs.**

28) **M. Schanz, Geschichte der römischen Litteratur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian.** III. Teil: Die Zeit von Hadrian 117 bis auf Konstantin 324. (A. u. d. T.: Handbuch der klass. Altertumswissenschaft von J. v. Müller VIII, 3.) München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, 1896. XIX u. 410 S. gr. 8. ℳ 7.50.

Der vorliegende 3. Band der römischen Litteraturgeschichte von M. Schanz bringt noch nicht, wie ursprünglich beabsichtigt war, den Schlufs des Werkes, sondern umfafst nur den Zeitraum von 117—324. Er zerfällt in zwei etwa gleich grofse Teile: die erste Hälfte (S. 1—203) ist der nationalen, die andere (S. 204—408) der christlichen Litteratur gewidmet; dort treten besonders Sueton und Apulejus, hier Tertullian, Cyprian und Lactantius hervor. Die ganze Anlage und Behandlung entspricht der der früheren Bände (vgl. Jahrgang 1892 Nr. 5 und Jahrgang 1893 Nr. 3). Jede Seite verrät den kundigen Fachmann, der den Stoff beherrscht und die weitschichtige Litteratur darüber kennt. Mit unbefangenem Urteil wägt Schanz bei den vielen Streitfragen (z. B. über die Echtheit oder Unechtheit der einzelnen Schriften) das Für und Wider ab und weifs durch geschickte Anordnung die Übersicht zu erleichtern, sowie durch klare Darstellung den Leser zu fesseln. Besonders die Abschnitte über die Schriften der Kirchenväter sind Muster lichtvoller Behandlung und lassen die tiefe und eingehende Beschäftigung mit den neueren Schriften der theologischen Fachlitteratur erkennen.

Darüber, dafs Schanz mit seinen Inhaltsangaben manchmal sehr ins einzelne eingeht, wollen wir ihm durchaus keinen Vorwurf machen, eher liefse sich darüber rechten, ob es nicht rätlich gewesen wäre, etwas mehr über die sprachlichen Eigentümlichkeiten der behandelten Schriften zu sagen. Die an den vorigen Bänden gerügte Vorliebe des Verfassers für Fremdwörter ist nicht mehr so auffällig, doch verraten noch oft genug Formen, wie eruieren, statuieren, Aktualität, Decennien u. a. den auf sprachliche Reinheit nicht viel Wert legenden Gelehrten. So nebensächlich dies manchem vorkommen mag, so ist es doch bei einem für gröfsere

Kreise berechneten und mehr zum Lesen als zum Nachschlagen bestimmten Buche keineswegs gleichgültig. Hoffen wir, dafs bei der in Kürze zu erwartenden zweiten Auflage mit darauf Rücksicht genommen werde, damit das sonst so treffliche Werk auch in der Form allen Anforderungen entspreche. **W.**

29) **Samuel Berger, Histoire de la Vulgate pendant les premiers siècles du Moyen Age.** Mémoire couronné par l'Institut. Paris, Hachette et Cie., 1893. XXIV u. 443 S. 8 *).

Auf ein gutes Buch kann nie zu früh und nie zu spät aufmerksam gemacht werden. Darum hat der Unterzeichnete gerne den von einem andern Referenten nicht ausgeführten Auftrag übernommen, den Lesern der Philologischen Rundschau nachträglich über Bergers Geschichte der Vulgata zu berichten, nachdem schon mehr als drei Jahre seit ihrem Erscheinen verflossen sind. Vielleicht hat diese Erwähnung dann die gute Folge, dafs ihre Fortsetzung nach vorwärts oder rückwärts bald erscheint. Der vorliegende Band behandelt nämlich wesentlich das 8. bis 12. Jahrhundert: die Anfangsgeschichte der Vulgata zu schreiben, sei bei dem gegenwärtigen Stand der Quellen noch nicht möglich. Wie reich für diese Periode dem Verfasser, aber auch nur ihm, die Quellen zu Gebot standen, zeigen die Register. Eines derselben führt aus 51 Bibliotheken über 250 Handschriften auf, die genau besprochen sind; ein anderes stellt 212 verschiedene Arten zusammen, wie die biblischen Bücher in den von Berger untersuchten Handschriften und sonstigen Quellen geordnet sind; ein drittes verzeichnet diejenigen Handschriften, welche Summarien und dergleichen zu den einzelnen Büchern aufweisen. Solche Zuthaten sind ja besonders lehrreich, um Handschriften zu klassifizieren und zu lokalisieren. Ein Hauptgedanke Bergers ist, dafs man die Texte nach ihrer geographischen Heimat untersuchen müsse. So bespricht der erste Teil „die ursprünglichen Texte", näher c. 1 die Einführung der Vulgata in Gallien, c. 2 die spanischen, c. 3 die irischen und angelsächsischen Bibeln, c. 4 die Irländer in Europa, in Neustrien, Austrasien und Ale-

*) Als typographische Merkwürdigkeit sei angeführt, dafs auf dem Titelblatt meines Exemplars die zweite Zeile, die allerdings nur aus dem Worte DE besteht, so vollständig weggefallen ist, dafs selbst mit dem Vergröfserungsglas keine Spur erkennbar ist und zu lesen wäre HISTOIRE || LA VULGATE || etc.

mannien. Der zweite Teil behandelt die alten französischen Texte, von den Pyrenäen bis zur Loire und im Norden Frankreichs. Kürzer ist der dritte Teil, der Sankt Gallen und Norditalien umfafst (Reichenau, Bobbio, Mailand), sehr ausführlich — begreiflicherweise — Teil vier bis sechs über Theodulf und Alkuin und die grofsen karolingischen Schulen. Im siebenten und letzten Teil sind die schon berührten Zuthaten zum Texte, auch die Stichometrie, untersucht. Diese Übersicht zeigt, wie viel Stoff hier vorarbeitet ist, fast zu viel für denjenigen, der auf diesen Gebieten nicht zuhause ist. Aber gerade auch für einen solchen ist Bergers Arbeit lehrreich; denn es ist klar, dafs in der Überlieferungsgeschichte der Vulgata alle die Faktoren wirksam sein und zur Sprache kommen mufsten, die überhaupt bei der Überlieferung der alten Litteratur wirksam waren. Wenn Berger uns z. B. zeigt, woher die Vulgatatexte von Bobbio stammen, so ist es nicht ohne weiteres notwendig, dafs auch die dort befindlichen Klassikerhandschriften denselben Weg gemacht haben; trotzdem wird es auch für den von Wert sein, der die letzteren untersucht, über die ersteren unterrichtet zu sein. Und was über Paläographie und Orthographie einer bestimmten Gegend oder Zeit gesagt wird, gilt von den Bibeltexten so gut wie von den klassischen. Schade, dafs Berger nicht in der Lage war, seinem Buch ein Gegenstück zu Chatelains Paläographie der lateinischen Klassiker beizufügen. Man sollte in den höheren Klassen der Gymnasien keinen Virgil oder Horaz lesen, ohne den Schülern die Handschriften vorzuzeigen, denen wir diese Texte verdanken; so würde Bergers Werk durch eine Paläographie der lateinischen Bibel auch erst volle Anschaulichkeit gewinnen. Welches Interesse einzelnen dieser Handschriften zukommt, dafür nur ein Beispiel. Wie die Apostelgeschichte in unsern gewöhnlichen griechischen oder deutschen Bibeln schliefst, weifs jedermann. In der neuesten Ausgabe von Fr. Blass (B. G. Teubner 1896) hat sie jetzt den Schlufs: *κηρυσσων την βασιλειαν του θεου, διϊσχυριζομενος και λεγων ακωλυτως, οτι ουτος εστιν ο χριστος ο υιος του θεου, δι ου μελλει πας ο κοσμος κρινεσθαι.* Das bietet keine einzige der 300—400 griechischen Handschriften, die von der Apostelgeschichte bis jetzt bekannt sind, aber so hat eine syrische Übersetzung, die 617 in Alexandrien gemacht wurde, so hat eine Reihe der von Berger untersuchten lateinischen Handschriften (s. das Register), eine alte provençalische Übersetzung, und noch der erste vorlutherische deutsche Bibeldruck (von Mentel, Strafsburg 1466): mit aller dürstigkeit on hinderung.

Wann dirr ist ihesus cristus der sun gotz durch den alle die werlt anfecht zewerden geurteylt. Wenn Berger noch nicht alle Rätsel dieser Überlieferungsgeschichte lösen konnte, so hat er doch eine Arbeit geschaffen, die bleibt.

Ulm. **Eb. Nestle.**

---

30) **Jos. Jul. Binder, Laurion. Die attischen Bergwerke im Altertum.** Mit 1 Karte und 4 Tafeln. Laibach, Verlag der k. k. Staats-Oberrealschule, 1895 (Programmabhandlung). 54 S. 8.

Der Verfasser, der sich schon durch eine historische Betrachtung der Bergwerke und ihrer Stellung im Staatshaushalte der Römer bekannt gemacht hat, versucht hier, angeregt durch eine Studienreise nach Griechenland, die Ergebnisse der jüngsten Forschungsarbeiten über den Bergbau von Laurion zu einem einheitlichen Ganzen zu verarbeiten. Das Bild, das er entwirft, ist übersichtlich und ansprechend. Eine eingehende Beschreibung der Lage und Bodenbeschaffenheit giebt eine klare Anschauung von dem gesamten Bergwerksgebiete von Laurion, das bei einer nordsüdlichen Längenausdehnung von 17 km, einer ostwestlichen Breite von etwa 8,5 km eine Fläche von ungefähr 20000 ha bedeckt. In einer beigegebenen trefflichen Karte sind in deutlicher Übersicht die jetzt vorhandenen Schutthalden (*ἐκβολάδες, σκώριαι*), Tagbauten, Schachte (noch heute *φρέατα* genannt, gegen 2000, zum Teil bis 111 m tief), Mauerreste und Strafsen eingetragen. Den Hauptabschnitt der ganzen Abhandlung bildet das Kapitel über Betrieb und Verwaltung. Den Spuren alten Betriebes geht Verf. nach in der ganzen Länge und Breite des Gebietes, zugleich an der Hand der Überlieferung (wobei man allerdings stutzig wird, dafs unter den alten Grammatikern und Lexikographen, deren Angaben öfters von Wichtigkeit sind, auch die „Herausgeber des Etymologicums von Magnus und Gudianus" [sic!] genannt werden). Manche Baureste bei Thorikos, bei Sunion erinnern noch an die grofse Zeit Griechenlands. Der Betrieb war Tagbau und Grubenbau; die Sorgfalt der Anlagen setzt die Anwendung geodätischer Instrumente voraus. Die Arbeit, die Geräte, die Förderung, die Metallwäsche, auch die Verhüttung wird nach den vorhandenen Resten von Bildwerken (Votivbildern) eingehend besprochen, von letzteren sind auf den beigegebenen Tafeln einige Proben beigefügt. Gewonnen wurde vornehmlich Silber, aber auch Blei, Kupfer, Zinnober, auch andere Farbstoffe und sonstige Nebenprodukte. Die Abfälle, die uns die Alten

zurückgelassen, bieten der modernen Hüttentechnik noch reichliches Material. Der Gewinn läfst sich nach dem hier und da bekannten Vermögen von Besitzern (Pächtern), sowie nach den aus mancherlei Faktoren zu berechnenden Unkosten annähernd ermessen. Besitzer des Rechtes, nach Erzen zu schürfen, war von der ersten Erwähnung der Bergwerke von Laurion bis zu den Zeiten des Niederganges der Bergwerkswirtschaft der Staat Athen, der sich dieses Rechtes zugunsten unternehmungslustiger Bürger stückweise und fallweise entäufserte. Der Verf. vertritt — mit Recht, wie uns scheint — die auch von Böckh erwiesene Bergherrlichkeit der Stadtgemeinde Athen gegen Lipsius (in „Meyer und Schömann, Der attische Prozefs" 1877). Der Staat sicherte sich vom Ertrage den Zwanzigsten (oder 24.) als Bergzins. Wir haben auch Reste von Urkunden über ein Berggrundbuch, wonach sich die Formeln für die Eintragung mit ziemlicher Sicherheit feststellen lassen. Eingehend besprochen werden auch die Prozesse, wie wir denn bei den Rednern manchen Aufschlufs über Berggesetz und Berggericht bekommen. Den letzten Abschnitt bildet eine Geschichte des Bergbetriebes in Laurion. Die erste Erwähnung findet sich in Äschylos' „Persern"; doch liegt der Anfang natürlich viel früher. Der Betrieb und der Ertrag steigerten sich im 5. und 4. Jahrhundert. Im 4. Jahrhundert sind viel Bergprozesse; in demosthenischer Zeit beteiligten sich auch arme Bürger am Betriebe einzelner Gruben. In der makedonischen Zeit ist ein Rückgang wahrzunehmen, da gleichzeitig eine weitere Ausbeutung der Erzlagerstätten in Makedonien stattfand. Doch hebt sich der Betrieb zur Zeit des Demetrios von Phaleron. Nach und nach erschöpfte sich der Silberreichtum, die andern Produkte waren nicht ergiebig genug. Im 3. Jahrhundert fehlen die Nachrichten; dagegen erfahren wir, dafs im Jahre 102 v. Chr. zur Zeit des Sklavenaufstandes in Sizilien auch die Sklaven im Lauriongebiete sich erhoben. Im 1. Jahrhundert berichtet Strabo von der Ausbeute des Abraumes und der Schlacken. Pausanias weifs nur zu sagen: *ἔνθα ποτὲ Ἀθηναίοις ἦν ἀργύρου μέταλλα.* Die Arbeit ruhte, bis sie 1865 von einer französischen Gesellschaft wieder aufgenommen wurde, wobei es sogar zu diplomatischen Verwickelungen kam. Im Anfange der siebziger Jahre gab es noch einmal eine Laurionfrage.

Hanau. **O. Wackermann.**

31) **Konrad Miller, Die ältesten Weltkarten,** herausgegeben und erläutert. IV. Heft. Die Herefordkarte. Stuttgart, Jos. Roth. 1896. 4⁰. 54 S. ℳ 5.—.

Dies vierte Heft der vortrefflichen Millerschen Sammlung von Mappae mundi enthält die berühmte Karte Richards von Haldingham und Lafford, die etwa zwischen 1276 und 1283 verfaſst ist und in der Kathedrale von Hereford in England aufbewahrt wird; Miller giebt von ihr einen Farbendruck in $\frac{1}{3}$ der natürlichen Gröſse und eine Übersichtsskizze in $\frac{1}{4}$, letztere zur Vergleichung mit der in $\frac{1}{16}$ nat. Gr. gegebenen Skizze der Ebsdorfer Weltkarte, der zweiten groſsen mittelalterlichen Weltkarte, die uns erhalten ist. Der allgemeinen Beschreibung der Karte und der Litteratur über dieselbe läſst Miller dann eine Aufzählung der Legenden mit Erklärung und Kritisierung folgen. Das meiste ist fraglos richtig gedeutet; manche Einzelheiten, deren Ursprung nicht sicher ist, wird vielleicht irgendein Zufall aufklären. Die rätselhafte, wie ein schiefes *A* aussehende Verschlingung von Fluſsarmen im Oberlauf der Elbe und Weser und des Rein und Wanth (Regen und Vaag) wird wohl aus einer Konfusion von Fluſs- und Gebirgslinien und einer Legende aus groſsen Buchstaben auf den benutzten Karten entstanden sein; eine Kanalisation zwischen Donau und Elbe kann sie der Sonderbarkeit halber nicht bezeichnen, und an den limes Saxoniae zu denken ist nicht möglich, da die Saale nichts mit ihm zu thun hat. Der gröſste Teil der Nomenklatur ist ohne Frage antik; für einige spätere Legenden weist M. Aethicus Ister, Paulus Diaconus, die Brandanus-Legende und Adam von Bremen als Quellen nach.

Oldesloe. **R. Hansen.**

---

32) **August Engelbrecht, Mykenisch-homerische Anschauungsmittel für den Gymnasialunterricht.** Wien 1896. Rudolf Brzezowsky & Söhne. 20 S. 4.

Verfasser geht von der Ansicht aus, wir dürften uns nicht begnügen, das Verständnis Homers nur so zu erschliefsen, wie es die athenische Jugend zur Zeit des Perikles hatte; auch sei es nicht genug, homerische Scenen durch Vasenmalerei des 5. Jahrhunderts zu erläutern und so die Schüler zu lehren, nicht wie sich der homerische Dichter die Scene dachte, sondern wie ein um Jahrhunderte später lebender Vasenmaler dieselbe sich im Lichte seiner Zeit vorstellte (S. 4). Wir müssen vielmehr auf ältere Zeiten zurückgreifen. Denn (S. 7) die in den homerischen Epen

sich spiegelnde Kultur kann nur dann richtig erfafst und beurteilt werden, wenn man die Kultur der Stätten und Zeiten, auf welche die in den homerischen Gedichten verwerteten Sagen sich beziehen, kennt und versteht. Daher müssen die Schüler mit Mykenä, Tiryns und Hissarlik, ihrer Lage und Kultur bekannt gemacht werden. Der Gang, der hierbei zu nehmen ist, wird vom Verfasser ausführlich erörtert (S. 8 ff.). Die geographische Lage der erstgenannten Orte, die Grabungen Schliemanns und seiner Nachfolger an der Stätte der alten Königsburgen, die dabei gemachten Funde werden in Wort und Bild (in Karten, Plänen, Abbildungen, Skioptikonbildern und Modellen) vorgeführt und so der Begriff der „mykenischen Kultur“ festgestellt, in ähnlicher Weise wird die Lage und Kultur von Hissarlik-Troja erläutert. Diese systematische Zusammenstellung, für die Verf. zwei Unterrichtsstunden ansetzt (S. 12), bildet nur eine erste Einführung in den Gegenstand; das gewonnene archäologische Material soll erst während der Homerlektüre nutzbringend verwertet werden. Wie dies zu geschehen hat, zeigt Verf an verschiedenen Beispielen. Mit Recht wird hierbei verlangt, dafs der Lehrer die Schüler ausdrücklich darauf aufmerksam mache, worin die homerische Kultur von der mykenischen abweicht (z. B. in der Totenbestattung, der Frauenkleidung, S. 14). Indem wir den Ausführungen des Verf. im allgemeinen zustimmen, möchten wir zugleich davor warnen, die archäologische Seite der Homererklärung allzu sehr in den Vordergrund zu stellen. Denn es kann über dem vielen Beiwerk zu leicht der geistige und dichterische Gehalt der Epen vernachlässigt werden.

Darmstadt. **L. Buchhold.**

Vakanzen.

Bochum, G. Obl. Math. u. Phys. (u. Deutsch od. Franz. od. Gesch.). N. E. Meld. bis 28./2. Curatorium.

Crefeld, H. T. S., Dir. 4500 M. u. Wg. Oberbgmst. Küper.

Elberfeld, R. S., Obl. N. Spr. Meld. bis 22./2. Curatorium.

Hagen i. W., Maschinenbausch., Obl. Math. u. Phys. Gehalt bis 4800 M. u. 540 Wg. Prof. Dr. Schlegel.

Magdeburg, Stadtschulrat. 7500 Mk. Meld. bis 1./4. Stadtverordnetenversammlung.

Wismar, H. T. S., Hilfsl. N. Spr. 2000 M. Bis 26./2. Bürgerm.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 6. März. Nr. 5, Jahrgang 1897.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

33) **R. C. Jebb, Homer.** Eine Einführung in die Ilias nnd Odyssee. Autor. Übers. nach der 3. Anfl. des Originals von Emma Schlesinger. Berlin, S. Calvary & Co., 1893. XV n. 255 S. 8. ℳ 4.

Man kann es nur hilligen, dafs dieser Schrift dnrch die Übertragung in die deutscbe Sprache eine weitere Verhreitung in Deutscbland ermöglicht wird. Der eigentliche Zweck, in das Studium der homerischen Epen einzuführen, wird damit in vorzüglicher Weise erreicht, da alle in Betracht kommenden Fragen erwäbnt nnd hinsichtlich ihrer Bedentung wie der Resnltate ihrer hisherigen Erörterung wenigstens in den Umrissen mit sehr anerkennenswerter Ohjektivität besprochen werden. Anch kann man nicht sagen, dafs das Buch durch die nenesten wissenschaftlichen Forschnngen antiqniert sei. Denn erstens hleiht der Teil, welcher die bisherige Entwickelung der einschlägigen Fragen behandelt, in seinem Werte ungeändert; zweitens ist durcb die neueste Forschung keine durch-

aus neue Wendung hervorgebracht, so dafs in der Gesamtlage der Anschauungen keine wesentliche Verschiebung eingetreten ist. Nur nach einer Richtung hin ist der zur Vorsicht zu mahnen, der sich mit Hilfe des Buches von Jebb zuerst über die homerischen Fragen orientieren will. Jebb zeigt nämlich gegenüber den Resultaten der Ausgrabungen von Schliemann und Dörpfeld eine merkwürdige Gereiztheit, so dafs er hier auch nicht überall seine Objektivität bewahrt. Er weist deshalb auch alle durch diese Ausgrabungen gewonnenen Beweise ab, welche dafür sprechen, dafs Hissarlik der Platz des alten Troja ist, und bleibt bei der Ansicht, dafs nirgends als bei Bunarbaschi die Gegend zu suchen sei, in welche Troja durch die Ilias versetzt werde. Dafs diese Ansicht unhaltbar ist, zeigte sich schon längere Zeit; seitdem aber im Sommer 1893 Dörpfeld die Umfassungsmauer und einen Teil der Gebäude der sogenannten VI. Stadt auf Hissarlik ausgegraben und als der mykenischen Periode zugehörig nachgewiesen hat, kann es eigentlich keinen Zweifel mehr geben, dafs wir in dieser VI. Stadt die alte Ilios zu sehen haben.

Cöthen. **H. Kluge.**

34) **Joh. Hooykaas, De Sophoclis Oedipode Coloneo.** Spec. inaug., Lugduni Batavorum 1896, A. W. Sijthoff. 104 S. gr. 8.

Die vorliegende Abhandlung ist eine mehr kulturhistorische als kritische Doktordissertation. Eine Bemerkung Rhodes in seiner „Psyche“, dafs die Götter die Menschen ohne Rücksicht auf ihre sittlichen Eigenschaften zu Heroen erhöben, wendet der Verfasser glücklich und treffend auf den Sophokleischen Oedipus an. Gegen die neueren Erklärer leugnet er die Sanctitas des Oedipus und weist nach, dafs er noch ebenso schroff und jähzornig sei, wie als König. Es würde zu weit führen, die gedankenreiche und gründliche Abhandlung hier im einzelnen zu besprechen. Sie beweist eingehendes Studium der neueren kulturgeschichtlichen Werke. Aber während sie ihr Thema nicht ohne Geschick nach allen Seiten hin zu beweisen sucht, stört ihr Latein wenigstens den Altphilologen, wenn es auch im ganzen fliefsend und gewandt geschrieben ist, durch mannigfaltige stilistische Fehler und nachklassische Ausdrücke.

Weifsenburg i. E. **H. Müller.**

35) **Herodot.** Auswahl für den Schulgebrauch, herausgegeben von **A. Scheindler.** I. Teil: Text. Mit einem Titelbilde und 5 Karten. VIII u. 262 S. 8°. geh. 70 kr. 1895. II. Teil: Kommentar, Anhang, Namensverzeichnis. Mit 9 Abbildungen. 110 S. 8°. geh. 40 kr. 1896. Wien und Prag, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag.

Der Verf. hat seine Auswahl aus dem ganzen Herodot getroffen, jedoch so, daſs die ersten Bücher nur schwach vertreten sind. Aus dem vierten Buch hat er gar nichts aufgenommen, aus dem zweiten nur Kap. 2, wie Psammetichos zu ergründen sucht, welches das älteste Volk auf Erden ist, gewiſs ein Stück, das man nicht vermissen würde, wenn es fehlte. Aus dem ersten und dritten Buch findet sich in der Auswahl die wunderbare Rettung Arions, das Gespräch zwischen Kroisos und Solon, Kroisos' zweimalige Errettung, die Jugendgeschichte des Kyros, Kyros' Ende, eine ägyptische Königstochter (III 1—3), Psammenitos und Kambyses, der Ring des Polykrates, die Frau des Intaphrenes, der Tod des Polykrates und die List des Zopyros, wie man sieht mehr Anekdoten und unterhaltende Geschichtchen, die man wohl gelegentlich lesen kann, als eigentliche Geschichte, wie sie den Inhalt ernster Schullektüre bilden soll. Offenbar hat der Herausgeber diese Stücke auch nur in dieser Absicht beigegeben; denn sie umfassen nur 51 Seiten, während die Auswahl aus den Büchern 5—7 volle 193 Seiten einnimmt. Die letztere wird immer den Mittelpunkt der Schullektüre bilden müssen, und daher habe ich mich in meiner Auswahl auch auf sie beschränkt. Die Auswahl des Herausgebers ist reichhaltig und passend; nur hätte ich gewünscht, daſs er auch die zum Verständnis des ionischen Aufstandes notwendigen Abschnitte aus dem Feldzug gegen die Skythen, sowie die Unternehmung gegen Naxos aufgenommen hätte.

Den aus dem Herodot ausgewählten Stoff hat der Herausgeber in Abschnitte mit entsprechenden Überschriften gegliedert. Den Stücken 2, 19, 20, 22, 24 und 25 hat er auch noch Randbemerkungen dispositiver Natur beigegeben, jedoch nur in Stück 2 zu reichlich. Im ganzen hätte er in der Zerlegung der gröſseren Abschnitte in kleinere Abteilungen wohl etwas weiter gehen dürfen; die Übersichtlichkeit wäre dadurch für den Schüler entschieden gefördert worden. Den Inhalt der ausgelassenen Teile giebt der Herausgeber in deutscher Sprache kurz an, um dadurch dem Schüler die Komposition des ganzen Geschichtswerkes zum Bewuſstsein zu bringen. Ich suchte denselben Zweck dadurch zu erreichen, daſs ich in der Einleitung eine kurze Übersicht über das ganze Werk gab.

Dem Text ist eine recht knapp gehaltene Einleitung über Herodots Leben und Geschichtswerk vorausgeschickt; am Schlnfs ist ein geographischer Index beigegeben. Der Kommentar ist lexikalischer und grammatischer Natur; sachliche Anmerkungen sind solten. Grammatische Fragen werden häufig durch Verweisnng auf die Grammatik nnd den grammatischen Anhang erledigt. Auch Verweisungen auf das am Ende des Kommentars heigefügte Verzeichnis der Personennamen kommen vor. Man wird sich der Erkenntnis nicht verschliefsen können, dafs diese Einrichtung dem Schüler die Arheit recht sauer macht; denn nm ein Stück zu präparieren, mufs er sich, an nicht weniger als s e c h s verschiedenen Orten Rats erholen, im Kommentar, in der Grammatik, im Anhang, im geographischen Verzeichnis, im Verzeichnis der Eigennamen und im Wörterhuch. Es kommt noch dazu, dafs der Kommentar kanm für die hesten, geschweige denn für die mittleren nnd schwächeren Schüler ausreicht, um ihnen das Verständnis zu erschliefsen. Ich fürchte, der Schüler wird unter diesen Umständen lieher zu unorlauhten Hilfsmitteln als zum Kommentar greifen. Übrigens enthält der Kommentar manches, was der Schüler nicht versteht, vgl. z. B. VII, 2 *οἱ μέν ... οἱ δέ*: die Exemplifizierung ist dem wirklichen Falle angepafst oder VII, 8 *ἔρξαν* in prägnanter Bedentnng; auch an Ungenauigkeiten fehlt es uicht, wie VII, 10 *καὶ δὴ καὶ συνήνεικε* ... ebenso; endlich sind auch Versehen und Unrichtigkeiten mit untergelaufen, vgl. VII, 1 *κατὰ πόλεις* zu den Städten hinah; gemeint sind die griechischen Kolonieen. *ὡς ἐπὶ τὴν Ἑλλάδα* da es ... ginge. VII, 2 *ἀποδεικνύναι βασιλέα* einen König verordnen, hestellen. *νομιζόμενον εἴη* gehalten sei = Sitte sei. VII, 5 *ἔχεσθαι λόγου* sich einer Rede hedienen. VII, 6 *κατεργάσατο* hatte er ihn hearheitet. *προσορέγεσθαι* sich einem anhieten. VII, 10 *πᾶν πρῆγμα* Accus. der Beziehung zu *τίκτει σφάλματα*. Nicht für empfehlenswert halte ich die Sitte des Verf., Wortformen, die hei dem Schriftsteller vorkommen, dem Schüler ohne weiteres zu übersetzen, z. B. VII, 1 *κεχαραγμένον* erhittert, gereizt. VII, 6 *κατεργάσατο* hatte er ihn hearbeitet. *πᾶσαν πρ. παρεχόμενοι* indem sie ihre ganze B. anboten. *προσεφέρετο* lag ihm an; es genügt, wenn ihm der Infinitiv angegehen wird; die Bedeutnng der Form soll er selhst finden. In dem Anhang wird vieles für herodotisch ausgegehen, was sich auch hei anderen Schriftstellern findet.

Durlach. **J. Sitzler.**

---

36) **D. Iunii Iuvenalis** saturarum libri V. Mit erklärenden Anmerkungen von **Ludwig Friedlaender.** Leipzig, S. Hirzel, 1895. 2 Bände. 612 u. 108*. S. gr. 8. ℳ 14.—.

Friedlaenders Juvenalausgabe blendet nicht durch Neuheit der Textgestaltung, noch durch Kühnheit der Textdeutung: sie ist das ausgereifte Werk eines Philologen und Historikers, der, zufrieden mit sicheren Ergebnissen anderer, seine eigene Sprach- und Geschichtskenntnis in den Dienst lediglich der Erklärung stellt mit der Gründlichkeit des Spezialisten, mit dem Weitblick des Historikers. Freilich, Juvenal würde auf diese Ausgabe gewifs eine siebzehnte Satire verfassen: denn als Kunstdichter wie als Sittenrichter kommt er bei F. ziemlich schlecht weg. Getäuschte Hoffnung auf eine Prokuratorenstelle war Juvenals Triebfeder zur Satirendichtung, seine Kenntnis der vornehmen Welt, die fast ausschliefslich den Gegenstand seines Tadels bildet, entstammte keineswegs eignen Erlebnissen, seine sittliche Entrüstung schwand mit dem Aufgehen der eignen ehrgeizigen Wünsche und Hoffnungen, wiewohl sein Abscheu vor der Schlechtigkeit stets aufrichtig war, seine philosophische Bildung war sehr oberflächlich — alle diese Gedanken führt F. in der ‚Lebensgeschichte', die bei der Dürftigkeit der Zeugnisse natürlich mehr das innere als das äufsere Leben des Dichters darstellt, des Genaueren aus, S. 3—45. Das zweite Stück der Einleitung, ‚Juvenal als Satirendichter', S. 45—57, behandelt die Zeit Domitians als den Gegenstand der Satiren, deren Abfassung nach der Folge der Bücher in die Jahre 112—116, 116—118, Herbst 118—121, 121—127, 128—? fällt; ferner wird Juvenals Gleichgültigkeit gegen die Form behandelt, wobei Ribbecks Untersuchungen, jedoch in Büchelers Sinne, zur Geltung kommen; ferner die Ausdrucksweise, die ‚in den früheren Satiren (1—9) meist dem Inhalt angemessen, energisch und treffend, glänzend, zuweilen schwungvoll, ... in den späteren nicht selten matt, breit, unbehilflich oder trivial, aber niemals gesucht oder gekünstelt' genannt wird. Das dritte Stück, ‚Juvenals Versbau', in F.s ehrenvollem Auftrage von mir selbst verfafst, versucht Juvenals ‚metrische Sünden' nicht nur aus dem allgemeinen Wesen der Satire als einer moralisierenden Plauderei zu erklären, sondern teilweise auch aus der Absicht des Satirikers, „durch Nichtbeachten oder gar Übertreiben der gangbaren Verskünste das Kunstgesetz derselben Dichter zu verhöhnen, die er ob des Inhaltes ihrer Werke im Eingang des ersten Satirenbuches so grausam mitnimmt". Das vierte Stück, S. 80—92, be-

handelt ‚Juvenal im späteren Altertum und Mittelalter' und das fünfte Stück die ‚Ausgaben', von denen z. B. die Weidnersche (Weidmann 1892 ²) als ‚in jeder Beziehung ungenügend' bezeichnet wird, jedoch die beiden englischen, von Mayor und von Lewis, als diejenigen, denen F. am meisten verdankt. Drei überaus wertvolle Anhänge, S. 99—119, über die Personennamen bei Juvenal (eine wenig geänderte Wiederholung aus dem dritten Bande der Sittengeschichte), Juvenalglossen (von H. Goetz), Zur Geschichte der Überlieferung (von F. Bücheler) beschliefsen die Einleitung. Der Text folgt der vor drei Jahren erschienenen Jahn-Büchelerschen Ausgabe. Die 62 Abweichungen der Friedlaenderschen betreffen weit mehr die Interpunktion als die Wortgestalt: eigene Konjekturen hat F., soviel ich sehe, nicht aufgenommen. Jeder Satire geht ein kurzes Vorwort über Gedankengang und Aufbau voran; nur bei der sechsten Satire, der Nägelsbach ‚das Lob tiefer Planmäfsigkeit' spendete, wird eingehend durch ungezwungene Zergliederung wahrscheinlich gemacht, ‚dafs Juvenal einzelne Teile derselben besonders ausgearbeitet und dann zusammengesetzt hat, ohne viel zu fragen, wie sie zu einander und zum Ganzen pafsten'. Das über ein Sechstel des ganzen Werkes füllende Register bietet aufser einem sachlich gegliederten Namenverzeichnisse von F. ein zweiundachtzigseitiges Wörterverzeichnis, von Franz Atorf mit rühmenswertem Fleifse gearbeitet. Druckversehen sind mir nicht aufgefallen, aufser S. 51: mit der Vorliebe, statt: mit Vorliebe, und S. 52: gehört ... zu einer Gattung ... die sogenannten Thesen, statt: gehören ... zu einer Gattung ... den sogenannten Thesen. Seltsam berührt das im Juvenaltexte stets gemiedene Jot gerade auf dem Titel D. Junii Juvenalis.

Siegen. **Eskuche.**

---

37) **Bibliothèque de la faculté des lettres de Paris.** II. Antinomies linguistiques par **V. Henry.** Paris, Felix Alcan, 1896. 78 S. 8°. 2 Frcs.

Der rühmlichst bekannte französische Sprachforscher hat in der vorliegenden Schrift in geistvoller Weise über drei schwierige Fragen der Sprachwissenschaft, die recht eigentlich auf dem Grenzgebiete derselben liegen, sich verbreitet, nämlich über die Natur der Sprache, Ursprung der Sprache, Sprechen und Denken. Es ist die ungezwungene, lichtvolle Darstellung einer Causerie, nicht die pedantisch steife einer gelehrten Abhandlung. Die drei Probleme, mit denen sich, wie oben bemerkt worden ist, die

Abhandlung beschäftigt, sind in eleganter und lichtvoller Weise behandelt, die insbesondere auch dem gebildeten Laien Interesse für an und für sich spröde und weniger anziehende abstrakte Stoffe abzugewinnen vermag. Die Ergebnisse der Abhandlung sollen im Folgenden auszugsweise angegeben werden. Hinsichtlich des ersten Punktes, Natur (Wesen) der Sprache, gelangt der Verfasser zu folgenden Sätzen (S. 24): 1) Sprache, mag das Wort die Fähigkeit zu sprechen im allgemeinen oder die Übung dieser Fähigkeit bezeichnen, beziehungsweise das, was die Griechen ἐνέργεια und ἔργον nannten, ist in dem einen, wie in dem anderen Falle ein abstrakter Begriff und hat keine reale Existenz. 2) Der Ausdruck „Leben der Sprache“ ist weiter nichts als eine Fiktion („simple fiction de l'esprit“), aber eine erlaubte, und ein bequemer terminus technicus, um die Summe der lautlichen und grammatikalischen Veränderungen zusammenzufassen, welche in jeder Sprache im Verlaufe ihres Deseins beobachtet oder angenommen worden sind. 3) Das Wort, insofern es durch die Sprachorgane entsteht, ist eine durch die Stimme hervorgebrachte Ausströmung, die ebenso rasch verschwindet, als sie hervorgebracht worden ist, ein leerer Schatten, eine reine Abstraktion, die fiktive Zusammenfassung aller sprachlichen Hervorbringungen („emissions vocales“), vergangener oder künftiger, wirklicher oder möglicher. 4) Aber das Wort als lautlicher Ausdruck unseres Denkens ist etwas psychologisch Reales. 5) Das Leben der Wörter ist nicht eine Fiktion, sondern eine psychologische oder psycho-physiologische Thatsache. Die Ansichten des Verfassers hinsichtlich des zweiten Punktes, Ursprung der Sprache, lassen sich durch die folgenden Sätze kurz zum Ausdruck bringen (vgl. S. 44f.). 1) Das Problem vom Ursprung der Sprache ist kein linguistisches. 2) Wenn es sich um die Fähigkeit des artikulierten Wortes handelt, dann gehört das Problem in die vergleichende Anatomie. 3) Insofern es sich handelt um die rudimentäre Ausbildung der oben genannten Fähigkeit, ist es ein Kapitel der reinen Physiologie. 4) Der Ursprung der Sprache, angesehen als der bloſse Reflex einer innern Erregung, gehört ausschlieſslich in den Bereich der Psycho-Physiologie. 5) Der Ursprung der Sprache, insofern es sich um einen zum Ausdruck gelangten Reflex handelt, der durch das Ohr eines anderen Menschen aufgenommen wird und bei ihm eine Erregung von derselben Natur hervorruft, gehört ebenfalls in das Gebiet der Psycho-Physiologie. 6) Ursprung der Sprache, sofern es sich nicht handelt um eine augenblickliche Erregung, sondern um einen innern Zustand der Seele, der durch das Be-

wufstsein zur Erkenntnis gelangt und durch das Gedächtnis wieder aufgefrischt wird, ist ganz und gar die Geschichte der Entwickelung von Bewufstsein und Personalität im Menschen, mit anderen Worten: es ist die Geschichte eines psychologischen Prozesses. 7) Und wie die vorausgehenden Vorgänge sich ineinander fügen, ist es vollkommen korrekt zu behaupten, dafs die menschliche Sprache nicht das Werk des Menschen, sondern das der Natur ist. Endlich bezüglich des letzten Punktes, Sprache und Denken, sind die aus den Darlegungen des Verfassers zu ziehenden Schlufssätze auf S. 77 f. verzeichnet. 1) In gewisser Hinsicht hat das Kind und konsequenterweise auch der erwachsene Mensch, der sich vom Kinde nur durch den Grad („degré"), nicht durch die wesentliche Beschaffenheit unterscheidet, weniger Worte als Ideen, weniger Arten des Ausdrucks als Ideen zum Ausdrücken. 2) In gewisser anderer Hinsicht haben im Gegenteile Kind und Erwachsener mehr Arten des Ausdrucks als Ideen zum Ausdrücken, mehr Worte als Ideen. 3) Aber beide (Kind und Erwachsener) haben keine Ahnung von diesem Mangel oder Reichtum; die Masse der Menschen glaubt richtig zu denken, was sie sagt, und richtig zu sprechen, was sie denkt. Sprache und Denken ist für sie eins und dasselbe. 4) Ein Ausflufs dieses grundsätzlichen Widerspruchs ist einerseits, dafs unser Leben, unsere Sprache auf unserem Denken herumtreibt, sich möglichst gut anpassend und anschmiegend, und anderseits, dafs jede in unserer Sprache eingeführte Veränderung unbewufst eingeführt ist. 5) Kurz um nur von „langage transmis", der einzig wahren, der einzigen, welche in uns lebt und die Aufmerksamkeit der Sprachforscher verdient, zu sprechen, wenn die Sprache das Ergebnis einer bewufsten That ist, so sind doch die Fortschritte der Sprache unbewufst. 6) Jede Erklärung einer sprachlichen Erscheinung, welche bis zu einem gewissen Grade die Mithilfe einer bewufsten Thätigkeit des Sprechenden voraussetzt, mufs a priori abgelehnt werden.

Dies der hauptsächliche Inhalt der interessanten Schrift, die der eifrigen Beachtung der beteiligten Kreise aufs angelegentlichste empfohlen zu werden verdient.

Fr. Stolz, Innsbruck.

38) **Claes Lindskog, Quaestiones de parataxi et hypotaxi apud priscos Latinos.** Lundae 1896, H. Möllers Universitätsbuchhandlung. 95 S. 8.

Nach wenigen Monaten ist der Schrift L.s über die Bedingungssätze

im Altlatein eine neue über die Bei- und Unterordnung der Sätze gefolgt. Wie erstere erstreckt sich diese auf das engbegrenzte Gebiet der Dramen des Plautus und Terenz; mit ihr teilt sie die Sorgfalt der Behandlung und die Gründlichkeit der Forschung, mit ihr auch die genaue Kenntnis der einschlägigen Arbeiten namentlich deutscher Gelehrter. Da der Stoff für Plautus schon von Weifsenhorn, für Terenz von Weninger und für die altrömischen Bühnendichter insgesamt von Becker gesammelt worden ist, so verweist L. mehrfach auf diese Quellen, wo er nichts Neues bieten kann, im übrigen aber beruhen seine Ausführungen auf eigenen gewissenhaften Forschungen und zeigen auf jeder Seite, dafs er den Stoff völlig beherrscht. Vor allen Dingen zeichnet sich die Arbeit aus durch wohlüberlegte Anlage und das Bestreben, die Entwickelung der Hypotaxe von Stufe zu Stufe zu verfolgen. Verf. gliedert den Stoff in drei Teile und behandelt zunächst die Sätze, in denen eine Unterordnung überhaupt nicht angedeutet wird, wie bei *obsecro, quaeso, opinor, credo, amabo, scio; vide, audi; certum est;* sodann den Fall, wo ein Pronomen des einen Satzes auf den andern hinweist, z. B. *hoc scio; animus tibi pendet;* endlich den, wo in der Konstruktion des zweiten Satzes noch die Spuren der Parataxe erkennbar sind, so bei *licet, quamvis* u. a.

Dabei wird überall der kritische Apparat herangezogen und die Sicherheit der Überlieferung genau erwogen, auch entsprechende Erscheinungen anderer Sprachen, namentlich des Griechischen und Deutschen, verwertet. Der Stil ist leicht und fliefsend: an Versehen sind mir nur aufgefallen: S. 66 *accessebant* und S. 90, Z. 8 *tam coniungere* für *ita coniungere.* Nach alledem kann man die Schrift den Freunden lateinischer Grammatik nur angelegentlich empfehlen und sich darüber freuen, S. 94 das demnächstige Erscheinen einer neuen Abhandlung L.s über die altrömische Satzstellung angekündigt zu finden.

Eisenberg. **O. Weise.**

39) **F. Canu, Essai de Paléogéographie.** Restauration des contours des mers anciennes en France et dans les pays voisins. 67 S. 8° und Atlas mit 57 Karten. Paris, A. Verger et E. Baret, 1895. 4°. 10 Frcs.

Das alte Gallien ist das Land, mit dem sich die meisten Philologen wegen der Kriege Cäsars beschäftigen müssen. Wer von den Fachgenossen zugleich auch Interesse für geologische Forschungen hat, dem mag das

vorliegende Werk von Cann empfohlen sein, aus dem man sich über die mehr oder weniger hypothetische Verteilung von Land und Wasser im alten Gallien zur vorgeschichtlichen Zeit unterrichten kann.

H.

40) **Carl Robert, Neunzehntes Hallisches Winckelmanns-Programm** = Votivgemälde eines Apobaten. Nebst einem Exkurs über den sogen. Ares Borghese. Mit einer Tafel und sieben Textabbildungen. Halle, Max Niemeyer, 1895. 29 S. ℳ 2.

Wenn in der Behandlung der griechischen Kunstgeschichte die Malerei gegen die Bildnerei fast ungebührlich in den Hindergrund tritt, so ist das zwar begreiflich, aber doch bedauerlich. Eine rühmliche Ausnahme unter heutigen Archäologen macht in dieser Beziehung Carl Robert, der in Hallischen Winckelmanns-Programmen 1892—1894 unsere Kenntnis der polygnotischen Malerei wesentlich gefördert und uns im 19. Programm 1895 mit einer eingehenden Untersuchung beschenkt hat, die von Polygnot zu Zeuxis weiterführt. Es sind sechs längst bekannte monochrome Gemälde auf Marmor aus Herculanum und Pompeji, auf welche Robert diesmal zurückgreift, um ihre kunstgeschichtliche Würdigung auf eine solidere Basis zu bringen, indem er sich bemüht, Genaueres über ihren Fundort festzustellen und sichere Anhaltspunkte über ihre Vorbilder zu gewinnen. Das erste Verdienst, das er sich dabei erworben hat, ist die Herstellung möglichst genauer Facsimiles, die nunmehr die archäologische Sammlung in Halle besitzt und die er nach und nach alle in den Halleschen Programmen zu veröffentlichen gedenkt. Nach der ersten vorliegenden Probe verspricht dieses Unternehmen einen recht wertvollen Baustein zur Geschichte der griechischen Malerei zu geben.

Im ersten Teil, der weiter ausholt und sich über die verschiedenen Arten und Perioden der Wanddekoration in der Kaiserzeit verbreitet, wird zunächst der Beweis geführt, dafs in den in die Wände eingelassenen Tafelbildern Werke ersten Ranges zu erkennen seien, da dies Verfahren meist bei Originalen aus einer besseren Zeit angewandt worden sei. Unsere Marmorgemälde seien nun zwar keine wirklichen Originale, aber doch getreue Kopieen wirklicher Originale, nicht etwa blofs freie Kompositionen im Stile der klassischen Zeit, und so erwächst dem Forscher die dankbare

Aufgabe, aus Komposition und Stil der Kopieen die Originale nach Zeit und Schule näher zu bestimmen. Das geschieht nun in dem zweiten Teil einmal mit dem fünften dieser sechs Marmorgemälde, der 1837 gefundenen Darstellung eines Apobaten, der im Begriff ist, von seinem Viergespann abzuspringen. Lange Zeit suchte man die Erklärung dieses Bildes in der Mythologie, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen, bis endlich in einigen in der Hauptsache analogen Reliefdarstellungen aus Oropus, Athen und vom Esquilin Votivreliefs von Apobaten erkannt wurden. Apobatendarstellungen finden sich auch schon im Parthenonfries, doch kaum eine, die den Apobaten im Moment des Abspringens wiedergäbe. Schon Polygnot scheint auch ein Votivbild eines Apobaten gemalt zu haben. Das herculanische Gemälde zeigt aber einen Fortschritt gegenüber jenen Darstellungen in der Dreiviertelstellung des Viergespanns, besonders aber darin, dafs auch der Wagen nicht mehr die frühere Profilstellung beibehält, sondern an der Schrägstellung teilnimmt. Aufgefallen ist mir bei der Darstellung der Weiterentwickelung dieses Motivs, dafs der Apobat in dem Fries von Gjölbaschi (Wiener Vorlegeblätter 1889, Tafel XI, 17, ganz links) unberücksichtigt geblieben ist. Dort ist zwar kein apobatischer Agonist, aber doch ein Kämpfer dargestellt, der von seiner Kunst ganz wie sonst die Apobaten, nur nicht im Agon, sondern im wirklichen Kampfe, Gebrauch macht. Dieses Relief zeigt schon einen bedeutenden Schritt vorwärts, indem die Pferde des Gespanns zwar noch ins Profil gestellt, aber die hinteren vor die vorderen vorgeschoben sind, der Wagen schräg gestellt ist, und der Apobat mit dem linken Fufse schon den Boden berührt. Einen bedeutenden Fingerzeig für die Schule, der das herculanische Gemälde angehört, findet Robert in dem Typus der Pferde, der nach Unteritalien, speziell Tarent, weist und die Vermutung nahelegt, dafs Zeuxis von Heraklea bei Tarent der Maler des Originals gewesen sei. Die Ausführungen Roberts sind durchweg überzeugend, und so sind von der Fortsetzung dieser Untersuchungen noch bedeutungsvolle Ergebnisse zu erwarten.

In einem Exkurs über den sogen. Ares Borghese nimmt Robert diese Statue mit guten Gründen für Euphranor in Anspruch und erkennt darin dessen Paris. Sehr fein und zutreffend sind seine Beobachtungen über die Mittelstellung, die Euphranor zwischen der attischen und peloponnesischen Kunst einnimmt, und über die Zusammenhänge, die sich zwischen Euphranor als Maler und der Schule des Zeuxis aufdecken lassen, wenn auch die von

Robert gefundene Verwandtschaft zwischen dem Apobaten des Gemäldes und dem Ares Borghese eine sehr entfernte genannt werden mufs.

Calw. **P. Weizsäcker.**

---

41) **Per Odelberg, Sacra Corinthia Sicyonia Phliasia.** Commentatio academica, Upsaliae, Almquist, 1896. VI u. 215 S. gr. 8°.

Seit man sich einigermafsen klar darüber geworden war, dafs die Religion des griechischen Volkes in den festen Kultusüberlieferungen der Familie, der Geschlechter und ganz besonders der Stadtgemeinden wurzle, ist die Sammlung dieser Überlieferungen von verschiedenen Seiten unternommen worden. Der Lunder Professor Sam Wide hat ein sehr nützliches Buch über „lakonische Kulte" (Leipzig 1893) und eine ähnliche Zusammenstellung „de sacris Troezeniorum Hermionensium Epidauriorum" (Upsala 1888) veröffentlicht. Unter den Vorzügen der Neubearbeitung Prellers ist ein hoch zu schätzender das „Register der Cultorte" (S. 907 bis 940), welches auszuarbeiten Robert sich glücklicherweise nicht hat verdriefsen lassen. Wie man hört, wird auch der im Drucke befindliche Teil von J. Müllers Encyklopädie die topographische Methode befolgen. Die entsprechenden Artikel von Roschers Lexikon aufzuführen, wird niemand von uns verlangen. Durch Wide und Robert ist die hier angezeigte Schrift angeregt, eine treufleifsige Arbeit, deren angekündigte Fortsetzung hoffentlich bald folgen wird.

Rez. erlaubt sich, hier ein paar Wünsche auszusprechen, die bei künftigen Arbeiten dieser Art vielleicht Beachtung verdienen. Durch Artikel, wie sie z. B. Drexler so vortrefflich liefert, ist die Wichtigkeit der Numismatik so klar dargethan, dafs ich nicht weiter darüber zu reden brauche. Odelberg hat sie auch nicht verkannt, sondern hauptsächlich Mionnet, Head und den Katalog des britischen Museums durchgearbeitet. Wie viel aber hier noch nachzutragen bleibt, sei zur Probe aus den Hauptwerken Imhoof-Blumers gezeigt. Als neue Gottheit kommt vielleicht zu Odelbergs Verzeichnis Roma in Korinth (Choix T. II 52, monnaies grecques p. 162). Zu S. 17 f.: Der isthmische Poseidontempel erscheint auf Münzen von L. Verus und Geta abgebildet (monn. gr. p. 161 f.). S. 59: Über Hypothesen von F. Lenormant und Kenner s. monn. gr. p. 158 f. S. 61 fehlt die Taube der sikyonischen Münzen, die, nach einem Würzburger Goldmedaillon zu schliefsen, auch auf den Σικυώνια war. Zu Athena, Apollo, Isis und Bellerophon habe ich neue Belege notiert.

Sodann dürfte der historische Gesichtspunkt trotz der Stärke der religiösen Tradition nicht unwesentlich sein. Gerade auf dem geographischen Gebiete, welchem die Schrift gewidmet ist, findet sich ein besonders schönes Beispiel. Ich meine natürlich Korinth. Pausanias und die Münzen der Kaiserzeit stellen die Kulte der römischen Kolonie dar, welche allerdings soviel als möglich die der alten Freistadt fortsetzen wollten; aber konnte dies wirklich durchgeführt werden und inwieweit ist es geschehen?

Zum Schlusse noch einige Kleinigkeiten: Die Apollostatue des Dipoinos und Skyllis (S. 42) stand wohl in dem alten Heiligtum, welches Pausanias als eingestürzt beschreibt (2, 9, 7). Wenn Plinius nicht den Herakles und die Artemis derselben Meister meint, die Clemens nach Tiryns, resp. Sikyon versetzt, könnte die Artemis in dem eingestürzten Tempel der Limnaia (Paus. 2, 7, 6) gewesen sein. S. 172: Die Tyche von Korinth nnd Sikyon wird nach ihrer Darstellung auf den Münzen bestimmter als *Τύχη τῆς πόλεως* zu bezeichnen sein.

Würzburg. **Sittl.**

---

42) **Fr. H. Ritter v. Arneth, Das klassische Heidentum und die christliche Religion.** 2 Bde. Wien, C. Konegen, 1895. XII u. 396 und VIII u. 332 S. 8°.

Kaum ein Gebiet der Geschichte reizt in gleichem Grade zu immer wieder neuer Betrachtung, wie der Übergang von der altklassischen Welt zur christlichen, wie ja überhaupt das Vorhältnis des klassischen Altertums, auf dem unsere Bildung ruht, zum Christentum, unserer Religion, zu immer neuen Versuchen genauer Bestimmung treibt. Man wird daher von vornherein einem Buche wie dem vorliegenden gewifs weitestgehendes Interesse entgegenbringen, zumal der Verf. augenscheinlich mit Hingabe, ja Begeisterung seine Aufgabe erfafst hat. Das Buch will eine geschichtliche Darstellung zunächst der altklassischen Religion geben: der des Hellenismus, von der ältesten Zeit bis zu ihrer Auflösung im Fortgange der Kultur und besonders durch die Philosophie; sodann auch der altrömischen Religion, woran Erörterungen über Sibyllen und das griechische Orakelwesen angeschlossen werden. Es folgt dann ein längerer Abschnitt über Israels Geschichte, womit der erste Band schliefst. Der zweite beginnt mit einer Schilderung der religiösen Zustände in der letzten Zeit der rö-

mischen Republik; dem folgt ein verhältnismäfsig kurzer Abschnitt „Jesus Christus und seine Lehre“, worauf die Hauptmasse des Bandes das allmähliche Sich-Durchringen des Christentums zur Herrschaft im römischen Reiche bis zu den Zeiten Justinians darstellt. Zum Schlufs folgt ein geschichtlicher Überblick über einige wichtige alte Kultusstätten. Es ist, wie sich schon aus dem Gesagten schliefsen läfst, ein reicher geschichtlicher Stoff zusammengebracht, und der Verfasser citiert eine ganze Bibliothek von Büchern, aus denen er geschöpft hat. Man staunt oft, was er in seiner grofsen Belesenheit alles heranzieht. Aber es drängt sich einem doch auch sofort das Gefühl auf, dafs weniger mehr gewesen wäre. Der Verfasser geht mehr in die Breite als in die Tiefe. Gerade wo die Fülle des Stoffs sich so herandrängt, entbehrt man soviel mehr eine scharfe Sonderung des für die Erörterung Notwendigen vom Entbehrlichen. Mit der Begrenzung seines Stoffes hat der Verf. stets zu kämpfen, und die Unsicherheit darüber wird nicht besser durch die, besonders im ersten Bande, oft wiederholte Bemerkung, dafs dies oder jenes über den Zweck des Buches hinausliege. Der Grund liegt in dem Mangel fester wissenschaftlicher Methode, der wieder ruht auf dem Mangel eines festen Ausgangspunktes. Der Verf. schickt seinen Ausführungen einen Abschnitt „Gedanken über Religion im allgemeinen“ voraus, doch wird man sehr enttäuscht sein, wenn man hier, wie es doch nahe liegt, eine begriffliche Festlegung der wissenschaftlichen Grundlage, auf der das ganze Werk sich aufbauen soll, erwartet. Deshalb kann man das Werk auch nicht im eigentlichen Sinne ein wissenschaftliches nennen, der Stoff ist aus einer Unzahl von Büchern zusammengearbeitet und giebt diese Quellen gewissenhaft an, aber es fehlt ein selbständiges wissenschaftliches Urteil und eine eigentümliche Gestaltung des Stoffes. Die Darstellung liest sich in manchen Teilen ganz gut und ist in demselben Grade wertvoll, als sie auf guten Quellen ruht. Diese sind aber teilweise, besonders inbezug auf die israelitische Geschichte und das Leben Jesu, nicht ausreichend. Wenn man also wie gesagt den Mafsstab selbständigen wissenschaftlichen Denkens nicht anlegt, wird man manche ansprechende Abschnitte finden, wozu Ref. besonders den siegreichen Kampf des Christentums im römischen Reiche rechnen möchte.

Buxtehude. **B. Pansch.**

---

43) **Zwei Wandtafeln der Akropolis von Athen und des Forum Romanum der Kaiserzeit.** München, R. Oldenbourg. 62 × 73 cm. Jede Tafel ℳ 5.

Die Tafeln „verdanken ihre Entstehung einer Anregung des Herrn Prof. Dr. Luckenbach in Karlsruhe" und „sind unter Berücksichtigung der neuesten Forschungsresultate entworfen und gezeichnet". Die eine Tafel, gezeichnet von Oberbaudirektor Prof. Dr. Durm, enthält als Hauptbild eine Vogelschauansicht der Akropolis von Athen. Der Beschauer sieht von erhöhtem Standpunkt aus herab auf die Propyläen, den Tempel der Athene Nike, die Statue der Athene Promachos, den Parthenon, das Erechtheion; aufserhalb der Mauer das Odeion des Herodes Attikos, das Asklepieion, das Theater des Dionysos. Dazu drei Nebenbilder: Treppenaufgang zur Terrasse der Athena Nike, Stück der Seitenwand der Propyläen, senkrechter Durchschnitt durch die Akropolis von Westen nach Osten und von Norden nach Süden. Die Zeichnung ist plastisch, der Kontrast der Schattierung ist gut und wirkt in die Ferne; daher ist eine Benutzung in der Schule als Wandtafel wohl möglich. Die zweite Tafel, gezeichnet von Prof. Levy, bietet vom Forum Romanum nebeneinander eine Vogelschauansicht und einen Grundrifs. Der letztere weist die Gebäude von dem Atrium der Vesta und dem Tempel des Antoninus und der Faustina bis zum Tabularium nach; die erstere geht darüber hinaus und zeigt dem im Osten gedachten Beschauer auch noch die an das Forum anstofsenden Gebäude, namentlich die Bauten des Capitolinischen Berges. Die Benutzung dieser an sich sehr fein ausgeführten Tafel wird durch Mangel an Kontrast in den Schattierungen erschwert.

Darmstadt. **L. Buchhold.**

44) **A. Kaegi, Griechisches Übungsbuch.** Zweiter Teil: Das Verbum auf $\mu\iota$ und das unregelmäfsige Verbum. Die Hauptregeln der Syntax. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, Weidmann, 1896. VI u. 171 S. 8. ℳ 2.

A. Kaegis griechische Übungsbücher sind allen Lehrern, die Griechisch unterrichten, bekannt; daher ist es unnötig, hier über ihre Anlage und Einrichtung zu sprechen. Von dem zweiten, für die Obertertia bestimmten Teil ist schon nach Jahresfrist eine neue Auflage nötig geworden. Diese unterscheidet sich von der ersten Auflage dadurch, dafs zwei Stücke, Nr. 20 und 35, mit mehr als 100 Einzelsätzen zur Einübung der un-

regelmäſsigen Verha neu hinzugekommen sind; auſserdem wurden am Schlusse noch zehn Nummern mit 27 zusammenhängenden Übungsstücken hinzugefügt, die jedem Benutzer des Buches sehr willkommen sein werden. So kann der Verf. die zweite Auflage, trotzdem sie so rasch auf die erste folgte, doch mit Recht als eine verbesserte und vermehrte bezeichnen, um so mehr, als sie auch im einzelnen manche Verbesserungen erfahren hat. *β.*

45) **Steiner-Scheindler, Lateinisches Lese- und Übungsbuch.** 2. Teil. 2. umgearb. Auflage. Wien-Prag, Tempsky, 1895. 258 S. 8. geb 2 k. 80 h.

Der 2. Teil des Steiner-Scheindlerschen Buches enthält das Quintapensum nach preuſsischem Lehrplan, nur die 3. Konjugation auf *io* ist noch aus dem Sextapensum herübergenommen. Der Accusativus cum infinitivo wird häufig vorgeführt, weniger das Participium coniunctum und absolutum, letztere indessen in einer Weise, die sehr geeignet ist, das Verständnis derselben vorzubereiten und sie zu erklären. Inhaltlich wechseln lateinische und deutsche Einzelsätze mit zusammenhängenden Stücken ab, deren Stoffe Stücke aus der alten Geschichte oder Fabeln sind. Dies ist das Einzige, was wir an dem sonst vortrefflichen Buche auszusetzen haben. Bei so buntem Inhalt kann kein tieferes Interesse an dem Stoffe selbst aufkommen. Die angehängte Wortkunde bietet bei jeder neuen Vokabel die schon vorher gelernten stammverwandten Wörter, z. B. unter *facio facilis, difficilis, facinus, facultas, difficultas,* eine recht nützliche Einrichtung. Die zu lernenden Vokabeln sind fett gedruckt, die übrigen folgen diesen besonders. Am Schlusse befindet sich ein lateinisches und ein deutsches Wörterverzeichnis in der Abc-Folge. Das recht geschickte und sorgfältige Buch wird in Österreich viele Freunde finden.

Arnstadt. **B. Grosse.**

Vakanzen.

Duisburg, Rg., Hilfsl. N. Spr. 2000 Mk. Dir. Dr. Steinhart.

Magdeburg, Stadtschulrat. 7500 Mk. Stadtverordnetenversammlung.

Witten, Rg. (u. Reformsch.), Hilfsl. N. Spr. 1800 Mk. Dir. Dr. Matthes.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 20. März. Nr. 6, Jahrgang 1897.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

46) **J. Ehlers, Homers Odyssee übersetzt.** Hannover, C. Meyer (Gust. Prior), 1897. 213 S. 8°. ℳ 1. 25.

Es ist bis jetzt noch keinem gelungen, Homers Gedichte in einer Weise zu übersetzen, dafs man sagen könnte: Neben dieser Übersetzung kann man auf das Original verzichten. Das ist weder Vofs geglückt, noch seinen zahlreichen Nachfolgern, die ihn nicht einmal erreichen, noch auch dem neuesten Übersetzer. Aber gerade deshalb ist es nur zu billigen, wenn immer wieder von neuem der Versuch gemacht wird, Homer durch Übersetzung dem gebildeten Publikum nicht nur zugänglich, sondern anziehend zu machen. Die vorliegende Übersetzung nimmt nach der Meinung des Ref. einen durchaus ehrenvollen Platz unter den Übertragungen der Odyssee ein. Der Herr Verf. hat sich sichtlich bemüht, Sprache und Vers so geschmeidig zu gestalten, dafs das Ganze einem gebildeten Leser unserer Zeit angenehm lesbar wird. Dennoch kommen Verse vor, die sich schlecht lesen und bei denen man anstöfst. Als Beispiel führe ich nur S. 184 V. 24 an:

Ilions Veste zu sehn, die unnennbare Stadt des Verderbens.

Um den Gang der Handlung zu beschleunigen und dadurch dem Geschmacke unserer Zeit annehmbarer zu machen, hat der Verf. vielfach gröſsere Stücke gestrichen. Es läſst sich dagegen nicht viel sagen; doch hätte wohl in einem kurzen Vorworte darauf hingewiesen werden können, da nach dem Titel des Buches jeder die ganze Odyssee erwarten muſs. Die Feststellung der ausgeschiedenen Stellen wird sehr erschwert durch die eigentümliche Verszählung, die nicht durch den ganzen Gesang hindurchgeht, sondern mit jeder Seite neu anfängt. Weshalb hat der Herr Verf. diese Maſsregel angewendet? Vielleicht damit die Übersetzung nicht als Eselsbrücke verwendet werden soll? Ein solcher Zweck würde allerdings ein Entschuldigungsgrund der ungewohnten und störenden Einrichtung sein. Durch das Ausscheiden von gröſseren Stücken ist dem Zusammenhange doch nicht überall gedient worden. So ist es am Ende des 4. Gesanges S. 40, wo mit V. 32 die Unterredung des Telemach mit Menelaos schlieſst. Darauf heiſst es weiter:

Also hatten sie dort in wechselnder Rede gesprochen.
Wie man Telemachos bald ein plötzliches Ende bereite,
Waren auf schaukelnden Fluten indes der Freier Gedanken.

Es ist nämlich das ganze Stück (S. 621—842) ausgefallen, in welchem erzählt wird, wie die Freier den Überfall des heimkehrenden Telemach planen; da ist doch wohl unzweifelhaft zu gründlich verfahren.

Cöthen. **H. Kluge.**

47) **H. Stadtmüller, Zu einigen Grabschriften der Palatinischen Anthologie und ihren Verfassern.** Festschrift zu der am 24. und 25. Oktober 1896 stattfindenden 350jährigen Jubelfeier des Gymnasiums in Heidelberg. Heidelberg, C. Winter, 1896. 49—63 S. 4. Preis (der gesamten Abhandlungen) der Festschrift: ℳ 1,60.

Der Verf. ist auf dem Gebiete der griechischen Anthologie wie kaum ein zweiter bewandert, und diese vertraute Bekanntschaft mit seinem Stoffe ermöglichte es ihm, auf dem engen Raume einer Gelegenheitsschrift eine im Verhältnis zu dem Umfange der Abhandlung auſserordentlich groſse Reihe wichtiger Beiträge zur Kritik und Erklärung der Anthologie-Epigramme zu geben.

Zunächst hat der Verf. eine groſse Zahl von Versen von Verderbnissen befreit und ihnen ihre ursprüngliche Gestalt wiedergegeben, so VII, 344

φωτῶν st. θνητῶν, 318, 2 τὸ μή σ' ἀλέγειν st. τὸ μή σε γελᾶν, 184, 3 τὴν γὰρ ἔμ' οὔπω st. ἔτ', 185, 2 τῆλε πάτρας ψαμάθου st. τῇδε παρὰ ψαμάθῳ, 447, 2 Κρής· ἐπόνει δολιχόν st. Κρὴς ὑπ' ἐμοί, δολιχόν, 467, 3 ἐς κενόν st. ἐς πόνον und 467, 4 ὁ πᾶς μελέτας st. ὁ παμμέλεος, 241, 4 ἐνδόμυχος st. ἀνδρομάχοις, 660, 2 χειμέριος mit Paris. 2721 und 660, 3 ἀντὶ δὲ βώλου st. πολλῆς, 457, 2 ὁλκάς st. ὡς ναῦς und 457, 3 κύμβον st. τύμβον, 230, 1 δέρξατο st. δέξατο. Dazu kommen als wahrscheinlich 281, 3 αὖα κέκλαυται st. αὐτά und 281, 4 ἀναδοθήσεται st. ἀναθαλήσεται, wo man auch an ἀναφυήσεται denken ksnn, 581, 2 ὤχ' ἀμόθεν st. οὐρανόθεν, 131 ἀλλὰ γὰρ οἰκεῖ | σῶμα κάτω, ψυχὴ δ' ἄλτο πρὸς οὐρανίους, 183, 1 παρθενικῇ γλυκὺς ἦλθε γάμος· φθονερὸς δ' ἀποδρέψας | Ἅιδης κτλ.; was jetzt als 183, 1 gelesen wird, ist aus 184, 1 fälschlich herühergenommen, 305, 3 τὸν ἀμείλικτον λιμέν' (oder μυχόν) ἵκτο oder τὸν ἀμείλιχον εἰς λιμέν' (oder μυχὸν) ἵκτο, 448, 3 χθονίοις δ' οἰκτρῶς στενάχοντες oder πῶς δαίμοσιν ἄνδρα oder τίπτ' ἐσθλὸν ἀφέντες, 386, 2 μαστῶν στάζον ἔπηξα γ. Epigr. 156, 6 wird H. v. Wilamowitz-Möllendorffs καὶ ἠέρα st. καὶ πτερά durch Verweisung auf Lykophr. 105 λήϊτιν ἐμπταίσασαν ἰξευτοῦ πτεροῦ gut zurückgewiesen.

An anderen Stellen allerdings läfst sich meiner Meinung nach die Überlieferung wohl halten. Dahin gehört 305, 2, wo der Verf. αὖλιν st. οἶκον verlangt, aber selbst zugiebt, dafs auch οἶκον möglich ist. Auch 392, 1 ist πολὺ κῦμα, wofür der Verf. τρόφι κῦμα schreiben möchte, wohl möglich, vgl. πολὺ πῦρ, πολὺς ὄμβρος, πολὺς ὑετός u. s. w. Epigr. 449, 2 schlägt er vor, ἀλκάν st. μάχαν zu schreiben und umzustellen ἀλκὰν ἐγγυάλιξεν Ἄρης coll. Hes. fr. 225; ich glauhe, dafs sich μάχαν den vorhergehenden Substantiveu ἄγραν und χορούς gut anreiht; wie diese die Kunst, Jagdbeute zu machen und Reigentänze aufzuführen, bezeichnen, so μάχαν die Kunst zu kämpfen. Epigr. 467, 7 ziehe ich die Überlieferung der Änderung des Verf. ἐς ἐφηβείας ἦλθες τέλος deshalb vor, weil ich τέκος, au das sich ἀντὶ δὲ σεῖο κτλ. anschliefst, hier nicht missen möchte. Epigr. 241, 6 versteht der Verf. unter Εὐρώπας δόμος richtig Phönikien, die Heimat der Europa; gerade deshalb ist aber auch πλατύς, ein beliebtes Epitheton von Ländern, ganz passend; der Verf. schlägt zweifelnd κλυτός vor. Epigr. 230, 3 ist meiner Meinung nach αὐτίκα, für das der Verf. ἃ τέκε wünscht, kaum anstöfsig; es entspricht vollständig der Situatiou.

An einigen Stellen erscheint mir eine audere Änderung als die vom Verf. vorgenommene notwendig. Epigr. 488, 4 vermntet der Verf. jetzt *ἐκ στεφάνας* st *ἐκ κεφαλᾶς* unter Zurücknahme des früher von ihm vorgeschlagenen *ἐκ κνέφαος*. Gegen *ἐκ στεφάνας* scheint mir *ἐπὶ τύμβῳ* zu sprechen, statt dessen man *τύμβου* erwarten würde; auch von der Richtigkeit des zweiten *κεκλιμένα* kann ich mich trotz des Verf. Verteidigung nicht überzeugen. Ich trete aufseiten derer, die *ἑλκομένα* oder *τιλλομένα* verlangen, zu dem *ἐκ κεφαλᾶς* passt. Epigr. 492, 5 wünscht der Verf. *οἶμα* st. *αἶμα*; ich ziehe *ἅμμα* „Umarmung“ vor, zu dem sich *οὐδ’ Ὑμέναιον* gut fügt. Epigr. 237, 5 ist *Θ. ἵνα σῆμα | κ. Μάγνης δῆμος ἀ.* überliefert, wofür der Verf. schreibt *Θ. ἵνα πρῆγμα | κ. Μάγνης σηκὸς ἀ.* Ich glaube, dafs *δῆμος* aus *δήνεα* „kluge Ratschläge“ verschrieben ist, und lese *Θ. ἵνα σηκὸς | κ. Μάγνης δήνε’ ἀ.* Epigr. 465, 3 denkt der Verf. an *ἅμμα* st. *γράμμα*; mir gefällt *φράγμα* „Umhüllung, Bedeckung“ besser. Epigr. 329, 4 ändert der Verf. *τερπνὸν ἔπεστι βάρος* st. *τερπνὸς ἔπεστι τάφος*. Ich lese *τερπνὸν ἔπεστι τάφῳ*; ein Fafs ist zu ihrer Freude auf ihrem Grab aufgestellt.

Die genaue Kenntnis der Eigenart der einzelnen Anthologiedichter ermöglicht es dem Verf., die Autorüberlieferung auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen und herrenlose Gedichte bestimmten Verfassern zuzustellen. Epigr. 183 weist er dem Bianor zu; denn dem Parmenion gehört 184. Epigr. 492 trägt die Überschrift *Ἀνύτης Μιτυληναίης*, ist aber von Antonios Thallus von Milet, einem Dichter des philippischen Kranzes, dessen Gedicht wegen inhaltlicher Verwandtschaft der Meleagergruppe angeschlossen ist. Auch 305 ist von einem philippischen Dichter, Alpheios von Mitylene; einen Epigrammendichter Alkäos von Mitylene giebt es überhaupt nicht; 429, das der Verf. früher dem Archias gab, spricht er jetzt dem Alkäos von Messenien zu; aber XII, 29 ist *Μαικίου* und XII, 30 *Ἀδαίου* st. *Ἀλκαίου* zu schreiben Epigr. 281 rührt nach ihm von Herakleitos aus Halikarnafs her, ist aber früher als 280. Epigr. 447 nimmt er dem Kallimachos und giebt es dem Leonidas, da dieser den Namen Theris gebraucht habe. Epigr. 10 stammt entweder von Antipatros oder einem Nachahmer desselben; 660 ist ein *ἰσόψηφον*, gehört also dem Alexandriner Leonidas; überhaupt stammt die Reihe 658—663 nicht aus dem meleagrischen Kranz; die Aufschrift *Θεοκρίτου* rührt möglicherweise von 660, 1 *Συρακόσιος ἀνήρ* her und wurde wahrscheinlich von einer Randglosse auf den Anfang der ganzen Reihe übertragen; daher mag es auch kommen,

dafs diese Epigramme in den Theokrit-Hds. stehen und in der Anthologie einen Doppeltitel führen. Epigr. 329, das Dilthey dem Julian zuweisen wollte, erinnert nach dem Verf. an Makedonios, vgl. XI, 63. Dabei macht der Verf. darauf aufmerksam, dafs es eine besondere Sammlung von Epigrammen des Julian gab, der zahlreiche Themata der verschiedenartigsten Vorgänger aufnahm und manches Thema oft variierte; eine solche Julian-Reihe ist 307—310 und 356—360, etwa mit Ausnahme von 358, das von Antipater dem Jüngeren sein kann. Epigr. 346 gehört nach dem Verf. sicher dem Lukianos, IX, 397 dem Paulus und VIII, 433 dem Demagetos; das Epigramm des Tymnes auf Demetrios ist ausgefallen; das letzte Distichon desselben ist Ps.-Plut. Lac. apophth. 241 a. erhalten. Die Epigramme IX, 60 und 61 gehören dem Dioskorides.

Durlach. **J. Sitzler.**

48) **Livy book I, by John K. Lord.** Boston, New York, Chicago: Leach, Shewell, and Sanborn, 1897. kl. 8. VI u. 100 S. 25 Cents.

Unter der Leitung von E. M. Pease und H. Th. Peck erscheint eine Sammlung der lateinischen Autoren, welche an den Schulen der Vereinigten Staaten gelesen werden. Für dieselbe bearbeitet Lord die Bücher I, XXI und XXII des Livius; in B. I folgt er dem Text von M. Müller, in B. XXI und XXII dem von Ed. v. Wölfflin. Die Ausgabe von B. I ist für rasche Lektüre mit vorgeschrittenen Schülern berechnet und bietet nur wenige Erklärungen, 10 bis 13 Zeilen Fufsnoten bei 24 bis 22 Zeilen Text auf der Seite. Eine kurze Einleitung gibt kapitelweise den Inhalt des Buches an. Mit peinlicher Sorgfalt hat Lord über alle von Natur langen Vokale das Zeichen der Länge gesetzt, um die richtige Aussprache des Lateinischen zu fördern, an welche sich englische Zungen nur schwer gewöhnen.

Burgdorf b. Bern. **F. Luterbacher.**

49) **Die Annalen des P. Cornelius Tacitus** herausgegeben von **Johann Müller.** Für den Schulgebrauch bearbeitet von **A. Th. Christ.** 1. Band (Ab exc. D. Aug. I—VI). Mit 5 Karten und 12 Abbildungen. Leipzig 1896. Verlag von G. Freytag. XVIII u. 262 S. Preis geh. *M* 1.20, geb. 1.60.

Die Ausgabe ist durch ihre Handlichkeit, schöne und solide Ausstattung, namentlich auch durch grofsen und fehlerfreien Druck (ein kleines

Versehen 2, 11 a. E.) für die Zwecke der Schule wohl geeignet. Die Einleitung giebt einen kurzen, aber ausreichenden Überblick über des Tacitus Leben und Schriften sowie eine, 6 Seiten umfassende, „Würdigung des Geschichtsschreibers T". Hier konnten die den älteren Plinius betreffenden Anmerkungen S. VII u. XIV zu einer zusammengezogen werden. — Der lateinische Text ist im ganzen derselbe wie in J. Müllers tüchtiger Ausgabe von 1884, die ich in der „Philol. Rundschau" 1885, Nr. 22 besprochen habe; doch hat G. Andresens Kollation der Florentiner Handschrift zu einigen Verbesserungen Anlafs gegeben: II 13, 12 *intendit* (st. *incendit*), IV 37, 16 *per omnes provincias* u. a. Nun hätte Christ als Bearbeiter auf diesem Wege getrost noch einige Schritte weitergehen und diejenigen Konjekturen Müllers beseitigen sollen (sine animi eius offensione), die als mifslungen betrachtet werden müssen, namentlich solche, durch die der Gelehrte vermeintliche Lücken auszufüllen glaubte (vgl. die Rezensionen von Pfitzner, Enfsner, Helmreich, Andresen, Jahresber. des Phil. Ver. XIII, S. 47 ff.): I 12, 10 *sed et sua confessione ut argueretur;* 32 a. E. *quod disiecti nil neque pauc. instinctu;* 41, 7 *externae fidei sedem;* II 9, 7 *tum permisso praesidio progressusque*, wo die absoluten Abl. neben den vorhergehenden und folgenden Ablativen an sich höchst unwahrscheinlich sind; IV 69 a. E. *sui tegens adversum proximos* u. s. w. Indessen kommt bei der ausgesprochenen Bestimmung des Buches diese Frage selbstverständlich weniger in Betracht; aber aus demselben Grunde hätte der Herausgeber die Einheitlichkeit in der lat. Orthographie etwas sorgfältiger wahren müssen, denn hierin hat eine Schülerausgabe doch den im allgemeinen feststehenden Regeln sich anzupassen, nicht aber den in wissenschaftlichen Ausgaben vorkommenden Abweichungen zu folgen. Man findet es nicht in der Ordnung, wenn bald *componere* bald *conponere*, wenn *immiscere* u. *inmittere*, *impellere* u. *inponere*, oder wenn gar in demselben Kap. (II 44) *sed* und *set* zu lesen ist. Eine von mir bereits bei J. Müllers gerügte Inkonsequenz unberechtigter Art, indem er bald *haut*, z. B. II 39, 11; 54, 7 (= M.) bald *haud* (I 68, 1, im Gegensatze zu dem Med.) schrieb, findet sich in der vorliegenden Bearbeitung wieder, was angesichts der grofsen Sorgfalt, die sonst auf die Drucklegung verwendet ist, auffallen mufs.

Wie es in neueren Schulausgaben häufig geschieht, sind kurze Inhaltsangaben, um den Überblick über das Ganze, besonders beim Lesen mit Auswahl, zu erleichtern, am Rande beigedruckt; gegen die Fassung

und den Umfang dieser Angaben ist nicht viel einzuwenden. Was die sonstigen Beigaben betrifft, so verdient das 52 Seiten ausfüllende Verzeichnis der Eigennamen seiner Vollständigkeit und Zuverlässigkeit wegen Anerkennung, hingegen läfst das geographische Register manches zu wünschen übrig. Chr. nimmt darin, wie so viele Bearbeiter von Schülerausgaben (dasselbe gilt übrigens auch von weit verbreiteten Leitfäden für den Geschichtsunterricht), bei den Ortsangaben nicht genügende Rücksicht auf Wissensstand und Vorstellungsvermögen des normalen Schülers; er knüpft zu wenig an vorauszusetzende Begriffe und Kenntnisse an, weshalb denn manche topographische Notiz, mag sie auch den besten Quellen entnommen und an sich ganz richtig sein, für den Lernenden von nur geringem Werte ist, weil eine oft leicht herzustellende Bezugnahme auf Bekanntes und Interessantes, auch aus andern Unterrichtsgegenständen, fehlt. Einige Beispiele mögen dies verdeutlichen. Unter „Heliopolis" heifst es im Verzeichnis: „Stadt in Unterägypten, j. Matarea." Aber Unterägypten ist grofs und das Dörfchen Matarije sehr klein; mit dem blofsen Namen ist deshalb niemand gedient, am wenigsten dem präparierenden Schüler, wenn nicht etwa hinzugefügt wird, dafs On-Heliopolis nur wenige Kilometer n. ö. von dem heutigen Kairo und somit auch nicht allzu weit von der Stätte des alten Memphis gelegen war. Der Lehrer mag dann von dem berühmten Obelisken, der auf so manche Weltereignisse herabgeschaut hat, oder von dem Nilkanal hinzuerzählen soviel ihm angemessen scheint. — „Thubuscum Stadt in Afrika j. Tiklat am Nasavathflusse" (?); so lautet die Notiz auch bei Nipperdey. Nur auf einer guten Spezialkarte findet man den Ort, in dessen Nähe die Ruinen des römischen Thubusuctus (Inschr.) liegen, und zwar am l. Ufer des Flüfschens Sahel, das bei dem Hafenorte Bougie, zwischen Algier und Philippeville, mündet. Wozu also jene Namen, die doch niemand behält, die keine Vorstellung geben können, statt der zur ungefähren Orientierung ausreichenden Angaben über die nächstgelegenen Hauptorte? — Die Wohnsitze der Bastarner werden von Chr. unnötig detailliert und doch nicht einmal für die ältere Zeit ganz richtig so angegeben: „zu beiden Seiten des Tyras (Dnjestr) zwischen Pyretus (Pruth) und Hypanis (Bug)"; dagegen ist mit keinem Worte ihre Abstammung und Art angedeutet oder, was doch gewifs nahe lag, auf die Schilderung der Germania bezug genommen. Namensformen wie Erycus oder Fidena waren als die ungewöhnlichen (statt Eryx und Fidenae) zu bezeichnen; ob der Berg heute San Giuliano heifst oder

anders, ist in diesem Falle gleichgültig. Wenn aber einmal ganz moderne, offizielle Benennungen gegeben werden sollen, so darf in Griechenland nicht mehr von der Insel Negroponte die Rede sein. — Ein Lapsus calami ist die Angabe „Nola, 22 km westlich von Neapel". — Die Lage des Teutoburger Waldes ist weder in Übereinstimmung mit dem Kärtchen von Altgermanien noch überhaupt zutreffend angegeben.

Was die erwähnte Kartenskizze angeht, so ist sie mir eine alte Bekannte, die ich um so freundlicher begrüfsen würde, wenn sie mittlerweile einiger Schönheitsfehler sich entledigt hätte; aber da finde ich noch immer das häfsliche Versehen Viadrus für Viadua (Müllenhoff!), Oenus f. Aenus, die Vertauschung der Sitze der Chauci maiores u. minores; und neu hinzugekommen sehe ich Gotini, an der Weichselquelle, neben den Cotini an der Waag; der Name Lugii ist zweimal eingedruckt. Die Legende des Kärtchens stimmt (aus begreiflichem Grunde) nicht überall mit dem Register völlig überein, s. Caninefates, Usipi, Luppia. —

Der Bearbeiter verlangt mit Recht, dafs seine Bearbeitung samt ihren Beigaben nur von dem Gesichtspunkte ihrer Zweckmäfsigkeit für den Schüler beurteilt werde. Deshalb habe ich geglaubt, meiner Anerkennung für die tüchtige Leistung einige Hinweise beifügen zu sollen, nach welcher Seite hin das Bändchen m. E. besonders verbesserungsfähig ist.

Frankfurt a. M. **Eduard Wolff.**

---

50) **Analecta Graeciensia.** Festschrift zur 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien 1893, von Professoren der K. K. Karl-Franzens-Universität Graz. Graz, Verlagsbuchhandlung Styria. 217 S. 8°.

Vorliegender hübsche Festgrufs ist dem Ref. erst vor kurzem zugekommen. Es sind darin elf Abhandlungen vereinigt, die teilweise zu recht wichtigen Fragen wertvolle Beiträge liefern und durch den Wert des Dargebotenen es verdienen, durch eine wenn auch stark verspätete Anzeige weiteren Kreisen als der Schar der in Wien versammelten Philologen bekannt gemacht zu werden.

Gustav Meyer bringt Beiträge zur neugriechischen Grammatik. Er sucht an einer langen Reihe von Beispielen zu zeigen, dafs eine grofse Anzahl von lautlichen Zusätzen und Minderungen im Anlaut neugriechischer Substantiva und Adjektiva durch die Annahme der Verschmelzung

des Artikels oder der Loslösung des fälschlich angenommenen Artikels eine befriedigende Lösung findet. Ein Beispiel möge zur Veranschaulichung genügen. Νέγριπος, woraus durch Volksetymologie Negroponte geworden ist, ist entstanden aus τὴν Ἔγριπον, Ἔγριπος = Εὔριπος, der Name des Landes zwischen dem Festland und Euboia, ist dabei auf die Insel übertragen. Die Entdeckung ist wohl nicht neu. Ähnliche Bildungen, die durch Zusammenziehung einer Präposition mit dem Substantiv entstanden sind, wie der Name Athens Setines aus εἰς Ἀθήνας, sind längst bekannt, verdienstlich aber ist die Nachweisung jener Neubildungen an einer sehr grofsen Zahl neugriechischer Wörter.

Anton E. Schönbach teilt aus Handschriften 38 alte Beschwörungsformen mit, welche teilweise der Erklärung Schwierigkeit machen. Nr. 5, 6 Elion. Elion ist wohl hebräisch = Höchster! — 17, 7: Osy + Osy + Osia hat wohl nichts mit ὅσιος zu thun, sondern ist verkürztes Osianna, wie in der vorhergehenden Formel: alle — alle für alleluia; ib. 17: Ely, Ely braucht nicht als Verstümmelung betrachtet zu werden, es bedeutet im Hebräischen: mein Gott! Nach den einleitenden Worten haben wir ein zusammenfassendes Werk über diesen Gegenstand von dem Verfasser zu erwarten.

Eine interessante kleine Untersuchung über indogermanische Gebräuche beim Haarschneiden bietet J. Kirste. Der Verfasser beschränkt sich auf eine in Indien und ähnlich bei den Südslaven noch gebräuchliche Zeremonie beim erstmaligen Abschneiden der Haare eines Kindes, die er auf allgemein indogermanische Vorstellungen über das Verhältnis des Menschen zu der Natur zurückzuführen sucht.

Heinrich Schenkl unterzieht zur Erklärung der homerischen Palastbeschreibung die Äufserungen der antiken Erklärer der betr. Odysseestelle einer gründlichen Untersuchung namentlich zur Ermittlung der Begriffe ὀρσοθύρη und λαύρη und verweist zum Schlufs noch auf die von Virgil gegebene Beschreibung des Palastes von Troia, die mit dem Plan von Tiryns verglichen wird, während der hier als ὀρσοθύρη angenommene Ausgang sich allerdings mit der Beschreibung bei Homer nicht deckt.

Über die Chronologie des Peisistratos und seiner Söhne handelt Adolf Bauer. In klarer und verständiger Weise sucht er die Widersprüche zwischen den Angaben von Aristoteles' Politik und Ἀθηναίων πολιτεία zugunsten der Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit des Aristoteles zu erklären. Zu bedauern ist dabei nur, dafs er auf die Differenz der

Angaben, die in 'Αθ. πολ. selbst zwischen der Zahl der Summe der Regierungsjahre des Pisistratus (19 Jahre c. 17) und der Summe der drei Regierungszeiten (501—555, 549—542, 531—27 = 17 Jahre) nicht näher eingeht. Freilich hängt das mit der Unsicherheit der Einzelangaben c. 14 und 15 zusammen; aber gerade über diese ist er freilich der Ansicht, daſs sie unheilbar verdorben seien.

Wilhelm Gurlitt sucht den Nachweis zu erbringen, daſs die eherne Kolossalstatue der Athena des Phidias auf der Akropolis, die sog. Promachos, dieselbe 30′ hohe Erzstatue sei, die von der Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. bis 1203 auf dem Forum Konstantins in Konstantinopel stand und in diesem Jahre von einer bethörten Volksmenge zerschlagen wurde. Die Beschreibung dieser Statue bei Nicetas Akominatos (Choniates) lasse auf einen noch etwas altertümlichen Habitus des Bildwerks in der Art der aus dem Schutt der Akropolis aufgegrabenen Frauenstatuen schlieſsen, was mit der Enstehungszeit desselben in der Frühzeit des Phidias sich wohl vereinigen lasse. Daſs sie nicht im Typus der ausschreitenden Lanzenschwingerin gehalten war, ergiebt auch die genannte Beschreibung, wenn G.s Kombination, wie nicht zu bezweifeln, richtig ist. Die Benennung Promachos erfordert keineswegs die Kampfstellung, ist überhaupt ihrer Seltenheit und ihres späten Vorkommens wegen kaum in Betracht zu ziehen. Die Beschreibung des Nicetas ist übrigens schon von J. H. Krause (die Byzantiner des Mittelalters, S. 43) auf die eherne Athena des Phidias bezogen worden, Gregorovius, Athen im Mittelalter 1, 65, A. 2), nur nicht mit so wohl begründeten Nachweisen, wie von Gurlitt, sondern, wie Gregorovius sagt, willkürlich.

Zur Erklärung und Kritik des platonischen Dialogs Lysis bietet Alois Goldbacher einen Beitrag, worin das erste Gespräch mit Lysis und seine Bedeutung für den ganzen Dialog zum Gegenstand einer genaueren Erörterung gemacht wird.

Strzygowsky bespricht die Typen der Stadtgöttin Tyche von Konstantinopel, der Konstantin seine neue Hauptstadt weihte und von der er selbst eine Reihe von Statuen errichten lieſs. Der Verfasser sucht diesen Typen teils aus schriftlichen Quellen, teils namentlich aus Münzbildern festzustellen, wobei sich ihm ergiebt, daſs Konstantin das Bestreben hatte, seine Gründung als das neue Rom zu charakterisieren. Besonders bemerkenswert ist das vollkommene Festhalten des Kaisers an der antik heidnischen Überlieferung zu einer Zeit, wo das Christentum schon über ein Jahrzehnt neben

dem alten Götterglauben gleichberechtigt stand. Ein interessanter Beitrag ebenso zur Kunst- wie zur Religionsgeschichte.

Max R. v. Karajan behandelt den Bau der Recitativpartieen der griechischen Tragiker und den Prolog des Sophokleischen Aiax. Dieser Abhandlung gegenüber bekenne ich, daſs ich zu denen gehöre, die zwar nicht an „angeborener Zahlenschen" leiden, aber doch in dem Aufsuchen von allen möglichen und unmöglichen „Responsionen" mehr eine bedenkliche Spielerei sehen, die auf Grund willkürlich aufgestellten Gesetze sich sogar erhebliche Textänderungen erlaubt, wenn der Text sich diesen Gesetzen nicht fügen will. In der Lyrik hat ein symmetrischer Strophenbau seine vollkommene Berechtigung. In Dramen aber, wo die gesamte Aufmerksamkeit des Publikums doch in erster Linie auf den Gang der Handlung gerichtet ist, können ja solche Responsionen, die dem Leser vielleicht in die Augen fallen, gar nicht wahrgenommen werden. In der Untersuchung über den symmetrischen Bau des Prologs des Aiax wird die gewünschte Symmetrie zwischen den verschiedenen Reden der zweiten und ebenso der dritten Scene, ferner die Symmetrie zwischen der ersten und vierten Scene nur erreicht durch Streichung von Versen, bezw. durch Zuweisung des ganzen Inhalts der vierten Scene an Athene, indem die Verse 124—126 getilgt werden; dann spricht freilich Athene in der ersten und in der vierten Scene je 13 Verse; aber welcher Zuschauer im Theater wird denn die Verse nachzählen, um in der vierten Scene noch zu wissen, daſs in der ersten Athene ebenso viel gesprochen? Weiſs er denn überhaupt im voraus, wie viel Scenen der Prolog haben wird, um auf solche Dinge achten zu können? Die Vergewaltigung der 4. Scene zugunsten der „Symmetrie" ist überdies schon darum unzulässig, weil der Ausdruck des Mitleids mit dem Unglücklichen trotz seiner feindseligen Gesinnung unmöglich von Athena ausgesprochen sein kann; denn gegen Athena ist Aiax keineswegs feindselig gesinnt. Alle Achtung vor dem Scharfsinn des Verfassers, ich rede nicht gegen ihn, sondern gegen diese ganze Richtung. Diese bleibt in ihrer Anwendung auf dramatische Recitatiopartieen ein müſsiges und gefährliches Spiel.

Gregor Krek bietet Beiträge zur Geschichte russischer Hochzeitsgebräuche. Eine sehr wertvolle sprachwissenschaftliche Untersuchung endlich widmet Hugo Schuchardt dem mehrzeiligen Frage- und Relativsatze. Besonders die Einleitung enthält sehr beherzigenswerte Gedanken über die Bedeutung der äuſseren und innern Sprache für die Beurteilung

des Volkscharakters und über den gröfseren Wert, der hierin der inneren Sprache, der Wortbedeutung und Wortfügung gegenüber der stärker gepflegten Erforschung der äufseren Sprache, der Laut- und Formenlehre zukommt.

Bei rückblickender Überschau über diesen Sammelband zeigt sich uns ein erfreuliches Bild reicher Forscherthätigkeit auf allen Gebieten der Philologie. Nur die germanistische Sektion ist dabei, wenn man von dem kaum hierher zu rechnenden Beitrag Schönbachs absieht, leider zu kurz gekommen, und doch hätte es an einer hervorragenden Kraft für dieses Gebiet in Graz nicht gefehlt.

Calw. **P. Weizsäcker.**

---

51) **Émile Thomas, Rome et l'Empire aux deux premiers siècles de notre ère.** Paris, Librairie Hachette et Cie., 1897. XII u. 343 S. 8. Preis: Fr. 3. 50.

Was bei uns L. Friedländer mit seiner „Sittengeschichte Roms im Zeitalter der Antonine" geleistet hat, versuchten französische Gelehrte wiederholt in ähnlichen Werken darzustellen; die von Boissier erlangten wegen ihrer geschmackvollen und geistreichen Einkleidung ebenso in Deutschland Achtung und Verbreitung wie das von Friedländer in Frankreich. In dem Menschenalter, das seit der ersten Auflage Friedländers verflossen ist, haben einzelne den Alten eigentümliche Institutionen durch die Vermehrung des Quellenstoffes ein ganz neues Ansehen erhalten, so die Sepulcralgebräuche, das Militärwesen, das Leben in den Munizipien, so dafs es sich wohl rechtfertigen läfst, wenn von Zeit zu Zeit dem weiteren Lesepublikum ein erneuter Einblick in die Ergebnisse der Spezialforschung geboten wird. Ein solches Ziel setzt sich auch das vorliegende Buch. Darin wird zuerst Pompei behandelt, um das Leben und Treiben einer kleineren Stadt zu zeigen; dann Rom in drei Kapiteln: Forum, Palatin, Bäder und Spiele. Die folgenden Abschiede gehen auf Gebräuche und Sitten ein, die mit den modernen verglichen werden: die Darbringung von Geschenken zu Neujahr und bei anderen Gelegenheiten, die Begräbnisfeierlichkeiten und die Einrichtung der Gräber, die Testamente, das Treiben auf den Villen, das Schulwesen und die Büchereien, die Kunst in ihrer Bedeutung für das tägliche Leben, die Philosophie und ihr Einflufs auf

die Moral. Darauf wird, wie zu erwarten, die Armee in Afrika vorgeführt als typisch für das Militärwesen der Kaiserzeit. Die Zustände an der Nordgrenze, die dortigen Barbaren in der Litteratur und auf den Denkmälern. Endlich Plinius d. J. als Repräsentant der vornehmen Gesellschaft, seine Beziehungen zu Traian, seine Lebensumstände, seine Freunde und seine Widersacher, seine guten und schwachen Seiten. — Nirgends in die Tiefe gehend, in lesbarem Plauderton, mit Plänen von Pompei, des Palatin und des Forums in Rom.

Prag. **J. Jung.**

52) **Giuseppe Kirner, Manuale di Letteratura Latina** ad uso delle scuole classiche. Vol. 1. Letteratura arcaica. Livorno, Raffaello Giusti., 1896. 472 Seiten. Klein 8⁰. 4 L.

Das Handbuch der römischen Litteratur von J. Kirner ist eine Art von Chrestomathie, ein litterargeschichtliches Lesebuch für Schulzwecke. Billigt man überhaupt den Grundsatz, von dem solche Lesebücher ausgehen, so wird man auch dieses müssen gelten lassen; denn es ist mit Sorgfalt und Sachkenntnis zusammengestellt.

Sicher berechtigt ist es, von den Litteraturwerken eine chrestomathische Kenntnis zu vermitteln, welche nur in Bruchstücken erhalten oder wenig umfangreich sind. Daher empfiehlt sich diese auch von Merry (Selected fragments of Roman poetry, from the earliest times of the republic to the Augustan age, Oxford 1891) gewählte Behandlung bei der älteren römischen Litteratur als sachgemäfs. Ob Plautus und Terenz, von denen der Verfasser 1700, bezw. 850 Verse aufgenommen hat, nicht besser im Zusammenhang eines für Schulzwecke hergestellten vollständigen Textes zu lesen sind, wage ich nicht zu entscheiden, da ich mit den hier in Betracht kommenden italienischen Verhältnissen nicht genügend bekannt bin.

Die Einrichtung des Handbuches ist sonst folgende. Es vereinigt Litteraturgeschichte, Proben und Kommentar. Die litteraturgeschichtlichen Erörterungen, welche die Proben verbinden, sind mit Benutzung guter Hilfsmittel entworfen; die ausgehobenen Stellen meist treffend gewählt und sorgfältig erläutert. Über Zuviel und Zuwenig sowie über die Art der Erläuterung kann nur ein italienischer Berichterstatter mit dem Verfasser rechten. Die Ansichten, welche S. X vom Verfasser über den Betrieb der klassischen Studien vorgetragen werden, zeugen von gesundem

Urteil und sind auch in Deutschland beherzigenswert. Die Auswahl reicht von Carmen Saliare bis zu L. Licinius Crassus. Gröfsere Stücke, besonders die Dramen, werden mit überleitenden Texten verkürzt. Auch metrische Inschriften und geringere Erzeugnisse der Prosalitteratur sind vertreten. Namen- und Sachregister von grofser Vollständigkeit schliefsen den Band.

Jedenfalls hat für das italienische Volk die altrömische Litteratur eine ähnliche Bedeutung, wie die altdeutsche für uns. Wir besitzen ein Buch, das ähnliche Zwecke auf breiterer Grundlage mit ausgezeichnetem Erfolge erreicht hat, das in mancher Beziehung noch heute unübertroffene Deutsche Lesebuch von Wilhelm Wackernagel. Möchte Kirner ein ebenso dauerhafter Erfolg zuteil werden!

Lingen. **K. Euling.**

---

53) **O. Kohl, Griechisches Lese- und Übungsbuch vor und neben Xenophons Anabasis.** I. Teil: Bis zu den liquiden Verben einschliefslich. Dritte Auflage. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1896. 112 S. 8. II. Teil: Die Verba auf $\mu\iota$ und die unregelmäfsigen Verba, sowie Hauptregeln der Syntax. Zweite, nach den neuen preufsischen Lehrplänen gekürzte und verbesserte Auflage. Ebenda 1895. 120 S. 8. Jeder Teil: ℳ 1.

Die nach den neuen Bestimmungen der Lehrpläne vom Jahre 1892 umgearbeitete zweite Auflage des ersten, für Untertertia bestimmten Heftes von dem bekannten Lese- und Übungsbuche ist früher in dieser Zeitschrift angezeigt worden Eine Anzahl von Stichproben ergiebt, dafs in der ganzen Anlage und in den einzelnen Abschnitten die dritte Auflage nur geringfügige Änderungen gegenüber der voraufgehenden anfweist.

Die zweite Auflage des zweiten Heftes ist im Verhältnis zu der ersten, 1886 herausgegebenen stark gekürzt worden (120 Seiten gegen 198). Zunächst sind die beiden ersten Wiederholungsabschnitte über die Verba muta und liquida mit im ganzen 22 Übungsstücken ganz weggefallen; griechische Lesestücke (nur S. 1—18) und deutsche Übungsabschnitte (S. 19—80) sind voneinander getrennt. Die letzteren schliefsen sich, so lange die eigentlichen unregelmäfsigen Verba geübt werden, an die beiden ersten Bücher der Anabasis an, für die Einübung der Hauptregeln aus der Syntax der Kasus, der Genera verbi, der Absichts-, Folge-, Bedingungs- und Zeitsätze, des Infinitivs und Partizips sind ebenfalls die meisten der

Stücke in Zusammenhang mit der Anabasis gebracht worden. Eine gänzliche, durch die Verhältnisse gebotene Umarbeitung dieser Partieen bezw. Ausarbeitung neuer Abschnitte hat dem Buche nur zum Vorteil gereichen können. Das griechische Wörterverzeichnis schliefst sich an die einzelnen Paragraphen an, das deutsche ist alphabetisch angelegt.

Bremen. **E. Bachof.**

54) **Kautzmann, Pfaff und Schmidt, Lateinische Lese- und Übungsbücher für Sexta bis Tertia.** Teil I—III. Leipzig, B. G. Teubner, 1894—1896. 170, 178, 110 S. 8.

ℳ 1.60, 1.60, 1.40.

Von diesen Büchern bringt der erste Teil den für Sexta vorgeschriebenen Lehrstoff in 164 lateinischen und 114 deutschen meist zusammenhängenden Übungsstücken zur Anwendung. Ausnahmen vom Regelmäfsigen sind nur selten zugelassen, so die Feminina auf *do, go, io*. Der dargebotene Lesestoff ist sprachlich und inhaltlich ansprechend, aber ziemlich umfangreich, auch die Zahl der zu lernenden Vokabeln nicht gering. Ob indes das rechte Mafs getroffen ist, dürfte inzwischen schon durch die Praxis entschieden sein.

Der Quinta-Teil bietet ebenfalls ganz überwiegend zusammenhängende Lesestücke, deren Inhalt Mythologie, Fabeln, Anekdoten u. a. aus dem Altertum in guter Sprache bilden. Das vorgeschriebene Pensum kommt in denselben zur Anwendung, auch Acc. c. inf., Participium coniunctum und Ablativus absolutus, was wir anderen Büchern und Stimmen gegenüber ausdrücklich billigen.

Der Quarta-Teil enthält nur deutsche Stücke, die sich gröfstenteils an Nepos anlehnen, aber in planmäfsiger Folge die Kasus-, Orts- und Zeitbestimmungen und die Konjunktionen *ut, ne, quo, quominus* und *quin*, endlich auch das Gerundium und Gerundivum behandeln. Während die deutschen Stücke der beiden ersten Teile sich mit Recht eng an die lateinischen anlehnen, wollen die Verfasser im dritten Teile „nicht allzu eng an den Autor sich anschliefsende Umschreibungen bieten, vielmehr in mehr oder weniger freien Bearbeitungen der Vitae des Cornelius Nepos unter Benutzung anderer Quellen die von jenem entworfenen Lebensbilder erweitern, abrunden und vertiefen. Der Phrasenschatz ist soweit als möglich Cornelius Nepos entlehnt“. Letzteres ist zu loben, ersteres ist aber

nach unserer Ansicht ein falscher Standpunkt. Was der Schriftsteller selbst und etwa der erklärende Lehrer den Knaben bietet, muſs für diese genügen. Das Übungsbuch hat allein sprachliche Schulung im Auge. Wie diese aber erzielt wird, darüber herrscht noch die gröſste Meinungsverschiedenheit. Die tüchtigsten Lateinlehrer, d. h. die erfolgreichsten, die wir kennen gelernt haben, lieſsen schon vor dem Erscheinen der preuſsischen Lehrpläne nach gehöriger Behandlung eines Schriftstellerkapitels sofort, nicht erst nach Wochen, das Kapitel retrovertieren und gaben dann dem Schüler mündlich eine Variation desselben zum Übersetzen. Wer behauptet, dies langweile die Schüler, muſs selbst an der Langenweile schuld sein, unsere Erfahrung lehrt das gerade Gegenteil. Die Schüler lernen bald, daſs der auf die Lektüre verwandte Fleiſs in guten Leistungen beim Variieren sofort seinen Lohn findet, und werden zu neuem Fleiſse angespornt. Auſserdem wird gerade auf diesem Wege der gröſste sprachliche Gewinn aus der Lektüre eingeheimst. Wir bedauern deshalb, daſs die Verfasser die in den beiden ersten Teilen ihrer Übungsbücher innegehaltene enge Anlehnung der deutschen Stücke an die entsprechenden lateinischen hier aufgegeben haben. Ein Quartaner ist noch so ungewandt im lateinischen Ausdruck, daſs man ihm gar nicht genug Unterstützung und Vorbild für sein Übersetzen geben kann. Ja auch ein Tertianer kann nichts Besseres thun, als mit Hilfe seines Cäsar eine Variation eines Cäsarkapitels anfertigen, während wir allenfalls für Obertertia eine freiere Anlehnung an die Lektüre für gerechtfertigt halten, wie sie die Verfasser in dem Tertia-Teile, dessen erste Druckbogen wir einsehen konnten, recht ansprechend durchgeführt haben.

Die vorliegenden, sehr sorgfältig gearbeiteten Lehrbücher, die in richtiger Weise die Forderungen der preuſsischen Lehrpläne erfüllen und damit in Gegensatz gerade zu den bisher am weitesten verbreiteten Übungsbüchern treten, bedeuten nach unserer Ansicht eine tüchtige Leistung auf dem Gebiete der lateinischen Übersetzungsbücher im Sinne der preuſsischen Lehrpläne.

Arnstadt. **B. Grosse.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. **E. Ludwig** in **Bremen**.
Druck und Verlag von **Friedrich Andreas Perthes** in **Gotha**.

Gotha, 3. April. Nr. 7, Jahrgang 1897.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

55) **H. Schefczik, Über die Abfassungszeit der ersten philippischen Rede des Demosthenes.** Troppau, Selbstverlag, 1896. 29 S. 8.

In einer früheren Arbeit hat Herr Sch. dargethan, dafs die erste philipp. Rede des Demosthenes zweifellos ein Ganzes ist. Jetzt versucht er, zum Teil mit Hilfe der dort gewonnenen Resultate, den Nachweis, dafs die Rede nicht, wie fast allgemein — und zwar nicht erst seit den gründlichen Untersuchungen von A. Schäfer — angenommen wird, auf Ol. 107, 1 (352/1 v. Chr., nach Schäfer ins Frühjahr, etwa Mai 351) zu verlegen ist, sondern vielmehr auf Ol. 108, 2, und zwar in den Aug. oder Sept. d. J. 347. So weit sind einzelne Gelehrte mit dem Schlufsteil der Rede (der ‚sechsten' oder ‚fünften' Philippika) nach dem Vorgange des Dionys herabgegangen, aber mit der ganzen Rede wohl nicht ein Forscher der letzten Jahrhunderte, so dafs noch jüngst E. Schwartz behaupten zu dürfen glaubte, daran denke kein Mensch mehr, die Rede später als den Fall Olynths (Sommer 348) zu setzen. Wir haben demnach eine These oder Hypothese vor uns, die entschieden den Vorzug der Neuheit hat. Ob nun auch den der Richtigkeit? Leider mufs Ref. sogleich gestehen, dafs er sich davon nicht hat überzeugen können und darum noch immer an der sententia communis festhält, dafs die Rede aller Wahrscheinlichkeit

nach ins Jahr 351, eher in die erste als in die zweite Hälfte dieses Jahres, fällt.

Freilich mufs gleich der erste Satz der Ahhandlung einen stutzig machen: ‚Dafs die I. Phil. nicht dem J. 107, 1 ... angehört, geht schon aus § 41 dieser Rede klar und unzweideutig hervor. Da lesen wir: *Καὶ ὑμεῖς, ἂν ἐν Χερρονήσῳ πύθησθε Φίλιππον, ἐκεῖσε βοηθεῖν ψηφίζεσθε, ἐὰν ἐν Πύλαις, ἐκεῖσε, ἐὰν ἄλλοθί που, συμπαραθεῖτ᾽ ἄνω κάτω καὶ στρατηγεῖσθ᾽ ὑπ᾽ ἐκείνου*'. Demosthenes habe *συμπαραθεῖτε ἄνω κάτω* nnr sagen können, wenn in den hezeichneten Fällen Hilfe nicht blofs beschlossen, sondern auch geschickt worden sei, was im erstgenannten erst im Okt. 351 geschehen ist. ‚Klar und unzweideutig', was vor dem Verf. trotz alles Forschens niemand gesehen hat. Ja, wenn Redefiguren so geprefst und wörtlich gefafst werden müfsten! Das *συμπαραθεῖτε* ist nicht weniger durch die Blume gesprochen als *στρατηγεῖσθ᾽ ὑπ᾽ ἐκείνου*. Die Athener laufen mit und neben Philipp her, auch wenn sie zu Schiff an Orte fahren oder zu fahren beschliefsen, zu welchen der König vor ihnen und auf anderem Wege gelangt ist. Kurz, *συμπαραθεῖτ᾽ ἄνω κάτω* pafst in der verallgemeinernden sarkastischen Schilderung der gewohnten Handlungsweise der Athener gleich gut, mag es sich um wirklich erfolgte Hilfszüge handeln oder um blofs beschlossene (*βοηθεῖν ψηφίζεσθε*).

Da in der Rede weder Olynths Fall noch überhaupt der olynthische Krieg, wohl aher ein das olynthische Gebiet bedrohender Zug Philipps erwähnt wird, so ist man durchaus zu dem Schlusse berechtigt, dafs die I. Phil. den olynthischen Reden vorausging. Interessant ist es nun zu sehen, wie Sch. dieser Schlufsfolgerung ausweicht. Im Herbst 352 zieht Phil. nach Thrakien, im Nov. belagert er Heraeon Teichos und verfällt in eine schwere Krankheit. Sobald es ihm besser geht, kehrt er (Ende 352 od. Anf. 351) nach Makedonien zurück uud bedroht — selbst oder durch einen seiner Feldherren — das olynthische Gebiet, während seine Kaperschiffe (wohl in demselben Winter und im Frühjahr 351) die in § 34 erwähnten Freiheuterstücklein ausführen. Jene *στρατεία εἰς Ὄλυνθον* (§ 17), hehauptet Sch., ‚kann doch nur der olynth. Krieg vom Jahre 107, 4 sein; denn von einem anderen Kriegszug Philipps gegen Olynth ist uns nichts überliefert. Man ist (bei dem gewöhnlichen Ansatz) gezwungen, einen Feldzug des Königs anzunehmen, von dem (nach Schwartz) kein antiker Autor auch nur das Geringste weifs'. Dem. selbst berichtet 1, 13: (*Φίλ.*) *ᾤχετ᾽ εἰς Θρᾴκην· εἶτ᾽ ἐκεῖ ... ἠσθένησεν· πάλιν ῥᾴσας οὐκ ἐπὶ*

τὸ ῥαθυμεῖν ἀπέκλινεν, ἀλλ' εὐθὺς Ὀλυνθίοις ἐπεχείρησεν. Schwartz ist durch seine Datierung der Rede aufs Frühjahr 349 gezwungen, Philipps thrakischen Krieg herabzurücken und ihn erst 350 beendigt sein zu lassen. Damit wird's ihm doch halbwegs möglich, die Worte εὐθὺς Ὀλ. ἐ. auf den Beginn des olynth. Krieges im J. 349 zu beziehen. Dagegen will Sch., der sich auf Schwartz beruft, den thrak. Zug aber der Überlieferung gemäfs im J. 352 beläfst, uns glauben machen, an dieser Stelle heifse εὐθὺς nach zwei Jahren! Da wollen wir doch lieber zugeben, Dem. spreche in § 17 von einer dem olynth. Krieg vorausgehenden Demonstration Philipps gegen die Chalkidike, und eben deshalb, weil er jenen Krieg selbst nicht berühre, gehöre die ganze Rede in eine frühere Zeit. Ohnedem kann der olynth. Krieg nicht als eine ἐξαίφνης unternommene σρατεία bezeichnet werden.

Wichtig für die nähere Zeitbestimmung ist die Erwähnung der Gerüchte in § 11. Sch. räumt ein, die Annahme, dafs hier auf die Erkrankung Philipps auf dem zweiten thrak. Feldzuge (vgl. 1, 13; 3, 5) angespielt werde, klinge an und für sich genommen allerdings sehr wahrscheinlich. Dafs ein späteres Gerücht derselben Art gemeint sei, ist möglich (vgl. D. 19, 288), kann aber mit gar nichts auch nur wahrscheinlich gemacht werden. Wir können uns die Vorgänge (zum Teil nach Schöning) so zurechtlegen: Erst hat sich (etwa im Dez. 352) in Athen das Gerücht verbreitet, Phil. sei gestorben. Auf diese gute Nachricht hin hat man die Rüstungen für die kurz vorher beschlossene Expedition nach dem Chersones eingestellt. Nach einiger Zeit ist man durch die Kunde enttäuscht worden, Phil. lebe noch, sei aber krank. Die völlige Herstellung des Königs mag wirklich nicht so schnell erfolgt sein; aber so wie so konnte man in spiefsbürgerlichen Kreisen die Hoffnung, mit Phil. könne es doch noch bald zu Ende gehen, auch dann noch weiter hegen, als andere tiefer blickende Bürger, davon abgekommen, durch die schlimmen Nachrichten von den Freibeutereien der Makedonen beunruhigt und niedergeschlagen wurden. So war die Stimmung in Athen, als Dem. mit seiner Rede auftrat. Das Zwiegespräch, mit dem in § 11 die Neuigkeitskrämer persifliert werden, setzt zwar noch frische Erinnerung an die betreffenden Gerüchte voraus, gestattet aber doch, wenn man das aus anderen Gründen für nötig hält, noch über den Mai des J. 351 hinauszugehen. Dafs der von A. Schäfer (II, 73) geltend gemachte Grund nicht stichhaltig ist, geben wir Herrn Sch. gern zu.

Andere minder wichtige Momente können wir füglich übergeben. Nur über den einen Umstand müssen wir noch ein Wort sagen, dafs die zur Zeit der Midiana noch durch Cheirotonie gewählten Epimeleten der Dionysien in unserer Rede als erloste bezeichnet werden. Mit Recht hält Sch. es für durchaus unwahrscheinlich, dafs Dem. die 351 gehaltene Rede später umgearbeitet habe, um sie 347 noch einmal in einer Volksversammlung vorzutragen. Weil jedoch die Annahme begründet ist, dafs Dem. Staatsreden, die er gehalten, nachher stilistisch gefeilt, aber ohne wesentliche Änderung als Flugschriften herausgegeben hat, so dürfen wir voraussetzen, dafs er dies auch mit der ersten Philippika that und dabei dem unterdes geänderten Wahlmodus durch Vertauschung eines Wortes Rechnung trug. Möglich indes, dafs von Anfang an λαχεῖν in dem weiteren Sinne gebraucht war, den das Wort ja oft genug hat.

Feldkirch. **W. Fox.**

56) **L. Gurlitt, Zur Überlieferungs-Geschichte von Ciceros Epistularum libri XVI.** Besonderer Abdruck aus dem 22. Supplementband der Jahrbücher für klassische Philologie (S. 511—554). Leipzig, B. G. Teubner, 1896. 8.

Der Verfasser dieser Abhandlung, der sich um die Textgeschichte von Ciceros Briefen schon mannigfache Verdienste erworben hat, liefert hiermit zu derselben einen neuen wertvollen Beitrag. Seitdem C. F. Lehmann in seiner vor fünf Jahren erschienenen Schrift de Ciceronis ad Atticum epistulis recensendis et emendandis, p. 127 sqq. (vgl. hierüber die Anzeige des Ref. in dieser Zeitschrift 1894, S. 71 ff.) gewichtige Gründe dafür geltend gemacht hat, dafs eine der von Cratander für die Briefe ad Atticum benutzten Handschriften die nämliche war, welche in dem aus dem 10. Jahrhundert stammenden Katalog der Lorscher Klosterbibliothek unter den vier die Korrespondenz Ciceros enthaltenden Codices (I. Epistolarum Ciceronis lib. XVI in uno codice, II. Epistolae Ciceronis in quaternionibus, III. Item epistolae Ciceronis diversae, IV. Item Marcii Tullii Ciceronis epistolarum lib. IIII in uno codice) an erster Stelle genannt wird, lag es sehr nahe, die von Mendelssohn noch offen gelassene Frage, ob Cratander nicht auch die aller Wahrscheinlichkeit nach je eine Hälfte der Briefe ad familiares überliefernden Handschriften II und III benutzt hat, einer näheren Erörterung zu unterziehen. Diesem Gegenstande ist die vorliegende Untersuchung gewidmet.

Zunächst weist Gurlitt auf die von ihm selbst (Jahrh. f. Phil. 1885, S. 561 ff.) nachgewiesene Thatsache hin, dafs Cratander auch den das neunte Buch der Briefe ad Brutum (= II und I der uns in verkehrter Reihenfolge vorliegenden Briefe) und die drei Bücher ad Quintum fratrem enthaltenden Codex IV des Katalogs vor sich gehabt hat. Damit wächst die Wahrscheinlichkeit, dafs ihm auch II und III bekannt waren. Von Wichtigkeit ist nun das Schwanken der Buchfolge IX bis XVI in den beiden nur diese Gruppe überliefernden nordischen Handschriften, von denen der Harleianus 2682 die richtige, der Palatinus 598 dagegen die gestörte Reihenfolge XI, IX, X, XII bietet. Gurlitt erklärt diese Erscheinung sehr entsprechend dadurch, dafs die Bücher IX—XVI in der zweiten Handschrift enthalten gewesen seien, die nach der Angabe des Katalogs auf Quaternionen geschrieben und demnach ungebunden war, wodurch leicht Verschiebungen der einzelnen Hefte eintreten konnten, während der I—VIII umfassende Codex III, in dessen Bezeichnung ein derartiger Zusatz fehlt, einen kompakten Band gebildet habe. Eine Benutzung dieser letzteren Hdsch. durch Cratander erscheint indessen nach Mendelssohns Nachweis, dafs derselbe in den Büchern I—VIII auch an solchen Stellen, wo er sich auf seinen codex antiquus beruft, keine von den italienischen Hdschn. abweichende und auf eine selbständige Überlieferung hinweisenden Lesarten bietet, ausgeschlossen. Es kann demnach für ihn nur der Laurishamensis II in Betracht kommen. Für die Benutzung dieser Handschrift spricht die von Mendelssohn gemachte und von Gurlitt richtig befundene Beobachtung, dafs bei Cratander in den Büchern IX—XVI sowohl im Texte als auch am Rande viele Lesarten vorkommen, die vom Med. abweichen und mit dem Palatinus 598 und dem Harleianus 2682 übereinstimmen. Es verlohnt sich daher, zu untersuchen, ob sich nicht nähere Beziehungen zwischen dem Laurishamensis II und diesen beiden die vom Med. unabhängige nordische Überlieferung repräsentierenden Codices ermitteln lassen.

Gurlitt fafst zunächst den früher in Heidelberg befindlichen und im Jahre 1623 nach Rom verbrachten Palatinus ins Auge und macht auf die bemerkenswerte Thatsache aufmerksam, dafs die Abfassung dieser Hdschr., die von Mau und Mendelssohn etwa in das Jahr 1500 gesetzt wird, mit dem Zeitpunkte, wo der mit den hervorragendsten Humanisten Deutschlands in regem Verkehr stehende Bischof Johann von Dalberg von Worms die Lorscher Klosterbibliothek dem gelehrten Publikum zugänglich

machte (1496), zusammenfällt. Von grofser Wichtigkeit ist der sodann geführte Nachweis, dafs der Ausfall von X, 18—20, 3 *quibus certe* und die Versetzung der folgenden bis 25, 3 *sed tu* reichenden Partie hinter 29 *quam ego* sich in durchaus befriedigender Weise durch die Beschaffenheit des auf Quaternionen geschriebenen Lorscher Codex erklären läfst. Das ausgefallene Stück 18—20, 3 umfafst nämlich 76 Zeilen Mendelssohnschen Textes und ebenso auch das sich an 17 anschliefsende Stück 26—29, während auf die dahinter geratene Partie 20, 3—25, 3 228 oder 3 $\times$ 76 Zeilen kommen. Es drängt sich daher von selbst die vom Verf. gezogene Folgerung auf, dafs von dem in der Mitte befindlichen Doppelblatt, auf das zweimal 76 Zeilen zu rechnen sind, die eine Hälfte (18—20, 3) verloren ging, die andere dagegen und ebenso auch die beiden nächsten Blätter (20, 3—25, 3), weil sie im Falze von ihren Gegenblättern gelöst waren, hinter das folgende, 26—29 enthaltende Blatt zu stehen kamen. Leider sind hier die Ausführungen des Verfassers durch einen doppelten lapsus calami beeinträchtigt; denn S. 520 f. wird von der zweiten Hälfte des mittelsten Doppelblattes einmal gesagt, dafs sie hinter die drei nächsten, und ein anderes Mal, dafs sie hinter die beiden folgenden Folien geraten sei, während Gurlitts Deduktion doch nur dahin gehen kann, dafs dieses Blatt sich mit den beiden folgenden zusammen (20, 3—25, 3 = dreimal 76 Zeilen) hinter das vierte (26—29 = 76 Zeilen) verschoben habe.

Für die Zurückführung des Palatinus auf eine alte Vorlage wird ferner noch mit Recht geltend gemacht, dafs die Bücher nicht numeriert, sondern in alter Weise nach den darin hauptsächlich vertretenen Korrespondenten benannt werden und die Briefe an Cornificius (XII, 17—30) als ein eigenes Buch figurieren.

Nachdem so für die Ableitung des Palatinus aus dem Laurish. II einige Wahrscheinlichkeit gewonnen ist, wird eine Vergleichung dieser Hdschr. mit dem *vetustus* Cratanders angestellt. Gurlitt geht hierbei von der Erwägung aus, dafs Cratander, wenn er den Laurish. II benutzte, die schon 30 Jahre zuvor bei der Abfassung des Palatinus vorhanden gewesene Lücke X 18—20, 3 gleichfalls hätte vorfinden müssen. In der That bietet seine Ausgabe dieser Partie weder im Texte noch am Rande eine von den italienischen Hdschr. unabhängige Lesart, während sich in den späteren Briefen des nämlichen Buches der Einflufs der nordischen Überlieferung in unverkennbarer Weise äufsert. Von Interesse ist ferner

die Beobachtung, dafs in den Randnoten zu IX—XI öfter auf eine Mehrzahl von Hdschn. Bezug genommen wird, wogegen dies V—VIII und XII—XVI nirgends der Fall ist [1]). Cratander mnfs demnach, wie Gurlitt mit Recht anuimmt, in jeder dieser beiden letzteren Partieen nur eine einzige Hdschr. benutzt haben. Für V—VIII kann indessen, da hier in den Lesarten die Einwirkung einer von den italienischen Hdschn. unabhängigen Überlieferung nirgends zutage tritt, der I—VIII umfassende Laurishamensis III nicht in Betracht kommen. Anders steht es dagegen nach den eingehenden vom Verf. angestellten Untersuchnngen mit XII--XVI; denn hier zeigt sich zwischen Cratanders Hdschr. und dem Palatinus eine Übereinstimmung, wie sie nur *gemelli* aufweisen können. Die an Zahl und Bedeutung sehr zurücktretenden Abweichungen, die sich zum Teil durch verschiedene Auffassung von Abbreviaturen erklären lassen, fallen dagegen nicht in die Wagschale. Die nordische Überlieferung kommt indessen, wie Gurlitt weiter zeigt, bei Cratander bereits vom IX. Buche an, wenn auch nicht in demselben Mafse wie in XII—XVI, zur Geltung. Verf. zieht hieraus die sehr wahrscheinliche Folgerung, dafs er schon vom IX. Buche an den Laurishamensis II zugrunde gelegt, daneben aber zunächst noch Hdschr., deren Lesarten an zweiter Stelle gegeben werden, herangezogen, vom XII. Buche an aber jenen Codex, nachdem er sich von seiner Vortrefflichkeit hinlänglich überzeugt hatte, ausschliefslich benutzt habe. Die Bücher I— VIII waren, wie man mit Gurlitt annehmen mufs, als Cratander um das Jahr 1527 von Sichardt die Lorscher Hdschrn. erhielt, bereits gedruckt.

Die Untersuchung wendet sich hierauf dem Harleianus 2682 zu. Mendelssohn und Tyrrell haben bereits erkannt, dafs diese Hdschr. und der vorbin besprochene Palatinus auf den nämlichen Archetypus zurückgehen, sich jedoch in Hinsicht auf die Abfassungszeit und die Herkunft des letzteren einer Vermutung enthalten. Durch Gurlitts Darlegungen gewinnen wir jetzt das Resultat, dafs der fragliche Archetypus mit dem Laurisham. II identisch ist. Es läfst sich hiermit die in die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts gesetzte Abfassungszeit des Harleianus und die Thatsache, dafs er einst im Besitze der Kathedrale in Köln war, wohl ver-

1) Dieser einfache Sachverhalt wird vom Verf. leider verdunkelt, wenn er S. 526 den Büchern I—IV die Gruppe IV—VIII entgegenstellt und innerhalb dieser letzteren Partie eine einmalige Erwähnung von vulgati codices (IV 13, 1) konstatiert.

einigen. Die bereits hervorgehobene Störung der Buchfolge im Palatinus läfst auf eine Eigentümlichkeit des Archetypus schliefsen, über die Gurlitt durch Feststellung des Umfangs der von verschiedenen Händen geschriebenen Partieen des Harleianus Näheres zu ermitteln sucht. Die von dem Direktor des britischen Museums, Herrn E. Maunde Thompson, eingezogenen Erkundigungen ergaben, dafs von IX—XIII 29, 2 vier Hände sich ablösen, der folgende Teil dagegen bis zum Schlusse von einer einzigen Hand geschrieben ist. Die Vorlage mufs demnach, wie Verf. mit Recht folgert, die Bücher IX—XII in Quaternionen gehabt haben, wodurch sich, wie wir bereits bemerkten, deren Verschiebung im Palatinus erklärt, während die mit XIII 29, 2 beginnende Partie in eine gebundene Form gebracht war.

Der Harleianus ist indessen, wie im Folgenden gezeigt wird, nicht unmittelbar vom Laurish. II abgeleitet, sondern es mufs, da er dem nur einen Teil von IX—XVI enthaltenden Erfurtensis näher steht als dem Palatinus, ein Zwischenglied angenommen werden, das als die unmittelbare Vorlage des Harleianus und Erfurtensis zu betrachten ist. Mendelssohn bezeichnet die im Erfurtensis überlieferten Briefe, die zum Teil in gestörter Ordnung aufeinander folgen (XII 29, 2. 21; XIII 78. 79; XIV 1—24; XV 1—6. 9. 7. 8. 10—21; XVI 5. 7. 1—4. 6. 8. 9. 11. 12. 10. 15. 14. 13. 16. 17—27), als Excerpte, doch erhebt Verf. hiergegen mit Recht Widerspruch, da die Bücher XIV—XVI vollständig und vom XIII. Buche, an dessen Schlufs (vor 78) im Med. und Harl. XII 29 und 21 sich in der genannten Reihenfolge wiederholen, die vier letzten Briefe überliefert sind. Man mufs demnach mit Gurlitt den Erfurtensis als einen decurtatus betrachten. Von Wichtigkeit ist die vom Verf. hervorgehobene Thatsache, dafs auf dem Vorsatzblatte des Codex sich eine von der nämlichen Hand herrührende Coblenzer Zollrolle befindet, womit wir in das Gebiet des Rheines als das Heimatsland der Hdsch. verwiesen werden.

Ein weiterer Abschnitt ist den kontaminierten Hdschrn., die Mendelssohn bei der Herstellung des Textes grundsätzlich unberücksichtigt gelassen hat, gewidmet. Durch Vergleichung des Dresdensis 112, der in den Büchern IX—XVI eine mit dem Palatinus eng verwandte Überlieferung wiedergiebt, wird gezeigt, dafs dieser Codex doch von Nutzen sein kann, wenn es sich darum handelt, den dem Palatinus, Harleianus und Erfurtensis zugrunde liegenden Archetypus, d. h. den Laurish. II, zu rekonstruieren.

Was nun die Textgestaltung im allgemeinen betrifft, so hätte dieselbe nach den von Gurlitt gewonnenen Ergebnissen in der Weise zu erfolgen, dafs zunächst die Lesart des Laurish. II ermittelt wird, wobei man sich in erster Linie an den Palatinus als die direkte Abschrift, sodann an den Harleianus und Erfurtensis, die hiervon durch ein Zwischenglied getrennt sind, ferner an den noch zu suchenden Führer der contaminati und endlich an die von Cratander am Rande angemerkten oder in den Text gesetzten handschriftlichen Lesarten zu halten hätte. Gegen die auf diesem Wege gewonnene Lesart wäre alsdann die des Med. abzuwägen. In den meisten Fällen wird indessen nach der Ansicht des Verfassers zur Rekonstruktion des Laurish. II die Vergleichung des Palatinus, des Erfurtensis und des Harleianus ausreichen und daher Mendelssohns Ausgabe als sicher fundiert in Ehren bleiben.

Es wird alsdann noch in Kürze auf die Bücher I—VIII eingegangen, in denen dem Med. ebenfalls eine durch den Parisinus 17812 und den Harleianus 2773 vertretene nordische Überlieferung gegenübersteht. Gurlitt ist geneigt, dieselbe auf den Laurish. III zurückzuführen, in welchem Falle die konstante Folge der Bücher ihre Erklärung darin fände, dafs der Archetypus nicht auf Quaternionen geschrieben war.

Den Schlufs der Abhandlung bildet eine Erörterung der Schicksale, welche die die Korrespondenz Ciceros überliefernden Lorscher Hdschrn. nach ihrer Benutzung durch Cratander (1528) und Beatus Rhenanus (gegen 1530), die beide diese Codices von Sichardt erhielten, erlitten haben. Gurlitt gelangt zu dem sehr wahrscheinlichen Resultat, dafs dieselben weder, wie Schepps vermutete, nach dem Drucke der Cratanderschen Ausgabe in Basel abhanden gekommen, noch, wie Lehmann annahm, von Sichardt an Beatus Rhenanus verkauft oder verschenkt, sondern vielmehr der von Sichardt dem Erzherzog Ferdinand von Österreich gegenüber eingegangenen Verpflichtung gemäfs dem Lorscher Kloster zurückgegeben worden, sodann aber bei der starken, teils durch die Auflösung des Klosters (1555), teils durch die religiösen Wirren veranlafsten Beraubung der Bibliothek verloren gegangen sind. Einige zerstreute Bogen der Briefe ad Att. haben sich nach Gurlitts Ansicht noch in dem Wurceburgensis, dessen Abfassung alsdann erheblich über die von Spengel angenommene Zeit (ca. 1100) hinaufgerückt werden müfste, erhalten.

Wie man auch über manche Einzelheiten urteilen möge, so scheint der in dieser Untersuchung hauptsächlich erstrebte Nachweis, dafs in der

Gruppe ad fam. IX—XVI die zweite der im Lorscher Katalog erwähnten Hdschr. als der Stammvater der nordischen Überlieferung zu betrachten ist, dem Verf. wohl geglückt zu sein.

Giefsen. **L. Holzapfel.**

57) **Lennart Kjellberg, Asklepios.** Mythologisch-archäologische Studien I. Zur Heimatsfrage. Sonderabdruck aus Språkvetenskapliga Sällskapets förhandl. Upsala 1894—97. 32 S. 8.

Vorliegende kleine Schrift wendet sich gegen die gegenwärtig allgemein herrschende Annahme, dafs der Asklepioskult aus Thessalien stamme und dort in Trikka seine älteste Heimat habe. Er zeigt in klarer und durchaus überzeugender Weise, dafs diese Ansicht auf sehr schwachen Füfsen steht, und dafs die Heimat des Asklepioskultus vielmehr in Messenien zu suchen ist, wohin der Asklepiade Machaon, die Orte Trikka, Oichalia und Ithome weisen. Auch die Phlegyerfrage und insbesondere die Aufstellungen K. O. Müllers und seiner Nachfolger über Asklepios, Phlegyer und Lapithen erfahren dabei eine eindringende und, wie mir scheint, berechtigte Kritik. Wie es aber kommt, dafs nicht ein messenischer Ort, sondern Epidauros der Hauptkultusort des Asklepios im Peloponnes geworden ist, das geht aus K.s Ausführungen nicht hervor; jedenfalls aber ist die hervorragende Stellung von Epidauros im Asklepioskult leichter zu verstehen, wenn dieser ein ursprünglich peloponnesischer als, wenn er ein thessalischer war; und die kleine Schrift verdient um so mehr die Beachtung der Forscher, als eben der thessalische Ursprung der Kultur heutzutage zum Dogma geworden zu sein scheint.

Calw. **P. Weizsäcker.**

58) **G. Middleton and Th. R. Mills, The Student's Companion to Latin Authors.** London, Macmillan und Co., 1896. XII, 382 S. 8. geb. 6 sh.

Vorliegendes Buch ist auf Veranlassung des Aberdeener Universitätsprofessors Ramsay entstanden und von ihm mit einem Vorwort versehen worden. Es verfolgt den Zweck, dem englischen Studenten alles Wissenswerte aus der römischen Litteraturgeschichte in gefälliger Form zu bieten, und behandelt meist im Anschlufs an Teuffel-Schwabes Werk die hervorragendsten Dichter und Prosaiker von Livius Andronicus bis Sueton in 4 Kapiteln:

1) Die vorciceronianischen Autoren. 2) Das Zeitalter Ciceros. 3) Die Zeitgenosssen des Augustus. 4) Die nachaugusteischen Schriftsteller. In zwei Anhängen werden die römischen Litterarhistoriker kurz besprochen und die wichtigsten Ausgaben der lateinischen Klassiker verzeichnet, den Schlufs bilden zwei vortreffliche Register. Alles Kritische ist beiseite gelassen und von jedem Schriftsteller zunächst das Leben und dann sein Werk behandelt. Dabei wird überall danach gestrebt, dafs die einschlägigen Angaben der Alten möglichst wortgetreu zum Abdruck kommen.

Die Auswahl ist im allgemeinen glücklich getroffen; auch die geschickte Anordnung verdient gelobt zu werden, nicht minder die Absicht, nur Zuverlässiges zu bieten. Aber sicherlich wäre das Ganze geniefsbarer geworden, wenn die Verfasser sich dazu entschlossen hätten, einen zusammenhängenden Text nach Art von Ribbecks Geschichte der römischen Dichtung zu schreiben und die lateinischen Belegstellen in Fufsnoten zu verweisen, anstatt sie überall einzustreuen und dadurch den Text zu zerhacken. Über die Notwendigkeit dieser oder jener Anmerkung kann man verschiedener Ansicht sein: So ist mir zweifelhaft, ob die aus Hochachtung für Prof. Ramsay aufgenommenen Bemerkungen über den Geburtsort Virgils (S. 148) und zu Horaz c. I. 27, 1—4 (S. 176) für den Studenten wertvoll genug sind, um an dieser Stelle abgedruckt zu werden. Auch an Ungleichmäfsigkeiten fehlt es nicht ganz: z. B. ist das fälschlich dem Virgil beigelegte Gedicht Ätna wohl mit Recht einer spätern Zeit überwiesen und für sich behandelt worden, aber nicht die Dirae, die S. 154 unter Virgils Schriften verzeichnet werden, nur mit dem Zusatze spurious, obwohl doch der wahrscheinliche Verfasser, Valerius Cato, S. 133 erwähnt wird. Endlich ist trotz aller Sorgfalt doch hin und wieder die Ausdrucksweise mifsverständlich oder geradezu falsch. Wie kann man z. B. S. 32 bei Ennius von einer Längung der Vokale in den Endsilben *ăt*, *-ĕt*, *-ĭt*, *-ŏr* und *-ā* reden, wo doch thatsächlich nur die alten Längen bewahrt sind (Vgl. Reichardt, Jahrb. f. Phil. 1889, S. 797 ff.) oder von einer Weglassung des -s bei der Skandierung der Verse, wo doch das -s in der Volkssprache jener Zeit schon lange nicht mehr gesprochen wurde? Ab und zu vermifst man auch wesentliche Angaben: Für die Auffälligkeit viersilbiger Wörter im Hexameterschlufs bei Ennius kann dem Studenten erst der Blick eröffnet werden durch die Mitteilung, dafs bei Ovid auf 1500 Verse, bei Virgil auf 261, bei Horaz in den Episteln auf 197, bei Catull auf 134, bei Lucrez auf 36, bei Ennius aber schon auf 17 Verse

ein solches Wort kommt (Vgl. meine Charakteristik der lat. Sprache S. 131). Ferner durfte der Hinweis auf den Einflufs nicht unterlassen werden, den Homer auf Ennius ausgeübt hat (vgl. M. Schanz, Röm. Litteraturg. I, 56), zumal bei andern Autoren derartige Winke nicht fehlen. Auch war die Entdeckung Vahlens, dafs sich die Annalen des Ennius in 3 Hexaden oder besser noch 6 Triaden gliedern (vgl. Ribbeck, Gesch. der röm. Dichtung I, 40) der Erwähnung wert. Freilich über die Wichtigkeit dieses oder jenes Punktes kann man verschiedener Ansicht sein; man darf daher diese Mängel nicht allzu hoch anschlagen und darüber nicht die oben erwähnten Vorzüge des Buches vergessen, das sich überdies durch schönen Druck und gefällige Ausstattung dem Leser auf dem ersten Blick empfiehlt.

Eisenberg, S. A. **O. Weise.**

59) **W. Wattenbach, Das Schriftwesen im Mittelalter.** Dritte vermehrte Auflage. Leipzig, S. Hirzel, 1896. VIII u. 670 S. 8. ℳ 14.—.

Die erste Auflage dieses Buches erschien 1871, die zweite 1875. In den 20 Jahren, welche seitdem vergangen sind, bemerkt der Verfasser in der Vorrede, habe er niemals aufgehört, den Gegenstand im Auge zu behalten und alles angemerkt, was ihm für denselben verwendbar erschien. Dem entsprechend sehen wir in allen Teilen des Werkes gleichmäfsig auch die neuere und neueste Litteratur in den Kreis der Besprechung miteinbezogen.

Was den Umfang des Buches anbelangt, so konnte sich der Verfasser natürlich nicht auf das Mittelalter allein beschränken, sondern mufste vielfach auf das Altertum zurückgreifen, da nicht nur das ganze Schriftwesen des Mittelalters auf dem des Altertums fufst, sondern auch manche der behandelten Fragen durch Anführung von Stellen aus dem Altertum oder umgekehrt diese durch jene ihre Erklärung finden. Ebenso selbstverständlich ist es, dafs der Verfasser sich nicht auf die Entwickelung des Schriftwesens und die darüber erschienene Litteratur in Deutschland beschränkt, sondern jene aller europäischen Kulturstaaten in gleicher Weise berücksichtigt. Durch äufserst zahlreiche, aber möglichst knapp gehaltene Fufsnoten ist fast jeder Satz, der im Buche aufgestellt wird, belegt, und so jedem, der sich mit dem Schriftwesen im Mittelalter zu beschäftigen hat, die beste Gelegenheit geboten, das nachzuschlagen, was er für seine

Zwecke noch weiter benutzen kann. Da gerade in den Schriftwerken des Mittelalters sehr oft Fälschungen vorkommen, so macht der Verfasser nicht nur auf das Bestehen derselben, sondern auch auf die Möglichkeit, sie zu erkennen, an verschiedenen Stellen aufmerksam.

Wer mit dem Schriftwesen im Mittelalter irgendwie zu thun hat, der wird das vorliegende wertvolle Buch immer mit Nutzen nachschlagen. Wer nur über die eine oder andere Frage belehrt sein will, der sieht in dem beigegebenen sehr praktisch angelegten Register sofort, wo das zu finden ist, was er eben braucht.

Trotzdem der Verfasser äufserst zahlreiche Belegstellen gesammelt hat, wufste er sich dabei doch einer weisen Mäfsigung zu befleifsigen. Er bemerkt selbst: „Die gesammelten Beispiele konnten natürlich noch stark vermehrt werden, aber das war kaum zu wünschen.“ Doch ist es dem Ref. aufgefallen, dafs er von U. F. Kopp zwar S. 32 die aus dem Nachlasse desselben von Sickel herausgegebenen Schrifttafeln erwähnt, nirgends aber seine Palaeographia critica, die sich doch nicht ausschliefslich mit dem Schriftwesen des Altertums beschäftigt.

Wenn der Verfasser im § 5 der Einleitung, der die Überschrift trägt: „Das Zeitalter der Photographie“, neben den mit vollem Rechte sehr bedeutend genannten Publikationen über tironische Noten von W. Schmitz in dem gleichen Satze die 1885 erschienene Ausgabe des Psalterium tironianum von O. Lehmann erwähnt, so fürchte ich, es könnte das so aufgefafst werden, als ob auch das zuletzt genannte Werk mit photographischen Tafeln herausgegeben wäre. Das ist aber leider nicht der Fall. Es ist nur autographiert und hat so durchaus nicht den Wert, welchen eine photographische Wiedergabe der Wolfenbütteler Handschrift besäfse.

S. 451 erwähnt der Verf. von Leonhard Wagner „ein merkwürdiges Werk, welches jetzt leider verloren zu sein scheint, unter dem Titel: Proba C scripturarum una manu exaratarum, Facsimiles verschiedener Schriften vom 11. Jahrhundert an, jede Schriftart mit ihrem Namen, zum Teil von höchst seltsamer Erfindung“. Eingezogene Erkundigungen haben ergeben, dafs dieses Buch glücklicherweise nicht verloren ist, sondern in der Bibliothek des bischöflichen Ordinariats in Augsburg aufbewahrt wird.

In dem 5. Teile des 6. Hauptabschnittes, welcher die Unterschriften der Schreiber behandelt, hätte unseres Erachtens nicht so sehr des Inhalts als der Form wegen noch die Unterschrift Raum finden können, welche

der Schreiber des Cod. Mon. lat. 14000 in tironischen Noten sehr sauber angebracht hat: Sancte Petre, intercede pro nobis ad dominum.

Sehen wir von diesen wenigen Bemerkungen ab und fassen zum Schlusse unser Gesamturteil über das vorliegende Werk zusammen, so müssen wir sagen, es ist ein durchaus treffliches Buch, welches sich würdig anreiht an die von W. bereits in dritter und vierter Auflage erschienenen Anleitungen zur griechischen und lateinischen Paläographie. Druck und Ausstattung des Buches sind schön zu nennen.

München. **Ruefs.**

60) **E. Märklin & K. Erbe, Anthologia Latina.** Blumenlese aus lateinischen Dichtern. Für mittlere Klassen zusammengestellt und mit erläuternden Anmerkungen versehen. Stuttgart, Paul Neffs Verlag, 1895. 88 S. 8. ℳ 1.—

Die Anthologie ist „für das vierte und fünfte Lateinjahr“, also für IIIb und IIIa bestimmt, und soll „so viel dichterischen Stoff enthalten, als nach den neuern Lehrplänen bewältigt werden kann“.

Die Auswahl erscheint mir sowohl dem Inhalt als dem Umfang nach wenig glücklich, zumal wenn ich bedenke, dafs die Herausgeber das Buch für zwei Jahreskurse bestimmt haben; freilich werden die „neueren Lehrpläne“ wohl nur wenigen Gymnasien gestatten, schon in IIIb mit der Dichterlektüre zu beginnen. Aber beginne man in Unter- oder Ober-Tertia, den Stoff für die Dichterlektüre der Anfänger mufs — vielleicht neben Phädrus — Ovid, und zwar in seinen Metamorphosen, bieten. Das wird sich wohl kaum ernstlich bestreiten lassen. Die Herausgeber aber wollen die Anfänger gleich in den ganzen Kreis der lateinischen Dichter einführen. Das Buch enthält Bruchstücke von Phaedrus, Publius Syrus, Horaz, Ennius, Virgil, Ovid, Juvenal, Lukan, Tibull, Martial, Properz, Cicero! Und was für Bruchstücke! Auf den ersten 36 Seiten des 88 Seiten starken Buches finden sich meist nur Einzelverse (sogar 20 einzelne Pentameter) mit lateinischen Überschriften, die zuweilen ebenso lang sind wie die Verse selber, gelegentlich auch einmal 2 oder mehr Verse, aber von einigen sehr kurzen Fabeln des Phaedrus abgesehen nur Fetzen und Trümmer. Meist sind es Sentenzen; aber auch ganz inhaltlose Verse finden sich, z. B. p. 19: *nate dea, quo fata trahunt retrahuntque sequamur!* p. 20: *stat sonipes ac frena ferox spumantia mandit.* Wer

will es unternehmen, nach dem Wunsch der Herausgeber damit „bei der lateinlernenden Jugend den Sinn für die Schönheit der Dichtkunst im allgemeinen und der lateinischen im besonderen zu wecken u. s. w."? Einige Einzelverse zur Einübung der Metren am Anfang einer Anthologie mögen Lehrer wie Schüler erwünscht sein, aber solche Fragmente als Lektüre müssen beiden im höchsten Grade unerquicklich werden. Dann folgen von p. 37—88 gröſsere Stücke: 5 Fabeln des Phaedrus, 5 Erzählungen aus den Metamorphosen (ca. 500 Verse), 11 Stücke aus den elegischen Dichtungen Ovids (ca. 400 Verse), ein Bruchstück aus Verg. Bucolica. Dabei kommen entschieden die Metamorphosen zu kurz: aus diesen kann und muſs mehr gelesen werden als 500 Verse, zumal wenn die beiden Tertien für die Dichterlektüre in Betracht kommen sollen. Hätten die Herausgeber die Metamorphosen ganz unberücksichtigt gelassen, so könnte die Anthologie vielleicht als Hilfsbuch vor oder neben der ständigen Lektüre aus den Metamorphosen dem Schüler in die Hand gegeben werden. So enthält sie einerseits zu viel, anderseits zu wenig.

Ein Wörterbuch haben die Herausgeber nicht beigegeben, ebenso wenig einen ausführlichen Kommentar, sondern sie geben nur „nötig scheinende sprachliche und sachliche Erläuterungen" in kurzen Fuſsnoten. Sie meinen, es wäre angemessen, den Versuch zu machen, ob nicht den Schülern bei der Einführung in die alte Dichtkunst die häusliche Vorbereitung gröſstenteils oder ganz erlassen werden könnte, so daſs die der Blumenlese gewidmete Zeit Stunden des Genusses und der Erholung würden. Diese Tendenz billige ich durchaus. Der Versuch ist auch an vielen Anstalten mit bestem Erfolg gemacht in der Weise, daſs man anstatt einer Präparation sorgfältige Repetition fordert. Aber dieser Tendenz entsprechen die gegebenen Noten doch wieder eigentlich nicht. Die Herausgeber hätten sich darüber klar werden müssen, ob sie der Präparation, Repetition oder kursorischen Lektüre dienen wollten, je nachdem muſsten die Noten nach Zahl und Inhalt verschieden ausfallen. Da sie das aber nicht gethan haben, werden sie keinem Zweck gerecht. Für die häusliche Vorbereitung bieten sie zu wenig, zumal dem Schüler keine Spezial-Wörterbücher zur Verfügung stehen; wird eine sorgfältige Repetition verlangt, so ist das Gebotene nicht genug, um das lästige Diktieren oder Nachschreiben von Vokabeln in der Unterrichtsstunde zu ersparen; für kursorische Lektüre ohne Präparation und Repetition sind sie gröſstenteils überflüssig bis auf einige wenige, die allerdings den Zweck haben könnten,

das Festhalten von allerlei Wissenswertem zu erleichtern, im ganzen genommen aber schädlich, da sie den Schüler von der erklärenden Besprechung des Lehrers ableuken. Hiervon abgesehen sind die Noten klar, korrekt, verständig, meist auch dem Inhalt nach mit sicherem Takt bemessen; nur die citierten deutschen Verse greifen wohl für Tertianer zuweilen etwas zu hoch.

Aufgefallen ist mir p. 20, dafs die Herausgeber den Vers *aio te, Aeacida* etc. als „ein Alexander von Epirus, Oheim Alexanders des Gr.“ erteiltes Orakel hinstellen und Cicero als Dichter desselben nennen, während er doch sich auf Pyrrhus bezieht und von Ennius stammt (vgl. Cic. de div. II, 56, 116). P. 82, Note 6 wird *aqua virgo* als „reines Wasser“ erklärt, während *aqua Virgo* der Name eines Quells ist, der nach Rom geleitet eine berühmte Wasserleitung und beliebte Bäder speiste. P. 85, Note 5 berührt eigentümlich zu *res procubuere meae* die Bemerkung: „vgl. *omnia mala exanclare* den Kelch des Leidens leeren“. Was soll das? Weder ist diese Redensart so wissenswert, noch erklärt sie den Text. Druckfehler sind sehr selten (z. B. p. 35, Note 5: Herz für Harz; Phaëton); Papier, Druck, Ausstattung sind recht ansprechend.

Parchim. **Karl Peters.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 17. April. Nr. 8, Jahrgang 1897.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

61) G. Haebler, Fünf Vorträge über Ilias und Odyssee.

Leipzig, A. G. Liebeskind, 1896. 82 S. 4⁰. ℳ 1. 50.

Der Verf. der vorbenannten Schrift hat, wie es nach dem Inhalte des ersten der fünf Vorträge scheint, diese Vorträge gehalten (oder blofs geschrieben?), 'um gegenüber dem Verlangen, die griechische Sprache gänzlich aus dem Lehrplane der Gymnasien zu entfernen, die Bedeutsamkeit der griechischen Litteratur auch weiteren Kreisen darzuthun. Dieses Streben ist zweifellos sehr dankenswert, sehr zweifelhaft mufs es aber sein, ob durch eine so weitgehende Überschätzung des sittlichen Wertes des alten Griechenvolkes, wie sie aus dem ersten Vortrage hervorgeht, jener gute Zweck erreicht werden kann. Da die Vorträge offenbar keinen rein wissenschaftlichen Charakter haben sollen, sondern für das gebildete Publikum im allgemeinen bestimmt sind, so fällt für uns die Notwendigkeit weg, die Stellung des Herrn Verf. zu der homerischen Frage näher zu erörtern, und es genügt zur Klarstellung seines Standpunktes die Anführung eines von ihm gebrauchten Bildes: er vergleicht die beiden homerischen Epen mit Kränzen; aufserdem bekennt er sich auch noch aus-

drücklich zu der Anschauung Friedr. Aug. Wolfs. Das meiste Interesse dürften für den Leserkreis, den der Herr Verf. im Auge gehabt zu haben scheint, die drei letzten Vorträge haben, in denen die religiösen und ethischen Anschauungen der homerischen Dichtungen und eine Reihe von Personen, die darin mehr hervortreten, charakterisiert werden. Doch scheinen von diesen letzteren eine Anzahl etwas gar zu schnell abgethan zu sein, so dafs sie nur demjenigen, der die Ilias und Odyssee näher kennt, verständlich sind.

Cöthen. **H. Kluge.**

62) **Sophocles, the plays and fragments** with critical notes, commentary and translation in english prose by **R. C. Jebb,** Part. VII, the Aiax. Cambridge, University Press; London, Clay & Sons, 1896. S. LXXII u 258. gr. 8°. 12 sh. 6.

Einrichtung und Ausstattung dieser für die Erklärung und Kritik des Dichters so wichtigen Ausgabe sind den Lesern dieser Zeitschrift hinreichend bekannt.

Die Einleitung handelt über Aias in der Ilias, bei den Kyklikern, bei Aeschylus, Sophokles und in der späteren Litteratur, über Handschriften, Ausgaben und über das Metrum der Chorgesänge. Es folgen Text mit kritischen Noten, gegenüberstehender Übersetzung und erklärendem Kommentar, ein Appendix und zwei Indices (griech. und engl.). Die höhere Einheit des Dramas trotz seiner Zweiteilung (Selbstmord des Aias und Streit um sein Begräbnis) ist S. XXVIII ff. gut nachgewiesen. Besonders behandelt werden die Worte des Helden V. 646—691. Entgegen der Welkerschen Ansicht kommt der Herausgeber zu dem Ergebnis, dafs sie ein warmer Abschied des Aias an seine Lieben sind, aber darauf berechnet, sie zu täuschen. So schon Schütz, Sophokleische Studien, S. 39 f. S. LIII wird bestritten, dafs der Chor des Stückes aus nur 12 Matrosen bestehe. Aber die Thatsache, dafs Aeschylus nur 12 Choreuten hatte, dafs unsere Tragödie die älteste der uns erhaltenen des Sophokles ist, und Aias mit 12 Schiffen nach Homer den Heereszug nach Troja mitmacht, sprechen doch wohl für die Zwölfzahl. Freilich glaubt Herausgeber, dafs der Aias später als die Antigone ist, aber seine Gründe sind nicht überzeugend.

Der Text ist mit Recht konservativ behandelt. Jebb ist Gegner der zu weit getriebenen Interpolationstheorie. Aber die Thatsache, dafs nach

dem Tode der drei grofsen Tragiker deren Tragödien mehr und mehr von den Schauspielern interpoliert werden, so dafs schon der Archont des Jahres 400 v. Chr., Lykurg, ein möglichst gereinigtes Staatsexemplar ihrer Stücke herstellen lassen mufste, und die Schauspieler verpflichtet wurden, sich nach diesem zu richten, beweist, dafs wir mit Einschiebungen u. s. w. zu rechnen haben. Gerade im Aias sind zwei solche Interpolationen anzunehmen, die Verse 678 bis 683 (eine matte Umschreibung des Sprichwortes des Pittakos) und die der Verse 1003 bis 1039. Vgl. das Ref. Emendatt. Soph., Weidmann 1878. Auch sonst bin ich mit der Textesgestaltung nicht zufrieden. V. 60 hätte nach Hermann ὤτρυνον εἰς Ἐρινύων ἕρκη κακά gelesen werden müssen. Die im Kommentar dagegen vorgebrachten Gründe befriedigen nicht. Umgekehrt durfte in den Versen 405 bis 409 die Hermannsche Änderung nicht aufgenommen werden. Denn sie genügt nicht. die dunkle Stelle aufzuhellen. Erst die Einschiebung der Worte ἔργα μου zwischen φθίνει und φίλοι, wie Ref. sie Em. Soph. vorgeschlagen hat, und die leichte Änderung in dem Antistrophos V. 425 Τρωία st. Τροία (Hermann) stellen Sinn und Metrum wieder her. V. 135 ist mit Bothe ἀγχίαλον zu lesen, vgl. Schütz, S. 7 ff. Dagegen mufste V. 155 die handschriftliche Lesart ἁμάρτοι beibehalten werden. Morstadts verständige Änderung μὴ μήκετ᾽, ὦναξ V. 191 ist leider nicht aufgenommen, obwohl sie, abgesehen von der Beseitigung der doppelten Negation μή, μή und des zu μ᾽ elidierten Dativs μοί, auch dem Metrum des Gegenverses entspricht. Nach Bergk und Erfurdt mufste V. 601 die Verderbnis durch Ἰδᾷδι und λειμωνίδι gehoben werden. In den durch den Streit zwischen Paehler und Blümner berühmt gewordenen Worten βαφῇ σίδηρος ὥς erklärt Jebb die Worte für gesund, verbindet sie aber mit dem vorhergehenden ἐκαρτέρουν st. mit dem folgenden ἐθηλύνθην στόμα und trifft damit das Richtige. In V. 869 ist συμμαθεῖν Infinitiv der Folge und richtig, daher keine Veranlassung es zu ändern. Vgl. das O. R. V. 120 ebenso gebrauchte μαθεῖν. V. 1076 ist besser mit Schütz zu erklären: wenn ihm (dem Aias) nicht φόβος und αἰδώς vorgehalten wird.

Dafs obige Ausstellungen dem Werte dieser verdienstvollen Ausgabe keinen Eintrag thun, ist selbstverständlich, und Ref. hat sie nur gemacht in der Hoffnung, dafs sie bei einer zweiten Auflage berücksichtigt werden.

Weifsenburg i. E. **Heinr. Müller.**

63) **Cornelius Nepos.** Erklärt von **Karl Nipperdey.** Kleinere Ausgabe, 10. Auflage, besorgt von **Bernhard Lupus.** Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1895. 195 S. 8. ℳ 1.50.

Die zehnte Auflage dieser schon seit langen Jahren von Lupus besorgten Ausgabe weist im Texte zahlreiche Abweichungen — mir steht nur die 7. und 8. Auflage zu Gebote, so daſs ich nicht weiſs, wie viel schon in der 9. geändert war — von den früheren Lesarten der gröſseren Ausgabe von 1879 auf. Ich möchte hier nicht auf die Textkritik eingehen, sondern, da das Büchlein den Schülern — d. h. vor allen den Quartanern — gewidmet ist, als Schulmann einige Bemerkungen geben. Zuerst sehe ich es als einen Fortschritt an, daſs die Hinweisungen auf die Grammatik von Ellendt-Seyffert weggefallen und dafür kurze Erklärungen aufgenommen sind. Derartige Hinweise auf die Grammatik sind für eine Schülerausgabe unnütz, da der Schüler — Quartaner — sie, gesetzt, er schlüge jedesmal nach, in vielen Fällen gar nicht versteht. An zahlreichen Stellen sind wertvolle sachliche Bemerkungen in historischer, geographischer, kulturhistorischer, auch grammatischer Hinsicht hinzugefügt oder verbessert, so z. B. Dion. 8. 5, 9. 1; Timol. 3. 1, 3. 3, 4. 2, 5. 4; Epam. 1. 4, 6. 3; Dat. 10. 2, 11. 1 und sonst vielfach. — Im übrigen jedoch kann ich mich mit den gegebenen Anmerkungen nicht immer einverstanden erklären, denn ich bin der Ansicht, und mit mir wohl die meisten Schulmänner, daſs durch derartige Anmerkungen dem Schüler das Verständnis und die Arbeit erleichtert oder er wenigstens zum Nachdenken hingeführt werden müsse, und daſs, wo dies nicht geschieht, die Anmerkung zum mindesten unnütz, wenn nicht schädlich ist. Ich habe hier hauptsächlich die Anmerkungen im Auge, in denen von einer Stelle auf die andere und von dieser wohl gar auf die dritte verwiesen wird, ohne daſs der Schüler eine genügende oder überhaupt eine Erklärung findet. Es sei mir erlaubt, einige solche Stellen anzuführen. Zu Ages. 3. 4 *cum tempus esset visum* steht: wie Pelop. 2. 2; dort: wie Ages. 3. 4. — Ages. 4. 1, Timol. 1. 4 *hac mente* wie Con. 4. 4, dort: *hac mente*. Was für ein Ablativ? — Eum. 3. 6 *quo plus valebat* wie Alc. 8. 2, wo sich eine Erklärung nicht findet. — Eum. 8. 1 ist *acie instructa* erklärt und hinzugefügt: Vgl. Ep. 9. 1, dort steht: *acie instructa*. Vgl. zu Eum. 8, 1. Welchen Zweck hat es nun, den Schüler zu veranlassen, Ep. 9. 1 aufzuschlagen? — Ebenso Ages. 3, 5 *cum opinio fefellisset*. Wir „ich täusche mich in etwas“. Vgl. Alc. 8. 6 *res cum*

fefellet; dort steht: wie Ages. 3. 6 st. 3. 5; Hb. 7. 6 *exposcere* wie Them. 8. 5; dort steht im Texte *exposceretur*, in den Anm. nichts. — Auf einige Ungenauigkeiten, welche wohl bei der Korrektur übersehen sind, sei noch erlaubt hinzuweisen. Ages 7. 4 steht in der Anm. *domu* statt *domo;* Ages. 8. 6 Anm. *ducentus* statt *ducentis;* Hb. 12. 4 Anm. *purer* statt *puer;* Eum. 4. 4 *neque eo magis* wie Paus. 3. 4 statt 5; Alc. 1. 1 Anm. zu *possit* mufs es wohl heifsen: in abhängigen Frage- und Folgesätzen statt Absichtssätzen. Vgl. übrigens dazu Lupus, Sprachgebrauch, S. 136.

Bückeburg. **E. Köhler.**

---

64) **C. Suetoni Tranquilli Divus Augustus** edited with historical introduction, commentary, appendices and indices by Evelyn **S. Shuckburgh,** M. A. Cambridge, University Press. London, C. J. Clay & Sons (Leipzig, F. A. Brockhaus), 1896. XLIV und 215 S. 8. 10 Sh.

Der Verfasser dieser Ausgabe von Suetons Vita des Augustus verfolgt in erster Linie einen historischen Zweck, indem er dem Lernenden ein Bild von dem Leben und zugleich von dem ganzen Zeitalter dieses ersten römischen Kaisers geben will. Nach der Vorrede schickt er dem Text zunächst eine Einleitung von vier Paragraphen voran. In § 1 finden wir eine Zusammenstellung der Autoren, von denen wir aufser Sueton Kunde über des Augustus Leben und Regierung erhalten haben, und sodann, hauptsächlich im Anschlufs an Dio Cassius, eine zusammenhängende Darstellung der Monarchie und besonders der Stellung des Kaisers gegenüber den alten republikanischen Ämtern und der Verwaltung der Provinzen. § 2 enthält einen kurzen Überblick über das Wenige, was über Suetons Leben und Werke bekannt ist; § 3 die Quellen Suetons für die Vita des Augustus. In § 4 giebt Verf. eine kurze Darstellung der handschriftlichen Überlieferung und einige kritische Bemerkungen zu einzelnen Stellen des Textes. Hierzu hat er die zwei Codices der Universitätsbibliothek zu Cambridge aus dem 12. und 15. Jahrhundert verglichen, doch ohne wesentliches Ergebnis. Von den hier behandelten Stellen möchte ich erwähnen c. 17, p. 38, 1, wo S. mit Recht *Cn.* statt *T. Domitius* schreibt, und c. 94, p. 164, 13, wo er gleichfalls mit Recht hat *in eius sinum signum rei publicae*, während Roth schreibt: *in eius sinum rempublicam;* doch ist bei jener Lesart jedenfalls das folgende Relativum *quod* not-

wendig für *quam*, wie S. und Roth schreiben. In c. 98, p. 191, 11 hat Roth unzweifelhaft mit Recht eine Lücke angenommen, die ich aber lieber mit Oudendorp durch *similium* als durch das von S. vorgeschlagene, aber nicht in den Text aufgenommene *omnium* ausfüllen möchte. Auch später im Kommentar hat S. noch einige Stellen kritisch behandelt, in denen er meistens, auch wo er von Roth abweicht, das Richtige getroffen hat (z. B. c. 41, p. 90, 1 *circove* für *circave*, c. 44, p. 98, u *muliebre secus omnes* für *omne*, c. 87, p. 155, 5 *pro pullo pulleiaceum* u. a.).

Auf die Einleitung folgt eine chronologische Tafel der wichtigsten Ereignisse vom Jahre 63 vor bis 14 nach Chr., in der beim Jahre 44, p. XXXIX wohl aus Versehen der 14. März als Todestag Cäsars angegeben ist.

Hinter dem Suetonischen Text folgen dann drei Appendices, enthaltend 1) einen Abdruck des monumentum Ancyranum, lateinisch und griechisch, sowie einiger Inschriften, die sich auf einzelne Ereignisse aus dem Leben des Kaisers beziehen; 2) eine Aufzählung der Mörder Cäsars mit Angabe ihres Ausganges, so weit er bekannt ist; 3) einen Stammbaum der ganzen Familie und Verwandtschaft des Augustus. Den Schlufs bilden zwei Indices über die Eigennamen und über die Anmerkungen.

Den Hauptteil des Buches bildet natürlich der Text mit dem darunter stehenden fortlaufenden Kommentar. Jener stimmt im ganzen überein mit Roth (in der Vorrede, p. X, giebt S. eine Aufzählung der wichtigsten älteren Angaben); zur bequemeren Übersichtlichkeit sollen die an den Seiten beigefügten Inhaltsangaben dienen, die allerdings ihrem Zwecke besser entsprächen, wenn sie weniger im Texte versteckt gedruckt wären.

Bei dem Kommentar wird der Gebrauch dadurch oft erschwert, dafs die Noten zu dem auf der vorhergehenden Seite stehenden Texte gehören, ohne dafs darauf hingewiesen wäre. Der Inhalt des Kommentars verdient wegen seiner Reichhaltigkeit entschiedenes Lob und beweist eine eingehende Bekanntschaft des Verfs. mit den Originalquellen wie auch mit den einschlägigen Untersuchungen der neueren Forscher; er ist besonders für den Lernenden, der sich über alle berührten geschichtlichen, geographischen, antiquarischen und sonstigen Verhältnisse unterrichten will, durchaus brauchbar und wertvoll. Doch sei es mir gestattet, zu den auf die Sprache bezüglichen Angaben und Erklärungen noch einige Bemerkungen zu machen. Jene sind im ganzen ziemlich knapp, ja dürftig, wenn sie auch durch die kurzen allgemeinen Bemerkungen über Suetons

Sprachgebrauch in der Vorrede (p. VIII, sq.) ein wenig ergänzt werden. Bei den Erklärungen und Übersetzungen ist die Auswahl oft überraschend, so dafs man kaum sieht, auf welche Art von Benutzern sie berechnet sind. Während es genug Stellen giebt, wo man gern eine Erklärung gefunden hätte, sind solche Übersetzungen gegeben, wie p. 32 *et quidem per aestatem* = and that too though it was summer, *modo pace facta* = when peace had but recently been made; p. 43 *apud Actium* = in the neighbourhood of Actium; p. 49 *quoquo modo* = in any and every way, u. a. m. Dafs bei den Erklärungen auch öfters die systematische Ordnung vermifst wird, möge ein Beispiel zeigen. Die Konjunktion *quasi* mit folgendem Konjunktiv oder Participialkonstruktion findet sich Aug. c. 6, 11, 12, 14, 16, 19 u. s. w. Im Kommentar steht zu c. 6 nichts; zu c. 11 (p. 24) ist bemerkt: *quasi ... indidisset* = on the charge of having introduced poison into his wound. For *quasi* cp. cc. 6, 14. Zu c. 12 (p. 25) *quasi ... iactassent*. For *quasi* see note on c. 10 (so statt c. 11); zu c. 14 (p. 29) *quasi* see c. 10 (st. 11); zu 16 (p. 34) *quasi*. See on c. 11; zu c. 19 (p. 46) *quasi* = who pretended that; see on c. 6. Dazu wird im Index II s. v. *quasi* verwiesen auf p. 25, 34, 46. Statt dieser verworrenen Angaben hätte an der ersten Stelle zu c. 6 (p. 11) bei den Worten *concepta opinione ... quasi ... metus obiciatur* gleich gezeigt werden sollen, wie Sueton diese Konjunktion sowohl nach den Verba dicendi, sentiendi und ähnlichen Phrasen gebraucht an Stelle des Acc. c. i., wie auch nach den Verben des Beschuldigens und sonst im Sinne des kausalen *quod*, mit dem Nebenbegriff des Nichtwirklichen, des Gedachten oder Behaupteten, was aus den zu c. 10 und c. 19 gegebenen Übersetzungen nicht hervorgeht.

Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich, der Druck sauber und korrekt. An kleineren Versehen sind mir noch aufgestofsen: p. 2, Z. 12 v. u. r. *porricere* st. *porrigere;* p. 21, Z. 29 v. o. l. *Varus* was defeated at the S. Tent. *A. D 10,* wofür p. 51 s. v. *clades Variana* richtig angegeben ist *A. D. 9.*

Bergedorf. **R. Düpow.**

65/66) **J. Belsheim, Evangelium secundum Matthaeum** ante Hieronymum latine translatum e codice olim Claromontano nunc Vaticano denuo edidit J. B. Christiania, J. Dybwad. IV u. 48 S. 8.

J. Belsheim, Codex Vercellensis. Quatuor Evangelia ante Hieronymnm latine translata ex reliquiis codicis Vercellensis saeculo ut videtur quarto scripti et ex editione Iriciana principe denuo edidit J. B. Christianiae, Libraria Mallingiana, MDCCCLXXXXIV. VII u. 134 S. 8. ℳ 5. 60

Herr Belsheim hat sich durch eine ansehnliche Reihe von editiones principes altlateinischer Versionen hiblischer Bücher grofse Verdienste um die vorhierouymianische Übersetzungslitteratur erworhen, wie dies s. Z. hier wiederholt anerkannt ist. Die beiden Schriften, die uns jetzt vorliegen, gehören ebenfalls der vorkirchlichen Übersetzungsperiode an, sind jedoch früher bereits abgedruckt worden, der codex Vercellensis sogar schon dreimal. Gleichwohl kanu man das Unternehmen dankbar begrüfsen, weil die betreffeuden Ausgahen äufserst selten gewordeu sind. Die Matthäus-Version ist dieselhe, die Angelo Mai im 3. Bande der „Scriptores veteres" veröffentlicht hat. Die dem vierten oder fünfteu Jahrhundert angehörige Handschrift enthält alle vier Evangelien, doch trägt nur das hier gebotene den archaistischen Charakter; die drei anderen uähern sich der Redaktiou des Hieronymus und sind deshalb fortgelassen. Der Herausgeher macht auf Eigentümlichkeiteu der Orthographie, Formenhildnng und Strukturen mit nachgesetzten Ausrufungszeichen aufmerksam, wobei indes manchmal auch ziemlich bekannte Erscheinungen mit dem Merkzeicheu versehen werdeu. Die Abkürzungeu hätten wir am liebsten unaufgelöst genommen, da nur so allein der Abdruck das Original ersetzen kann; in dieser Beziehung hat uns das Verfahren Belsheims hei der Herausgabe des Palimpsestus Vindobonensis (Christiania, Malling, 1885) und bei der des Jacobusbriefes aus dem Cod. ff' Corbeiensis (ebenda 1883) hesser gefallen, da er die Vorlagen huchstabenmäfsig kopierte. Wir würden bei gleicher Methode kritische Noten weniger vermifst hahen als jetzt. Die beigegebenen Interjektioneu halteu beim Lesen leicht auf und könneu sogar richtigeres Leseu störeu. So schreiht Belsheim Matth. 20, 17: *ascendens iesus hierosolymis (!) adsumpsit XII discipulos* nnd hindert damit die richtige Verhindung der Ortsadverhs mit *adsumpsit*. Was 6, 28 an *de vestimento (!) solliciti estis* einen Ausruf bewirkt, ist Ref. nicht klar geworden, da diese Fassung doch mit der Vulgata und dem Vercellensis übereinstimmt. Über die sonstige Art der Ausführung können wir ohne Handschrift und die edd. Prr. uicht urteilen. Doch zählt Matth 7, 15 (Vatic.) *preudoprofetis* wohl zu den Druckfehlern, deren sich beiläufig bemerkt in der editio des cod.

Vercell. bedeutend mehr zu finden scheinen; denn *Pofetae* (Matth. 7, 11), *itroisset* (8, 4), *noe* 10, 13, *quicumqun* 10, 13 [st. *non* und *quicumque*], *doncc* (10, 23 st. *donec*), *civitabitus* (11, 1 st. *civitatibus*), *credantes* Joh. 20, 11 und die vielen Vertauschungen von *n* und *u*, auch von *e* und *c*, fallen sicher dem 19. und nicht dem 4. Jahrhundert zur Last; bei der zweiten Schrift ist der Übelstand schlimmer, weil der Herausgeber sich dort der Beigabe äufserer Zeichen enthalten hat. —

Noch eins! Wenn Belsheim im Vorwort zur ersten Schrift erwähnt, dafs A. Mai in dem Ausdruck *melior homo est ab ove* einen Hebraismus vermutet habe, so hätte er darüber mehr bei Rönsch, Itala und Vulgata, finden können, der eine ganze Reihe von Beispielen aufgebracht hat.

Alle, die sich für spätere und volkstümliche Latinität interessieren, werden in diesen Übersetzungen, welche von der durch Hieronymus' Redaktion begründeten Vulgata ganz erheblich abweichen, reiches Material für ihre Studien finden.

---

67) **Sammlung der griechischen Dialektinschriften** von J. Baunack u. s. w. Herausgegebrn von **H. Collitz** 2. Bd., 5. Heft, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1896. S. 447—642. 8.

Dieses Heft, die Fortsetzung der beiden im Jahre 1892 erschienenen und von dem Unterzeichneten im Jahrgang 1893, S. 120 angezeigten Hefte*), enthält Nr. 2088—2342 der delphischen Inschriften, fast ausschliefslich Freilassungsurkunden, manche, wie z. B. 2101 auch andere Weihungen enthaltend. Für den weitaus gröfsten Teil der in diesem Hefte veröffentlichten Inschriften dienten dem Herausgeber, der auf S. 474/75 den Plan der Anordnung derselben auf der bekannten Polygonalmauer angiebt und bekanntermafsen durch eigene Autopsie die Angaben seiner Vorgänger kontrollieren und verbessern konnte, die Veröffentlichungen von Haussoullier, Bulletin de corr. hell V (1881), S. 406 ff.), Couve et Bourguet ebendort XVII (1893) 343 ff., Conze-Michaelis, Rapporto d'un viaggio fatto nella Grecia, Annali 1861, Bd. XXXIII, 67 ff. und von E. Curtius

*) Es sei mir gestattet, hier ein im Jahrgang 1895, S. 246 begangenes Versehen gutzumachen. Ich hatte an der oben angezogenen Stelle die beiden Hefte des 2. Bandes (III u. IV), deren Erscheinen an der im Texte angegebenen Stelle angezeigt ist, übersehen und irrigerweise Bd. III 4, 2, Hälfte als das erste seit 1890 erschienene Heft bezeichnet.

in den Anecdota Delphica (1843) als Grundlagen. Die den beiden früheren ebenfalls von Baunack herausgegebenen uud auch den übrigen (vgl. Jahrg. 1886, 217 f.; 1888, 234 f., 408 f.; 1890, 168 f.; 1895, 246 f.) Heften dieser Sammlung nachgerühmten Vorzüge zeicbnen auch die beiden vorliegenden Hefte aus. Mit peinlicber Sorgfalt und Akribie ist für richtige Lesung der Inscbrifttexte Sorge getragen und die Herausgabe im Drucke überwacbt. Nnr mag vielleicht die Frage aufzuwerfen gestattet sein, ob für die vorliegende Sammlung, die ja, wie der Titel sagt, dialektiscben Zwecken dieut, die Aufnahme der sämtlicben delphischen Freilassungsurkunden, von denen doch gar viele nichts Charakteristiscbes binsichtlich des Dialektes bieten, notwendig war. Damit soll selbstverständlich dem Verdienste des Herausgebers in keiner Weise nahe getreten werden, aber die Berechtigung, glaub' icb, zur Aufwerfung obiger Frage möcbte sich aus dem Zwecke des Unternehmens, das ja meines Erachtens nicht ein „Corpns inscriptionum Delpbicarum" zu geben beabsicbtigt, ergeben. Mehr zum Belege dafür, dafs der Referent das Heft einer eingehenden Durchsicht unterzogen hat, als um eine erscböpfende Darstelluug der sprachlichen Besonderheiten dieser Inscbriften zu geben, sei es gestattet auf einige Punkte hinzuweisen. An volkstümliches Sicb-geben-lassen des Ausdrucks erinnert der gar nicbt selten, z. B. 2181, 8; 2198; 2213, 8 u. a. vorkommende Konstruktionswecbsel. In syntaktischer Hinsicbt möchte besonders hervorzuheben sein die Konstruktion von *εἰ* + *κὰ* mit dem Optativ 2171, 11; 2182, 14; die von *εἰ* mit dem blofsen Konjunktiv 2019, 11; 2159, 15; 2168, 12; 2216, 18; das Nebeneinander von *ἐάν τε . . . . ἐάν τε* (Z. 6) und *εἰ δέ κα* (Z. 7), von *ἐν οὓς ἂν* (Z. 8, 11) und *ὧι κα* (Z. 10) auf Nr. 2252; das Fehlen des Participiums beim Genet. absol. 2116,2 '*ἱερέων Εὐκλέος, Ξένωνος*' und 2205 10/11 '*ὡς ἐλευθερᾶν*' (dagegen vollständig '*ὡς ἐλευθερᾶν ἐουσᾶν* 2126, 17/18). In morpbologiscber Hinsicbt mag hervorgehoben werden die Namensform *Θέξενος* 2156, 6, das Nebeneinandervorkommen von *Θεό-* und *Θεί-τιμος* 2198, 3 u. 18, die Genetivform *Διοκλῆος* 2259, 12, die Formen *διδέντες* 2156, 18, *διδεῖσα* 2216, 20, der Satzsandbi in *ἐγ Διοκλέας* 2171, 16, vgl. *ἐγμισθοῦντες* 2156, 18 und das dort citierte *ἐγδιδαξάτω* 1878, 17. In lexikalischer Hinsicbt darf der bisher nicht belegte Monatsname '*Εσπέρινος* auf der auch sonst in sprachlicher Hinsicht interessanten Inscbrift 2172 und *περιέχει* in der Bedentung „stipuliert" 2208, 10 erwähnt werden.

Der dem Texte beigegebene sehr dankenswerte Anhang enthält je eine tabellarische Übersicht der Freilassungsurkunden nach Standort und Publikation einerseits und nach den Priesterschaften andererseits.

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

68) **Dictionnaire des antiquités grecques et romaines,** d'après les textes et les monuments, contenant l'explication des termes qui se rapportent aux mœurs, aux institutions, à la religion, aux arts, aux sciences, au costume, au mobilier, à la guerre, à la marine, aux métiers, aux monnaies, poids et mesures, etc., et en général à la vie publique et privée des anciens. Ouvrage orné de 6000 figures d'après l'antique, dessinées par P. Sellier, et rédigé par une société d'écrivains spéciaux, d'archéologues et de professeurs, sous la direction de MM. **Ch. Daremberg** et **Edm. Saglio,** avec le concours de M. **Edm. Pottier.** Paris, librairie Hachette & Cie. 19.—23. fasc. (4. Bd.) 1171—1716 S., und (5. Bd.), 1—248 S. 4. Jede Lieferung zu 160 S. 5 frcs.

Die neunzehnte Lieferung dieses Werkes erschien 1894, die beiden folgenden 1895, eine weitere 1896 und die dreiundzwanzigste 1897. Das umfangreiche Wörterbuch schreitet also mit einer gewissen Regelmäfsigkeit, wenn auch in gemessener Zeitbewegung, weiter fort. Wenn die Herausgeber noch glauben, mit vierzig Lieferungen im ganzen auskommen zu können, so haben wir mit den letzten Fascikeln sogar schon ein gutes Stück von der zweiten Hälfte des Ganzen bekommen, und man könnte schon davon reden, dafs das Ende abzusehen wäre, obschon erst in einiger Ferne. Die grofsartige Anlage des Nachschlagewerkes und die Zuweisung einer gröfseren Menge von zum Teil recht umfangreichen Artikeln an eine mehr oder weniger beschränkte Zahl von Mitarbeitern gestattet freilich kaum ein beschleunigteres Zeitmafs des Erscheinens, zumal auch die Ausstattung des Dictionnaires aufsergewöhnliche Umstände erfordert. Bringen doch die einzelnen Lieferungen weit über hundert artistische Beigaben; die zwanzigste enthält sogar nicht weniger als 267 Abbildungen. Es mag sein, dafs bei einer Verteilung der Ausgabe über mehr als zwanzig Jahre (gut gerechnet) hier und da eine gewisse Ungleichheit der Werkes zwischen den Artikeln der ersten und letzten Lieferungen eintritt; indes wird sich ein derartiger Mangel durch Nachträge ausgleichen lassen. Und der Vorzug der Einheit in der Darstellung gewisser Gebiete, den das bis

jetzt geübte Verfahren sichert, wiegt doch manchen Nachteil auf, den ein beschleunigtes Verfahren bei gröfserer Zerstückelung zur Folge haben müfste.

Die vorliegenden fünf Fascikel enthalten die einschlägigen Materien unter den resp. Stichwörtern der Buchstaben F-G-H (Flamen bis Hoplomachia). Von den gröfseren Artikeln seien hier u. a. besonders folgende hervorgehoben: Foedus (Griech. von Ch. Lécrivain, Röm. von G. Humbert), Foenus (Griech. Caillemer, Röm. F. Baudry), Funus (Griech. Lécrivain, Etrusk. P. Monceau, Röm. Ed. Cucq), Galea (S. Reinach), Gemmae (E. Babelon), Gens (Lécrivain), Geographia (Rainaud), Gladiator (G. Lafaye), Gortyniorum leges (Caillemer), Haruspices (A. Boucher-Leclercq), Hercules (Dürrbach) ein Artikel, der zu einem umfangreichen Buche ausgewachsen ist. Von hervorragenden Gelehrten ausgearbeitet und durch eine Fülle der trefflichsten Abbildungen erläutert, gewähren die einzelnen Monographieen in ansprechender Form reiche Belehrung, zuverlässige Auskunft und die mannigfachste Anregung. Für den Nachschlagedienst würde es übrigens bequemer sein, wenn die Artikelnamen im Kolumnentitel vollständig ausgeschrieben würden. — Der Preis des Lieferungswerkes kann im Verhältnis zu dem Gebotenen als mäfsig bezeichnet werden.

69) **Wolfgang Reichel, Über homerische Waffen.** Abhandlungen des archäologisch-epigraphischen Seminars der Universität Wien. Heft XI. 151 S. mit 55 Abbildungen im Text. Wien, Alfred Hölder, 1894. ℳ 3.—

Die Ergebnisse der Untersuchung Reichels sind kurz folgende: Die Bewaffnung der epischen Zeit bestand vor allem in dem grofsen, den ganzen Mann deckenden Schilde, wie ihn die mykenischen Monumente kennen gelehrt haben. Dieser reichte dem Träger von der Brust bis unter die Kniee, wurde an einem Tragriemen (Telamon) um die linke Schulter getragen und teils mittels dieses Riemens, teils an einem inneren Spreizstabe (Kanon) regiert. Vermöge seiner besonderen Gestalt deckte er den Träger nicht nur nach vorne, sondern auch an den Seiten, und gab somit eine Art Panzer [einen Ersatz des Panzers, W.] ab; der Panzer selbst als Rüstungsstück kommt erst in den jüngern Partieen Homers zum Vorschein. Doch war ein direkter metallener Leibschutz bereits von altersher vorhanden in der Mitre; auch der Zoster hatte teilweise diese Funktion, sein Hauptzweck war jedoch, den Chiton für die Kampfesarbeit

aufzuschürzen. Aufser dem Panzer fehlten der heroischen Bewaffnung auch noch die ehernen Beinschienen, die ebenfalls eine spätere Erfindung sind. Statt ihrer trugen die Kämpfer Gamaschen aus Leder oder Zeug, deren Gebrauch durch den des grofsen Schildes bedingt und erklärt wird. Als Kopfbedeckung war der sogen. Visierhelm noch unbekannt, und nur eine den Oberkopf schützende Helmkappe in Anwendung, die wohl häufiger aus Leder als aus Metall hergestellt war. Diese eigentümliche Kriegsrüstung, für welche sich die Anhaltspunkte und Belege teils sicher, teils mit gröfserer oder geringerer Wahrscheinlichkeit aus dem Epos selbst noch gewinnen lassen, wurde erst frühestens gegen das Ende des 8. Jahrhunderts durch die Hoplitenrüstung der Jonier abgelöst.

Ich zweifle nicht, dafs jeder Leser sich anfangs zum Widerspruch gegen manche dieser Behauptungen versucht fühlen wird, aber eben so wenig, dafs dieselben bei gründlicher Prüfung gröfstenteils sich als stichhaltig bewähren werden. Jedenfalls mufs jeder Homerleser dem Verfasser dankbar dafür sein, dafs er eine Frage, in welche durch Hineintragen späterer Verhältnisse in die heroische Zeit so viel Unklarheit und Verwirrung hineingekommen ist, an der Hand der allein dafür in Betracht kommenden Monumente einer so einschneidenden Untersuchung unterzogen hat.

Calw. **P. Weizsäcker.**

---

70) **Karl Sittl, Die Anschauungsmethode in der Altertumswissenschaft.** Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1896. 43 S. 8. ℳ —. 60.

Nachdem die Frage des Anschauungsunterrichts im Gymnasium nach vielen Verhandlungen bejahend entschieden ist, darf der vorliegende Versuch Sittls als zeitgemäfs begrüfst werden, eine Übersicht über die Art der Anwendung dieser Methode und die jetzt zu Gebote stehenden und noch fehlenden Hilfsmittel für dieselbe zu geben. Wer sich mit dem Gegenstand eingehender beschäftigt hat, wird kaum etwas Neues in dem Büchlein finden, aber die Thatsache der Zusammenstellung an sich und dann die übersichtliche Art der Behandlung macht es jedem zu einem wertvollen Hilfsmittel; auch ist doch manches darin berührt, was man vielleicht aufseracht lassen zu können meinte und was näher betrachtet doch auch hergehört. Am meisten vermifst man eine bestimmte Scheidung zwischen den Bedürfnissen des Gymnasiums und der Hochschule. Das wird nicht mehr nötig sein, wenn das erreicht ist, was Brunn auf der Münchener

Philologenversammlung als den richtigen Weg bezeichnet hat, die Anschauung in den Gymnasialunterricht zu leiten, dafs nämlich von jedem auf das Gymnasiallehramt Studierenden ein gewisses Mafs von archäologischen Kenntnissen verlangt wird. Dann wird auch die von Sittl S. 7 ausgesprochene Klage verstummen, dafs es bis jetzt kaum Regel sei, dafs die Studenten in Sammlungen geführt oder ihnen in Vorlesungen oder Übungen Bilder vorgelegt werden. Dann werden auch die archäologischen Ferienkurse, die doch immer nur einem verschwindenden Bruchteil zugute kommen, überflüssig werden. Denn wer auf der Hochschule den Wert der archäologischen Studien für eine anschaulichere Vorstellung vom antiken Leben kennen gelernt hat, wird sich in diesem Gebiet durch Privatstudien und Ferienreisen selber weiter bilden.

Hinsichtlich der Wertschätzung der schon vorhandenen Hilfsmittel im einzelnen werden die Ansichten immer etwas auseinandergehen. Richtig ist daher die von Sittl zum Schlufs ausgesprochene Forderung, dafs für die Formen, die man schaut, etwas der Grammatik Entsprechendes zu schaffen sein werde. Eine Formenlehre der klassischen Altertumskunde ist in der That ebenso dringend zu fordern, wie eine solche der deutschen Altertumskunde bis jetzt immer noch ein frommer Wunsch ist. Im übrigen sei das schlichte Büchlein allen, die es angeht, und das sind wir eigentlich alle, angelegentlich empfohlen.

Calw. **Paul Weizsäcker.**

---

71) **F. Reber & A. Bayersdorfer, Klassischer Skulpturen-Schatz,** Heft 1 und 2, Okt. und Nov. 1896. Verlagsanstalt von F. Bruckmann, A.-G. in München. à ℳ —.50

Dem Klassischen Bilderschatz der genannten Herausgeber reiht sich nunmehr seit Oktober ein klassischer Skulpturenschatz an. Er beschränkt sich nicht auf das Altertum, sondern soll die ganze Kunstgeschichte umfassen. So viel sich aus zwei Lieferungen zu je sechs Bildern urteilen läfst, verspricht das Unternehmen ein würdiges Seitenstück zu dem ersten zu werden. Die technische Ausführung ist sehr zu loben. Über die beabsichtigte Ausdehnung des Werks erfährt man aus dem Prospekte nichts. Jeder Umschlag bringt auf der Rückseite einen kurzen Text zu jedem der darin enthaltenen Bilder. Es ist zu wünschen, dafs dieser Text den Käufern später in einem Textheft oder -band in einer der bis jetzt willkürlichen, später voraussichtlich kunsthistorischen Gruppierung der Bilder

sich anschliefsenden Reihenfolge der Artikel gratis nachgeliefert werde. Das Gröfsenverhältnis der Bildwerke ist teils im Text angegeben, teils durch einen am Fufs angebrachten Mafsstab. Bei I, 1 u. 2 und II, 9 fehlt jede Gröfsenangabe, bei I, 4 u. 5 und II, 8 u. 11 wäre sie genauer zu wünschen. So freudige Erwartungen die dargebotenen Bildwerke erregen, so wenig erfreulich ist das Titelbild, das zwar ein hervorragendes Können seines Schöpfers verrät, aber zugleich der Pflege des Häfslichen in einigen Einzelheiten in erschreckendem Mafse huldigt. Der Kopf, auf den Prometheus sein linkes Knie stützt, ist von abschreckender Häfslichkeit, der Führer des Pferdes ist zu seinem Tiere viel zu grofs, und die hinter Prometheus stehende Athene eine so verblühte, megärenhafte alte Jungfer mit so dicken Händen, dafs sie eines Gorgoneions nicht bedarf, um jeden Annäherungsversuch abzuwehren. Sehr schön ist die Gebirgslandschaft, und namentlich der nur in einer für einen Thonbildner höchst unnatürlichen und gequälten Stellung gezeichnete Prometheus. Doch da ich nicht den Umschlag, sondern den Inhalt zu beurteilen habe, so enthalte ich mich weiterer Bemerkungen über jenen, und begnüge mich damit, den Inhalt allen Freunden der schönen Bildkunst aufs wärmste zu empfehlen.

Calw. **P. Weizsäcker.**

---

72) **H. Steuding, Denkmäler antiker Kunst.** Für das Gymnasium ausgewählt und in geschichtlicher Folge erläutert. 66 Bildertafeln und 22 S. Text. 4°. Leipzig, E. A. Seemann, 1896. ℳ 2.

Das heutige Gymnasium kann sich nicht der Aufgabe entziehen, seinen Schülern einige Anschauung von der alten Kunst zu geben, um ihnen das wahre Verständnis des antiken Lebens zu erschliefsen und zugleich ihren Schönheitssinn zu pflegen und ihren Geschmack zu veredeln. Das ist allgemein anerkannt, mag auch die Praxis, wie dies geschieht, im einzelnen verschieden sein und hier ein besonderer Unterricht in der Kunstgeschichte für nötig gehalten, dort bei der Lektüre der Klassiker oder im Geschichtsunterrichte die sich darbietende Gelegenheit zur Einführung in die Kunst des Altertums benutzt werden.

Bei der Wichtigkeit dieser Disziplin ist jedes neue brauchbare Hilfsmittel mit Freuden zu begrüfsen. Brauchbar ist es aber dann vornehmlich, wenn es neben der geschickten Auswahl des Besten und am meisten

Charakteristischen, sowie der guten Ausstattung den Vorzug hilligen Preises hat. Solche Vorzüge finden wir in Steudings Denkmälern vereinigt. Die Auswahl der typischen Bilder ist mit Sorgfalt und Umsicht, die den erfahrenen und mit den Bedürfnissen des Unterrichtes bekannten Lehrer verraten, vorgenommen worden. Die Ausstattung ist des Seemannschen Verlags würdig, und der billige Preis von zwei Mark macht es recht vielen Schülern möglich, sich das Buch anzuschaffen. Nur dadurch aber, dafs möglichst viele Schüler einer Klasse gleichzeitig die vom Lehrer erklärten Bilder vor sich haben und das, was besprochen wird, genau sehen können, wird die Unterweisung in der Kunstgeschichte wahrhaft erfolgreich.

Der an die einzelnen Bilder angeknüpfte, aber räumlich von den Tafeln getrennte Text bildet eine besonders willkommene Beigabe. Als ein kleiner Ahrifs der Kunstgeschichte soll er den Schülern ermöglichen, alles Wichtige und Hauptsächliche sich einzuprägen, ohne doch der eingehenden Darstellung des Lehrers vorzugreifen. Nach einer Übersicht über die Entwicklung der bildenden Künste bei den Griechen und Römern und über die Kunst der vorgeschichtlichen Zeit folgt als Hauptteil die bildende Kunst der geschichtlichen Zeit (Baukunst, Bildnerei u. z. der archaische Stil, der hohe Stil, der schöne Stil, der leidenschaftlich-reizende Stil, das Nachleben der griechischen Plastik in Rom, Stein- und Stempelschneidekunst, Malerei); daran schliefsen sich zwei Anhänge und ein alphabetisches Register.

Man kann nur wünschen, dafs viele Kollegen sich entschliefsen mögen, dies brauchbare Werkchen ihren Schülern zur Anschaffung zu empfehlen und beim Unterrichte in der Kunstgeschichte zugrunde zu legen.

Bremen. **E. Bachof.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedr. h Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 1. Mai. Nr. 9, Jahrgang 1897.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

73) **A. Hauvette, De l'authenticité des epigrammes de Simonide.** (Bibliothèque de la faculté des lettres de Paris.) Paris, Felix Alcan, 1896. 160 S. gr. 8°.

Die vorliegende Schrift verdankt ihre Entstehung den philologischen conférences, welche an der Faculté des lettres in Paris stattfinden. Dies mufs ein wohlwollender Beurteiler berücksichtigen, wenn ihm der Verf. manches schon längst Bekannte und einiges Neue zu breit und ausführlich darzulegen scheint. In der Einleitung S. 1—38 wird die Glaubwürdigkeit jedes Autors, der Simonideische Epigramme überliefert, geprüft, hierauf folgt die Behandlung der einzelnen Gedichte, zunächst von 20 Nummern „que des témoignages dignes de foi nous font considérer comme authentiques", dann von weiteren 70 „dont l'attribution à Simonide ne repose pas sur des témoignages suffisamment autorisés"; von letzteren werden 21 für echt erklärt. In vielen Fällen hat H. meines Erachtens das Richtige getroffen, wenngleich ich mit der Art und Weise, wie er seine Aufgabe angegriffen hat, mich nicht einverstanden erklären kann und auch im einzelnen vielfach abweichender Ansicht bin. Wer heutzutage über die Echtheit der Simonideischen Epigramme schreibt, mufs zuerst zu der Frage Stellung nehmen, wann die erste Sammlung

entstand. Der Verf. streift diese Frage nur (S. 15) und erklärt es nicht für ausgeschlossen, dafs eine Sammlung der Epigramme kurz nach dem Tode des Dichters in Griechenland verbreitet war. H. wäre vielleicht näher darauf eingegangen, wenn er Kaibels Ausführungen in den Göttinger Gel. Anz. vom 1. Febr. 1892 und Reitzensteins Buch „Epigramm und Skolion" gekannt hätte. Die Sache liegt so: entweder nehmen wir an, dafs die Epigramme erst im 4. Jahrhundert gesammelt wurden; dann mufs man aber auch die Konsequenz ziehen, die meines Wissens nur Wilamowitz gezogen hat, dafs wir von keinem Stück — abgesehen von dem durch Herodot bezeugten Megistiasepigramm und dem Weihgedicht n. 147 Bgk, das den Namen des Dichters enthält — die Echtheit behaupten können; oder es entstand die Sammlung sei es zu Lebzeiten, sei es kurz nach dem Tode des Dichters, jedenfalls zu einer Zeit, wo man wissen konnte, was authentisch war; auf dieser Ansicht beharre ich auch jetzt noch [1]). Dafs später viel Falsches eingeschmuggelt wurde, habe ich nie geleugnet und ist doch keine unmögliche Annahme. Um nun echtes Gut von unechtem zu unterscheiden, nützt es wenig, die Autoren, die uns die Epigramme überliefern, vorzunehmen und auf ihre Glaubwürdigkeit zu prüfen. Hauvette thut dies ausführlich, von Herodot anfangend bis hinab zum Scholiasten des Aristides. Mit wenigen Ausnahmen haben ja diese Autoren doch aus der interpolierten Sammlung geschöpft, so dafs wir auf diesem Wege nicht weiter kommen. Ein Zeugnis des Aristophanes von Byzanz und des Hephaestion kann eben so falsch sein wie ein Lemma der Anthologie. In manchen Fällen nimmt Hauvette allerdings an, dafs ein Autorzeugnis auf Lokaltradition beruht; ich glaube das selbst bei Pausanias nicht. Völlig ausgeschlossen jedoch scheint mir diese Annahme bei Plutarch, der ein eifriger Leser des Simonides war. Bei ihm beruht die Nennung des Dichters jedenfalls auf der Sammlung. Vor Plutarch hat kein Historiker bei Anführung eines Epigramms den Verfasser genannt. Denn Herodot citiert bei der Grabschrift des Megistias den Simonides nicht als Dichter, und ob Theopomp bei dem Anathem der korinthischen Frauen oder Hetären von ihm sprach, ist mehr als zweifelhaft. Vielleicht galt es bei den Historikern doch für stillos, ein historisches

1) Dafs ich in meinen Inscr. Gr. metr. von einer Ausgabe sprach, war allerdings übereilt wie so manches andere in dem Buch. Auf die Ausführungen Kaibels und Reitzensteins näher einzugehen, ist hier nicht der Ort.

Doknment mit Dichternamen anzuführen und dadurch als poetisches Produkt zu bezeichnen. Um die unechten Stücke anszuscheiden, steht nns vielmehr — abgesehen von den chronologischen Anhaltspunkten — ein anderes Mittel zu Gehote, das von Hanvette zu wenig berücksichtigt wird, ich meine die Analogie der inschriftlich erhaltenen Gedichte jener Zeit. Für einen kleinen Teil der Simonidessammlnng, die Epigramme, die weder Weih- noch Grabgedichte sein wollen, fehlt allerdings diese Kontrolle, und eine Entscheidung üher ihre Echtheit ist deshalh schwer möglich. Aher für die ührigen müssen wir dieselhe Norm anfstellen, die Kaibel für die Inschriften anfgestellt hat uud die durch neue Funde nur bestätigt worden ist. Hanvette kennt sie wohl und spricht auch manche Gedichte deshalh dem Simonides ab; aher er will anderseits doch auch für diesen Dichter wieder Ausnahmen gelten lassen oder glanht, dafs nnsere Ansicht von der Norm anf zu geringem Material heruhe. Das ist eine sehr gewagte Annahme, in der ihm wenige folgen werden. Wenn wir festen Grund unter den Füfsen haben wollen, müssen wir auf der Norm der Inschriften beharren. Wir dürfen nicht (ich selhst war seiner Zeit inkonseqnent) hei einem Weihepigramm einen prosaischen Zusatz vermuten, der eine notwendige sachliche Angahe enthielt. Fehlt die Angabe in den Versen, so ist das Gedicht entweder kein Epigramm, sondern gehört in die Elegieen oder Skolien des Simonides, oder es ist unecht. Deshalh mufs 131 nnd 136 Bgk (= 6 u. 7 Hauv.) aus der Zahl der simonideischen Epigramme gestrichen werden; bei 137 (= 8 H.) darf man nicht mit Wilamowitz ein *Κορίνθιοι Ἀφροδίτᾳ εὐχάν* ergänzen, sondern mufs im zweiten Vers ein Verhum activum im Sinne von *ἄνθεσαν* einsetzen. Die erste Person bezieht sich in Grahgedichten des 6. und 5. Jahrhunderts anf den Verstorhenen oder höchstens auf das Monument; der Dichter oder Errichter des Denkmals kann nicht darunter verstanden sein. Also sind 103, 112 und 113 B. (= 30, 40, 41 Hanv.) zweifellos unecht. Dagegen können die von Hauvette heanstandeten n. 118, n. 127 (= 46 nnd 52 H.) ganz gut von Simonides herrühren. Anch 89 B (= 21 H.), die Grabschrift der am Dirphys gefallenen Krieger, halte ich für echt.

Im einzelnen wäre noch manches zu bemerken, so üher die unwahrscheinliche Interpretation von Herodot VII 228 f., üher die Stilgesetze, die Simonides in den Epigrammen angehlich beohachtet hat. Der Verf. hätte wohl in manchem richtiger geurteilt, wenn ihm die neueste Litteratur bekannt gewesen wäre. Aufser Kaihels und Reitzensteins Auslassuugen

blieben ihm z. B. auch der wichtige Aufsatz von Wilamowitz über das Antigenesepigramm und der Br. Keils über die Eurymedongedichte unbekannt.

München. **Th. Preger.**

---

74) **Tacitus' Historische Schriften in Auswahl.** Für den Schulgebrauch herausgegeben von **Andreas Weidner.** I. Teil: Text. Mit 6 Karten und 26 Abbildungen. Leipzig, G. Freytag, 1896. XXII u. 330 S. 8. ℳ 1.20.

Der Herausgeber tritt im Vorwort recht entschieden und mit guten Gründen für vermehrte und vertiefte Lektüre des Tacitus in der Gymnasialprima ein. Um wahren Genufs und Gewinn davon zu haben, mufs sich freilich der Schüler in den Schriftsteller gleichsam wie in eine neue Welt erst einleben. Die Frage aber, was aus dem reichen Stoffe für die Schullektüre auszuwählen sei, werden wir von dem nationalen und dem historischen Gesichtspunkte aus zu beantworten haben. — Die Kunde der germanischen Vorzeit erweckt selbstverständlich das gröfste Interesse, und somit sind aufser der Germania als deren willkommene Ergänzung und Illustration die entsprechenden Teile der Annalen und Historien zu lesen. Daneben tritt das psychologische Problem des Kaisers Tiberius und seines Neffen Germanicus (die subjektive Färbung der Berichte über Kaiser und Senat entschuldigt W. mit Hindeutung auf Sybels Behandlung der neueren deutschen Geschichte). Aus den Historien wählt W. die Abschnitte über Galbas Untergang, die Erhebung Vespasians durch sein Heer, und zur Charakteristik des julischen Hauses nur noch einiges aus den Ann. über Seneca, den Brand Roms und die Verurteilung des Thrasea und Helvidius Priscus. Damit wäre dann der Anschlufs an den Agricola wieder erreicht; denn, wie mit Agr. 1—3 und 39—42 (als Introduktion gleichsam, die uns in des Tac. damalige Stimmung eintauche) die Tacituslektüre beginnen, so sollte sie mit dessen Rest eigentlich abschliefsen. Im vorliegenden Bande hat W. allerdings den Agr. unzerstückelt abdrucken lassen.

Man sieht: eine Chrestomathie ganz eigener Art, die historische und nationale Rücksichten mit praktisch-pädagogischen zu vereinigen sucht. Das Textbild, welches der sonst schön und korrekt gedruckte Band bietet, ist freilich etwas bunt und wird nicht jedes Schulmanns Geschmack ent-

sprechen: Überschriften für Haupt- und Unterabteilungen, am inneren Seitenrande Jahreszahlen, Daten und sonstige Notizen, am äußeren die Paragraphenzahlen, Inhaltsangaben (von Kap. zu Kap.), und zur Erleichterung des Überblicks obendrein Sperrdruck für solche Sätze oder Satzteile (in der Germ. z. B. alle Völkernamen), deren Hervorhebung den gleichen Zweck wie jene Hilfsmittel erfüllen soll. — Die Inhaltsangaben haben übrigens nicht immer eine geeignete Form: G. 29 „Wiesbadner“, 45 „Litauer“; Ann. 1, 50 „Dämmerwald. Schermbeck bis Haltern“ (Silva Caesia), 2, 20 „Schlacht bei Rehburg“ (für Lokalforscher?) a. E. „Der Fechter von Ravenna“ (ein Wink für den Lehrer?) 1, 58, und ähnliche, mitunter problematische Angaben.

Die Hauptabschnitte der Auswahl sind folgende: I. Agricola. II. Kämpfe der Römer in Britannien (Ann. 12, 31—40; 14, 29—39). III. Germania, mit Überschriften der Hauptteile, z. B. 1—5: Art des Landes und Volkes; 6—27: Sitten und Gebräuche u. s. w. IV. Römer und Germanen, und zwar episodische Erzählungen: Ann. 2, 44—46; 62—63; 88 (Arminius und Marbod); ferner 3, 40—7; 4, 72—74; 11, 16—21; 12, 27—31; 13, 53—57; endlich die Stücke von größerem Umfange: „Der Freiheitskampf der Bataver unter Jul. Civilis“ (Hist. 4, 12—37; 54—79; 85—86; 5, 14—26). V. P. Cornelii Taciti Ab excessu Divi Augusti Annales, mit nicht weniger als neun Unterabteilungen, die teilweise nochmals nach dem Inhalte gegliedert sind: 1. Der Thronwechsel (1, 1—15); 2. Militäraufstand in Illyricum (1, 16—30) u. s. f. Unter 5. „Germanicus' Triumph und Tod“ hätte die Reise nach Ägypten nicht fehlen sollen. Der Besuch asiatischer Küstenorte ist 2, 54 erwähnt; deshalb befremdet der nur durch eine Randnotiz vermittelte Übergang zu 59 „At Germ. Aegypto remeans“. Weitaus der größte Teil dieser Stücke ist natürlich den beiden ersten Büchern der Ann. entnommen. VI. P. Taciti Historiae. 1. Galbas Ermordung durch Otho (1, 1—50); 2. Vespasians Sieg (3, 1—37). — Nun würde sich hier ganz zweckentsprechend noch der Dialogus de oratoribus einfügen lassen, dieses „vielleicht schönste Denkmal römischer Prosa“ (W.), das in so trefflicher Weise die inneren Zustände und geistigen Strömungen der flavischen Epoche vergegenwärtigt. Allein das geht leider nicht an, denn „Tacitus kann“, nach des Herausgebers Ansicht, „unmöglich der Verfasser sein“. Zwar reicht die in der Einleitung S. XX angedeutete Begründung dieser apodiktischen Behauptung m. E. nicht aus; sie wird aber bereits von

R. Novák, der ob des nenen Bundesgenossen in dem alten Streite sehr erfreut ist, in seinen Analecta Tacitea mit Genugthuung angeführt.

Dieser Punkt ist begreiflicherweise nicht der einzige, der in der Einleitung Widerspruch hervorruft; sie ist aber gut und geistreich geschrieben und versteht des Geschichtschreibers Charakter, seine Glaubhaftigkeit und litterarische Bedeutung in besonnener, unparteiischer Weise zu würdigen. — Dem lateinischen Texte ist C. Halms vierte Ausgabe zugrunde gelegt worden, doch mit zahlreichen Änderungen, von denen ein Teil von W. in den „N. Jahrbb. für Phil." 1894, Heft 12, S. 853 vorgetragen und begründet worden ist. Die wichtigsten führt ein Verzeichnis am Schlusse an. Darunter sind verschiedene wieder zur Geltung gebrachte ältere Konjekturen, auch hat Weidner einzelne handschriftliche Lesarten mit Recht wieder hergestellt; gröfser aber ist freilich die Zahl der nicht überzeugenden Änderungen. Auf eine Kritik im einzelnen, die ohnehin zu viel Raum beanspruchen würde, mufs ich hier um so mehr verzichten, als W. selbst betont, „dafs der Herausgeber einer Schulausgabe öfters anders verfahren müsse als der Verfasser einer wissenschaftlichen Ausgabe".

Als Anhang folgt die Korrespondenz des C. Plinius mit Trajan wegen Behandlung der bithynischen Christen, sodann die Stammtafel des julisch-claudischen Hauses. — Das Verzeichnis der Eigennamen (56 S.) ist durch viele Abbildungen, meist Porträtköpfe, schön illustriert; dazu gehört auch die „Familie des Tiberius" nach der bekannten Pariser Kamee reproduziert. Eine niedliche Illustration zu Germ. 15, 1 *multum venatibus . . . transigunt,* bietet das Titelbild „Germanisches Gehöft", wo die Hausfrau, ihre nackten Spröfslinge auf dem Arm und an der Hand, mit Interesse die „Strecke" besichtigt, welche die vom Weidwerk heimkehrenden Männer hergerichtet haben. — Das Namenverzeichnis giebt meistens gute Auskunft, eine arge Flüchtigkeit fällt auf unter („Herculis columnae"), auch fehlen die Fundstellen nicht (zu *Acratus* gehört noch 15, 45, 9). Sollte Vollständigkeit beabsichtigt sein, so wären etwa nachzutragen: *Apidius Merula,* Ann. 4, 42, 17, *Aricinum nemus* H. 3, 36, 8; *Avernus lacus* 15, 42, 8 u, ö.; *Carrinas Secundus* 15, 49, 9; *Cilix* 2, 42, 22; *Cleonicus* 15, 45, 16; *Cocceius Nerva* (Vorfahr des Kaisers) 4, 58, 2; *Commageni* 2, 42, 22; *Cornelius Dolabella* 3, 47, 10; *Cusus* 2, 63, 25; *Dillius Aponianus* H. 3, 10, 2; *Fortis Fortuna* 2, 41, 31; *Hiberi* (im Kaukasus) 4, 5, 13; *Hormus* H. 3, 12. 18;

28, 1; *Hostilia* H. 3, 9, 3; 14, 8. Unter Julius fehlen: *Jul. Calenus* H. 3, 35, 7; *J. Florus* und *J. Sacrovir* 3, 40, 4; *J. Mansuetus* H. 3, 25, 12; unter Lentulus: *L. Gaetulicus* 4, 42, 16; *Rosius Regulus* H. 3, 37, 14; *Sanctus Olennius* 4, 72, 6; *Saturni aedes, Sibulla* 15, 44, 2; *Turpilianus* H. 1, 37, 18; *Varius Ligur* 4, 42, 16. — Druckfehler begegnen nur selten: S. 55 (Silbentrennung); S. 67 Rand schr. Ausdehnung; S. 93 Xanten; Einl. S. XV, 1. Z. v. u. lies 98 (st. 99); im Verzeichnis lies *Buri, V. Messalla.*

Ohne Zweifel läfst sich manches gegen W.s Auswahl geltend machen, namentlich gegen die Art, wie die Annalen, so zu sagen, zerstückt dargeboten werden, und ich sollte meinen, dafs die beabsichtigte „nähere Verbindung der Prosalektüre mit der Geschichte, um für bedeutsame Abschnitte der Geschichte und hervorragende Persönlichkeiten einen durch individuelle Züge belebten Hintergrund zu gewinnen" (Lehrpl. S. 25), auf weniger künstliche Weise zu erreichen sei. — Dafs zur Einführung der I. in die Tacituslektüre der (N. B. gleich vollständig zu lesende) Agricola für sehr geeignet gilt, lehrt die Praxis; als Mittelpunkt sollte die Germania dienen, etwa von Ann. I u. II, und Hist. IV u. V (Auswahl) eingerahmt und in engster Beziehung dazu gehalten. Parallel damit wird die Behandlung des „aus seiner hervorragenden Stellung zurückgetretenen" Cicero gehen (nicht nur Reden und Briefe), und zuletzt hüte sich, durch die Lektüre des Dialogus, eine schöne Gelegenheit, die „Beredsamkeit der gerundeten Perioden" mit der „Beredsamkeit der tief empfundenen Gedanken" rückblickend zu vergleichen.

Die schon oft behandelte und verschieden beurteilte Frage, ob Cicero oder Tacitus der Vorrang in der Lektüre der Gymnasialprima gebühre, entscheidet Weidner im Vorworte mit einiger Lebhaftigkeit, um nicht zu sagen Parteilichkeit, zu ungunsten Ciceros. „Eine gute Übersetzung ciceronischer Perioden ist dem Schüler kaum möglich . . .", das könnte auf ängstliche Gemüter fast den Eindruck machen, als habe man bis zum Jahre der Weisheit 1892 in unbegreiflicher Verblendung gelebt und von dem Primaner, namentlich inbezug auf Beherrschung der Muttersprache, viel zu viel verlangt. Aber bange machen gilt nicht! und auf solche Kraftproben darf nicht verzichtet werden, so lange das humanistische Gymnasium künftige „führende Geister" zur Universität entläfst. Die Erfahrungen, welche in dieser Hinsicht an den Gymnasien, und mehr noch an Realgymnasien, täglich gemacht werden, laden nicht gerade dazu ein,

den Ballast der höheren Schulen an ungeeigneten Schülern durch fortwährende, den Wünschen des Publikums entgegenkommende „Erleichterungen" zu vermehren.

Frankfurt a. M. **Eduard Wolff.**

75) **P. Giles, Vergleichende Grammatik der klassischen Sprachen.** Autorisierte deutsche Ausgabe, besorgt von **Joh. Hertel.** Leipzig, O. R. Reisland, 1896. XVII u. 493 S. 8.

Es ist nicht zu leugnen, dafs ein Buch von der vorliegenden Art, welches, wie es in dem Vorworte des Verfassers zur englischen Ausgabe heifst, Studierenden der klassischen Sprachen dienen will, „die, ohne die Sprachwissenschaft zu ihrem Spezialstudium zu machen, einige Bekanntschaft mit ihren Prinzipien und der Anwendung derselben auf das Lateinische und Griechische zu erwerben wünschen", einem herrschenden Bedürfnis entgegen kommt. Daher ist der Gedanke der Verlagsbuchhandlung, eine Übersetzung der englischen Originalausgabe erscheinen zu lassen, mit Dank zu begrüfseu, und wenn auch der Unterzeichnete über das Verhältnis der Übersetzung zum Original nichts sagen kann, da ihm letzteres nicht zur Verfügung steht, so ersieht man doch aus der Wahl der Beispiele, die natürlich aus dem Bereich der deutschen Sprache genommen werden mufsten, die Umsicht und sichere Kenntnis des Übersetzers. Es läge nahe, die vorliegende vergleichende Grammatik der klassischen Sprachen mit der in dieser Zeitschrift im Jahrg. 1896, S. 172—174 besprochenen italienischen Übersetzung von V. Henrys „Précis de grammaire comparée du grec et du latin" zu vergleichen, wozu insbesondere die vielfach abweichende Anordnnng des Stoffes und die gröfsere Ausdehnung (denn von Giles ist auch die Syntax berücksichtigt) des englischen Buches einladen würde. Indes dürfte es zweckentsprechender sein, den Leser zunächst mit Einrichtung und Inhalt unseres Buches bekannt zu machen. Es zerfällt in drei Teile: I. Allgemeine Prinzipien (S. 1—79). II. Die Laute und ihre Verbindungen (S. 80—176). III. Das Wort und seine Verbindnngen (S. 177—393). In mehreren Anhängen werden die Alphabete der klassischen Sprachen (S. 397—403), die griechischen (S. 404—446) und die italischen Dialekte (S. 497—457) behandelt, die durch einzelne Proben illustriert werden. Ausführliche Indices (griechischer, lateinischer, germanischer und ein Sachregister) erhöhen die Brauchbarkeit des Buches. Im besonderen beschäftigt sich der erste Teil mit der Erörterung folgen-

der Materien: Philologie und Sprachwissenschaft. Was ist eine indogermanische Sprache? (Dabei wird auch der terminus technicus „indogermanisch“ besprochen und die Einteilung der indogermanischen Sprachen nach den bekannten Gruppen gegeben.) Es gelangen dann weiter zu ausführlicher Besprechung die Prinzipien der neueren Sprachwissenschaft, wobei auch ein Abrifs der Geschichte der indogermanischen Sprachwissenschaft gegeben wird und insbesondere die beiden Faktoren der Analogie und Sprachmischung die gebührende Würdigung erfahren [1]). Der nächste Teil bringt einen gedrängten Abrifs der Phonetik, in dem sich der Übersetzer mit Recht an Sievers „Grundzüge“ angeschlossen hat. Es folgt noch ein Kapitel über den Accent, in welchem nur eine allgemeine Charakteristik der beiden Hauptarten, des expiratorischen und musikalischen, gegeben ist, und endlich eine recht zweckmäfsige Übersicht über die Unterschiede des Deutschen von den klassischen Sprachen (Veränderungen im Konsonantismus und Sonantismus). Im zweiten Teile werden behandelt die indogermanischen Laute, das attisch-griechische Alphabet und seine Aussprache, das lateinische Alphabet und seine Aussprache, die Geschichte der ursprünglichen indogermanischen Laute im Griechischen und Lateinischen. Es folgt dann eine Darstellung der hauptsächlichsten Konsonantenverbindungen, die S. 140 ff. auch in einer tabellarischen Übersicht zur Darstellung gelangen, ferner die sonstigen Erscheinungen des kombinatorischen Lautwandels, Satzphonetik, indog. Accent, Ablaut (mit einem Anhang über Bartholomae und Streitberg), griechischer und lateinischer Accent in historischer Zeit. Im dritten und letzten Teile werden folgende einzelne Gegenstände behandelt: Allgemeine Prinzipien der Wortbildung. Morphologie des Nomens. Einfache und zusammengesetzte Nomina. Einteilung der Nomina (Wurzelnomina und Nomina mit formativen Suffixen). Genus, Numerus, Nominalkasus. Kasussuffixe. Pronominale Deklination. Gebrauch der Kasus. Absolute Kasus. Kasusfragmente (Adverbia, Präpositionen und Konjunktionen). Stammbildung des Nomens. Zahlwörter. Morphologie des Verbums. Syntax des Verbums.

Diese summarische Übersicht eröffnet den Lesern einen Einblick in die zweckmäfsige Anordnung des sorgfältig ausgewählten und im ganzen gewifs richtig begrenzten Stoffes. Auch die Darstellung verdient nament-

1) S. 35, Z. 6 f. findet sich in dem bekannten Voltaireschen Ausspruch das Versehen: „in der die Vokale wenig und die Konsonanten fast nichts zu bedeuten hätten“. Es mufs natürlich umgekehrt lauten.

lich wegen ihrer Klarheit und Knappheit alles Lob; und so mufs man das Buch in seiner Gesamtheit als eine sehr dankenswerte und erfreuliche Erscheinung bezeichnen, die in vollem Mafse geeignet ist, den im Vorworte ausgesprochenen Zweck zu erfüllen. Um aber den Anschein zu vermeiden, als hätte ich nicht genauen Einblick in das Buch genommen, sei es gestattet, eine Reihe von Punkten (ohne Absicht auf Erschöpfung des Materials) herauszugreifen, die mir nicht richtig gefafst zu sein scheinen. Wenn es S. 14 vom Etruskischen heifst: „Jetzt herrscht das Bestreben vor, es dem Idg. zuzuweisen", so gilt dieser Ausspruch doch eigentlich vornehmlich nur von dem Etruskologen italienischer Zunge, insbesondere Lattes, nachdem Deecke uns durch einen zu frühen Tod entrissen ist. Betreffs der über die Stellung des Armenischen im Kreise der idg. Sprachen S. 18 Bemerkten mufs doch ganz entschieden betont werden, dafs die in der Fufsnote [1] angedeutete Möglichkeit zweifellos die einzig richtige Erklärung des Sachverhaltes an die Hand giebt. Es genügt, auf die bekannte Stelle aus Herodotos VII, 73 zu verweisen, wo die Armenier ausdrücklich als „Φρυγῶν ἄποικοι" bezeichnet werden, demnach also Angehörige des thrakischen Volksstammes waren, zu dem die Phryger sicher zu rechnen sind.

Nach § 63 (p. 54) soll *ovis* den lateinischen Lautgesetzen widersprechen, was allerdings nicht näher begründet wird und meines Erachtens auch nicht begründet werden kann. § 68 (S. 59) sollte auch die zweite Reihe der Velarlaute, die der Labiovelaren oder Velaren mit Labialisierung erwähnt werden, da ja im § 139 (S. 99 f.) die Sache ausdrücklich berührt und auch einige Litteratur über den Gegenstand angeführt wird. Wenn S. 106 4 bemerkt ist, dafs sich das Beste über die Frage des intervokalischen *s* (S. 121 im § 172 Anf. steht meines Erachtens kaum richtig „*intervocales*") im Lateinischen finde bei R. S. Conway Verners „Law in Italy", so mufs ich diesem Ausspruche trotz aller Hochachtung, die ich vor dem letztgenannten Gelehrten hege, ganz entschieden widersprechen und kann ihn nur insoweit gelten lassen, als er sich auf die Sammlung des Materials bezieht (s. auch Lindsay, The Latin Language, S. 306). In § 175 (S. 122), ebenso auch in § 122 (S. 88) und § 574 (S. 401) sollten auch die durch sogenannte Ersatzdehnung entstandenen unechten Diphthonge *ει* und *ου* (vgl. § 219 und 220) erwähnt sein.

Die S. 125[2] stehende Bemerkung, dafs die Formen *οἴκοις* = *vicis* „ohne Zweifel ursprünglich Dative" seien, wüfste ich absolut nicht zu rechtfertigen. In § 323 (S. 219) ist diese Ansicht allerdings nur mehr

„wahrscheinlich“ richtig. Auch die Zerlegung der Endung *-ōis* in *-o* + *ais* ist sehr problematisch (vgl. Brugmann, Grundrifs I, 138).

Wenn S. 139 (§ 207) σπείρω unter den Erscheinungen der Epenthese aufgeführt ist, so ist dies ein Irrtum, da offenbar die Bildung von σπείρω identisch ist mit der von φθείρω, dessen -ει- bekanntlich nach dem Ausweis von arkad. φθήρω (G. Meyer, Gr. Gr.³, S. 122) durch sogenannte Ersatzdehnung entstanden sein mufs. Zum Überflufs ist von Grammatikern auch σπέρρω überliefert (Meister, Griech. Dial. I, 141). S. 168 (§ 261) ist trotz Wackernagels gewifs zutreffenden Ausführungen λοχ-āγ-ό-ς wieder unter den Ablautserscheinungen aufgeführt, während die Länge des anlautenden Vokals des zweiten Kompositionsgliedes sicher auf der Erscheinung der Kompositionsdehnung beruht. Einen argen Mifsgriff hat der Verf. begangen, indem er S. 181 die alte Ableitung von *possideō* aus *potis* + *sedeō* anstandslos angenommen hat. Allerdings ist *possum*, das als Beleg angeführt wird, aus *pot(e)sum* durch sogenannte Zusammenrückung entstanden; wie aber vermöchte man ein solches Verwachsen bei *possideō* auch nur erklärlich zu machen? Übrigens ist es ja gar nicht zu bezweifeln, dafs **por-sideō* die Grundform ist. Über *por-* vgl. Ref. in Arch. f. lat. Lex. II, 498f. Die Herleitung von *nōbis vōbis* aus **nōz-bhis* **vōz-bhis* (S. 227) ist nicht möglich, wie Brugmann, Grundr. II, 817 zeigt. Sehr problematisch erscheint mir bei dem ausgesprochenen Zwecke dieser vergleichenden Grammatik die Aufnahme der Torpschen sehr hypothetischen Rekonstruktion eines ursprünglichen Deklinationsparadigmas, wie es S. 288f. sich findet. Der Streitbergschen Dehnstufenhypothese, die G. Meyer, wenn auch wohl nicht mit Recht, vollständig verwirft, hätte trotzdem den Platz gefunden, den sie in der That S. 171f. einnimmt. S. 332 ist *cer-no* als „schwache Form“ bezeichnet, während es doch auch die starke Wurzelform enthalten kann (Brugmann, Grundr. II, 982). S. 339 ist, wenn auch mit grofser Reserve, der „von Conway wieder vorgebrachten alten Theorie, dafs *-ni̯*-lah-> *-nd-* wird“, Erwähnung gethan. Meines Erachtens läfst sich die Wahrscheinlichkeit dieses Lautüberganges durch nichts erweisen, und es wäre daher besser, ihn gar nicht zu erwähnen. S. 415 werden die bis jetzt noch unerklärten thessalischen Formen ἐνεφανίσσοεν, ἐδούκαεμ durch den Hinweis auf boiot. ἐθέαν (nachgewiesen meines Wissens ἀνέθεαν, ἀνέθιαν, ἀνέθειαν, jedenfalls müfste ἔθεαν betont werden) erklärt. Wie kann aber der Verf. den Wandel von α zu ε in der Schlufssilbe erklären? S. 418 wird ἔσσι als 3. plur. von ἐμμι neben ἔστι aufgeführt. Gewifs

mit Recht hat G. Meyer, Griech. Gramm.[3], S. 567, dieses auf einer Inschrift aus Assos Cauer, Del.[2], 285 = Hoffmann, Griech. Dial. II, 200 gelesene *ἔσσι* als einen Schreibfehler erklärt. Anders, aber nicht wahrscheinlicher, Hoffmann II, 475. Die S. 453 (6 b) aufgeführten umbrischen Imperativformen auf *-tōtā -mōmā* sind nicht die historisch nachgewiesenen, welche vielmehr die Formen auf *-tuta -tutu* (anmbr., *-tuto* (neuumbr.) und *mumo* (neuumbr) sind, worüber jetzt zu vergleichen ist von Planta, Gramm. d. osk.-umbr. Dialekte II (Strafsburg 1897), S. 306f., sondern nur die erschlossenen Grundformen. Als störende Druckfehler sind mir aufgefallen S. 257, Z. 23 v. o. *toio* statt *toto*; S. 437, Z. 16 v. o. *Ἀρνιόδα* st. *Ἀρνιάδα*.

Wenn ich im Vorstehenden einige Ausstellungen vorgebracht habe, die ich bei der Durchnahme des Buches mir angemerkt habe, so soll dadurch keineswegs die Brauchbarkeit und Tüchtigkeit desselben im allgemeinen herabgesetzt werden. Vielmehr möchte ich noch ganz besonders hervorheben, dafs die auf die Syntax des Nomens und Verbums bezüglichen Abschnitte besondere Beachtung verdienen. Insbesondere sei hervorgehoben, dafs Verf. in der Syntax des Verbums, wenn er auch nicht ausdrücklich auf die in Betracht kommenden Arbeiten hinweist, die neue Auffassung von Aktionsart und Zeitstufe zu dem ihr gebührenden Rechte kommen läfst.

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

---

76) **Dott. Salvatore Sajeva d'Amico, Sull' assedio di Akragas del 406 a. C.** Girgenti, Premiata Stamperia Montes, 1896. 35 S. 8.

Die vorliegende Studie eines Bürgers des modernen Girgenti über die Belagerung von Akragas durch die Karthager im Jahre 406 bietet den bisherigen Forschungen gegenüber nicht viel Neues. Zuerst werden die Ereignisse an der Hand von Diodors Bericht erzählt; dann wird eine Würdigung der Quellen versucht, welche aber nicht über ganz allgemeine Gesichtspunkte hinausreicht und aus der nur die Annahme des Verf. zu erwähnen ist, dafs die von Polyaen und Frontin erwähnte Kriegslist des karthagischen Feldherrn aus der Geschichte der späteren Belagerung durch die Römer (262) in die frühere Zeit versetzt worden sei. Dagegen hat A. es unterlassen, die Erzählung Diodors, welche im allgemeinen auf eine gute Vorlage zurückgeht, aber doch manche schwache Punkte dar-

bietet — auf die bereits Freeman binwies —, eingehender zu analysieren. Fast die Hälfte des Schriftchens beschäftigt sich mit der Frage, wo die beiden Lager der Karthager vor der Stadt anzusetzen seien. Im Gegensatz zur Ansicht von Schnbring, dafs das Lager der karthagischen Reservetruppen (Iberer und Lihyer) sich im Westen von Akragas, auf dem Berge Toros (Monserrato) hefunden habe, schliefst sich A. den übrigen Gelehrten (Grote, Holm, Meltzer, Freeman) an, welche dasselbe im Osten der Stadt, auf den Hügeln Sperone nnd S. Pietro, annehmen, und hringt dafür weitere Gründe bei. Das Verdienst seiner Beweisführnng soll nicht dnrch den Einwand geschmälert werden, dafs die Ansicht Schubrings hente kaum mehr einen Anhänger gebaht hahen dürfte.

Prag. **Heinrich Swoboda.**

77) **Theod. Keppel, Die Weinbereitung im Altertum** und in der Nenzeit. Bayrenth. Progr. 1896. 45 S. 8.

Wer das Programm von Keppel zu lesen hegonnen hat, liest es anch zu Ende: so lehrreich und dabei interessant ist alles, was der Verf. aus einem nnstreitig reichen Wissen zutage fördert. Man lernt nicht blofs Schriftsteller der Alten, die üher Weine schreiben und dichten, besser verstehen, man lernt auch selhst die modernen Weine hesser heurteilen. — Verfasser protestiert gegen die, welche sich üher den Geschmack der Alten verwundern, deren Gaumen ein Wein hehagte, der „in der Regel mit Salz- oder Seewasser gemischt, mit Pech, Harz, Gips, Marmormehl u. a. versetzt, lange Zeit in erwärmten, ruhigen Kammern nnd überhanpt über der Erde anfbewahrt wurde, der, wenn er getrunken werden sollte, geseiht werden mnfste und dann erst trinkhar war, wenn man ihm eine ziemliche Qnantität Wasser zugofs“. Er kommt nach einer gründlichen Untersuchung zu dem nicht zn hezweifelnden Schlufs, dafs die Weinbereitung der Römer im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnnng mit den heutzutage von den Weinprodnzenten und Weinhändlern angewendeten Methoden in den wichtigsten Punkten übereinstimmt. Die Vorschriften, welche noch heute die Rheingauer Weinbauern heobachten, gehen ganz sicher auf die Römer zurück, durch welche ja überhaupt der Ban und Pflege des Weines zu uns gekommen ist. Die Chemie kann heute in vielen Punkten nnr bestätigen, dafs die Römer nnhewufst in ihrem praktischen Sinne die ricbtigen Methoden fanden, um geringere Weine haltbarer und geschmackvoller zu machen. In vier Kapiteln wird der Be-

weis geführt. 1) Weine ohne Zusätze. Die Anlage der Gärkeller bei den Römern ist aufserordentlich ähnlich den der unsrigen. Das Weinjahr 121 v. Chr. ist für die Weinkultur von gröfster Wichtigkeit gewesen. Columella rät, die Abfüllung aus den grofsen Stückfässern in kleinere Gefäfse zur Zeit der Rosenblüte vorzunehmen. 2) Verbesserung der Weine ohne fremdartige Zusätze. Der Rauch brachte dem Weine keinen Nutzen, sondern nur die Wärme. 3) Vermischung des Weines mit fremdartigen Stoffen. Wenn auch das Gallisieren den Alten unbekannt war, so geht doch das Chaplatisieren und das Petiotisieren auf das Altertum zurück. Man verwandte damals eine unglaublich grofse Zahl gewürzhaltiger Kräuter und Mineralien, um den Weinen Würze und Bouquet zu verleihen. 4) Wiederherstellung kranker Weine. Horaz nennt Sat. 2, 4, 57 mit Recht Eidotter als ein klärendes Mittel. Als Filtrierstoff ist Gerstengraupe oder Myrtenöl zu denken. 5) Herrichtung des Weines vor dem Genufs. Bei Horaz sind die Weinfässer als auf dem Tisch stehend zu denken. Sie waren bereits aus der amphora abgezogen und geklärt, und die Gäste gossen sich selbst ein. Die Weinsorten bei Tische waren nicht gleich an Wert. Geringere Gäste erhielten geringeren Wein. Ein sechstes Kapitel fafst das Vorhergehende zusammen. Neue Erklärungen von Dichterstellen werden wohl nicht die Frucht dieser Arbeit sein, aber das von den Dichtern Gegebene wird plastischer vor die Augen der Leser treten.

Hirschberg (Schlesien). **Emil Rosenberg.**

78) **Der obergermanisch-raetische Limes des Römerreiches.** Im Auftrage der Reichs-Limeskommission, herausgegeben von **O. v. Sarwey** und **F. Hettner.** 3. Lieferung. Heidelberg, Otto Petters, 1896. Subskriptionspreis ℳ 2.80

Die 3. Lieferung umfafst die Kastelle Marköbel und Niedernberg. Bei beiden wurde die genaue Feststellung der einzelnen Teile durch den Umstand erschwert, dafs das eine ganz mitten im Dorfe liegt, das andere wenigstens zur Hälfte, während die andere Hälfte von Gemüsegärten bedeckt ist. Kann auch infolge der Grabungen im ganzen über die äufsere Form kein Zweifel mehr sein, so gewinnt man doch keine weiteren Aufschlüsse namentlich über die verschiedenen Teile des Praetoriums. Interessant ist die Auffindung eines Kanals unter dem Thorweg des Kastells Marköbel, dessen Zweck gewesen zu sein scheint, dem Kastell aus weiterer Entfernung Wasser zuzuführen. Eine andere Leitung, die nicht in das

Kastell, sondern in die Niederung vor demselben führte, verschaffte den Römern gutes Trinkwasser aus dem Gebiet aufserhalb des Pfahlgrabens. Bei dem Kastell Niedernberg ist bemerkenswert, dafs die jetzigen Hauptdorfstrafsen im ganzen den alten Lagerstrafsen entsprechen, wie sich denn überhaupt bei den römischen Ansiedlungen mehr und mehr ein ununterbrochener Zusammenhang zwischen römischen und germanischen Verhältnissen herausstellt.

Die Verlagsbuchhandlung macht darauf aufmerksam, dafs jede Kastell-Beschreibung auch einzeln im Sonderabdruck zu entsprechendem Preise zu haben ist.

Bremen. **E. Dünzelmann.**

---

79) **Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für Prima.** Nach den Bestimmungen der neuen Lehrpläne im Anschlufs an Tacitus und Cicero bearbeitet von **Adolf Lange.** Leipzig und Frankfurt a. M., Kesselringsche Hofbuchhandlung (E. v. Mayer), 1896. VII u. 228 S. 8. geb. ℳ 2.

Verfasser glaubt mit gutem Grunde, dafs nach Einführung der siebenten Wochenstunde auf der Oberstufe der Betrieb des lateinischen Unterrichtes es wieder ermöglicht, Übersetzungsübungen aus dem Deutschen ins Lateinische zur Befestigung, Zusammenfassung und Erweiterung des Erlernten in ausgedehnterem Mafse als bisher vorzunehmen. Er will sich eng an die Anforderungen der „Lehrpläne" anschliefsen, die in dieser Beziehung vorschreiben, dafs Übersetzungen ins Lateinische sich an Gelesenes anschliefsen, einfach zu halten und fast nur als Rückübersetzungen zu behandeln seien. Fasse doch ja niemand dieses „fast" gar zu eng! sonst enthält der Satz eine der bedenklichsten Forderungen der neuen Lehrpläne. — Wir freuen uns, dafs auch der Verfasser des vorliegenden Übungsbuches diesen Satz nicht allzu wörtlich verstanden hat, dafs er sich vorgenommen hat, „den Stoff zwar aus der Lektüre zu entlehnen, jedoch mit solchen Variationen in der Gestaltung des Ausdruckes, dafs ein blofs gedächtnismäfsiges Reproduzieren des Gelesenen vermieden, vielmehr die Schüler stets zu selbständigem Denken beim Übersetzen angehalten werden" (S. IV des Vorwortes). Nur hätten wir gewünscht, dafs er in dieser Richtung noch etwas weiter gegangen wäre, wie das z. B. Eichler in seinen Variationen zu Tacitus (Berlin 1893 und 1894) gethan hat. Verf. würde damit wohl auch der anderen Forderung, die er sich selbst

gestellt hat, durchaus gerecht geworden sein, nämlich „klare und gute deutsche Ausdrucksweise“ zu bieten, die so leider an manchen Stellen vermifst wird; Wendungen und Ausdrücke erinnern nicht selten gar zu sehr an das Lateinische (auch die unleidliche „Schlachtreihe“ tritt einem häufig wieder entgegen), es klingt wie zugeschnittenes Übersetzungsdeutsch. Jedoch soll auf der andern Seite gern anerkannt werden, dafs manche Wendungen geschickt und geschmackvoll umschrieben sind. Was die Schwierigkeit betrifft, so ist diese nicht zu grofs; die Aufgaben werden sich daher zu mündlichen Übungen in der Klasse wohl eignen, manche auch als Vorlagen für die Reifeprüfung; nach Umfang und nach Verwertung der Grammatik erscheinen sie entsprechend. Entlehnt sind die Stücke aus Tacitus (S. 1—113, im Anschlufs an die Germania und an die Annalen I—IV und XV) und aus Cicero (S. 114—228, im Anschlufs an die Briefe, das IV. Buch der Anklage gegen Verres, die Reden pro Sestio und Milone und die 2. philippische Rede), eine Auswahl, die man wohl billigen kann, da sie der in Prima üblichen und vorgeschriebenen Lektüre entspricht. Einige Flüchtigkeiten sind stehen geblieben; so heifst es S. 27 in der Überschrift und einmal im Text: „Aufstand der germanischen Legionen“ st. „der pannonischen“; S. 61, Z. 18 v. u.: „Etrusker“ st. „Cherusker“.

Hanau. **O. Wackermann.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 15. Mai. Nr. 10, Jahrgang 1897.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Inhalt:

80) **Ferdinand Weck, Homerische Probleme.** Wissenschaftl. Beilage des Jahresberichtes des Lyceums zu Metz. 1896. 50 S. 4.

Mit lebhafter Freude wird es jeder Philolog, der sich mit Homer beschäftigt, begrüßen, daß der Herr Verfasser, der 1890 seine vortreffliche Ausgabe der Odyssee beendigte, sich entschlossen hat, eine weitere Reihe seiner Studien (Nr. 17—31) zu veröffentlichen.

Sie erstrecken sich auf 17. *φρένες ἀμφιμέλαιναι*, 18. *ἴφθιμος*, 19. *σκαιός*, 20. *ὑπόδρα ἰδών*, 21. *χεῖρ' ἐπὶ καρπῷ*, 22. *ἠλίβατος*, 23. *χθαμαλός*, 24. *τηλύγετος*, 25. *μώνυχες*. 26. *αἰγίλιψ*, 27. *ἐμμαπέως*, 28. *σιγαλόεις*, 29. *ἀγέρωχος*, 30. *κύμινδις-χαλκίς*, und geben unter 31 eine Nachlese, in welcher 1) über *ἦμος* und *τῆμος*, *ἕως* und *τέως*, *ὄφρα* und *τόφρα*, über *θεουδής* als aus *θεοῦ δείς* entstanden, 2) über *φαάντατος*, *ἰθύντατα*, *φέρτατος*, über *ἔπεα πτερόεντα* = *ἔπε' ἀπτερόεντα*, *καθάπτεσθαι* und *χεῖρες ἄαπτοι*, 3) über *ἐκεύθανον* und *εἴβω* und 4) über *τρυφάλεια* von neuem oder neu behandelt wird.

Es würde zu weit führen, bei der Menge dieser durch Originalität der Auffassung wie durch erschöpfende Betrachtung sich auszeichnenden Forschungen sie im Einzelnen zu besprechen; der Verfasser hat es verstanden, einen scheinbar spröden Stoff in angenehmer Form darzu-

bieten und die Belehrung, die er giebt, so auszugestalten, dafs man ihm beistimmen kann, wenn er seine Arbeit schliefst mit den Worten, die nicht aus Überhebung fliefsen, sondern aus der Überzeugung von der Sicherheit der durch gründliche Erörterung gewonnenen Resultate: *οὐκ οἶδ', ὅτι δεῖ πλείω λέγειν· οἶμαι γὰρ ὑμᾶς οὐδὲν ἔτι ἀγνοεῖν τῶν εἰρημένων.*

Jena. **H. S. Anton.**

81) **Über den pseudoplatonischen Dialog Axiochus.** Von **H. Feddersen.** Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der staatlichen Realschule mit Latein-Abteilungen zu Cuxhaven, 1895. 31 S. 4.

Im Jahre 1886 hat C. Buresch in den Leipziger Studien zur klass. Phil. IX, 1 ff. in seiner „Consolationum a Graecis Romanisque scriptarum historia" u. a. auch den Axiochus behandelt und die Ansicht zu begründen versucht, dafs derselbe ein zum Zweck des Schulunterrichtes hergestelltes Excerpt aus der mehrfach bei alten Schriftstellern genannten gleichnamigen Schrift des Sokratikers Aeschines sei.

Diese Ansicht zu widerlegen, ist der Hauptzweck der vorliegenden, für wissenschaftliche Leser entschieden viel zu breit ausgeführten Arbeit. ‚Aus der Absicht, diese Untersuchung auch einem gröfseren Leserkreise verständlich zu machen, erklärt sich eine gewisse Ausführlichkeit der Darstellung', heifst es S. 1. Aber ob Verf. wirklich bei den heutigen Verhältnissen auf gröfseren Leserkreis hoffen kann? Diesem gröfseren Leserkreise dient auch die S. 1—7 vorangeschickte, ganz hübsche Übersetzung des Schriftchens. Daranf folgt dann Beleuchtung und Widerlegung der Aufstellungen Bureschs. Da B. sich die Sache sehr leicht gemacht hatte, so hat auch F. ziemlich leichtes Spiel mit der Widerlegung. Dafs indes mit dieser allein B.s Annahme noch nicht als unmöglich erwiesen ist, hat F. nicht bemerkt. Es ist ja auch B. gewifs nicht eingefallen, zu meinen, der Axiochus sei so, wie er da ist, nur mit Auslassung einiger Stellen, das Werk des Aeschines. Dann hat man aber für alle möglichen Kombinationen freies Feld. Doch lassen wir diese unfruchtbare Betrachtung! Unbedingt richtig hat F. gesehen, dafs unser Machwerk nachstoischen Ursprungs ist. Dafs er zudem Phantasieen wie Welckers Prodikosmeinung auf die nackte Wirklichkeit zurückführt, ist ebenfalls zu loben,

wenngleich die Zeit für solche Anschauungen heute wohl endgültig vorüber sein dürfte.

Vielleicht ist es dem einen oder andern Leser willkommen, die weitere Axiochus-Litteratur bis heute kurz angeführt zu haben: O. Immisch, Philologische Studien zu Plato I., Leipzig, B. G. Teubner, 1896 (mit vielen lohenden Anzeigen aufser v. Wilamowitz, Gött. gel. Anz. 1895, S. 977 ff.), A. Brinkmann, Beitr. zur Kritik und Erklärung des Dialogs Axiochos, Rhein. Mus. LI, 3, 1896, 441—455.

M.-Gladbach. **P. Meyer.**

---

82) **Des Pausanias Beschreibung von Griechenland** mit kritischem Apparat herausgegeben von **Hermann Hitzig,** mit erklärenden Anmerkungen versehen von **H. Hitzig** und **Hugo Blümner.** Erster Halbband, Buch I: Attika. Mit 10 topographischen und einer Münztafel. Berlin, S. Calvary & Co., 1896, XXIV und 379 S. 8. ℳ 18.

Bald ein halbes Jahrhundert ist verstrichen seit der letzten durch J. H. Chr. Schubart besorgten Ausgabe des Pausanias. Inzwischen sind zwar keine besonders wichtigen handschriftlichen Entdeckungen gemacht worden, wohl aber hat die archäologische Forschung der letzten Jahrzehnte viel zur Richtigstellung des Pausaniastextes beigetragen, namentlich hat durch neugefundene Inschriften manche verderbte Stelle berichtigt werden können. Das Material hierzu ist in einer weitverzweigten periodischen Litteratur zerstreut. Noch notwendiger als eine Textrevision erschien aber ein sachlicher Kommentar zu Pausanias, und es ist daher keine Redensart, wenn wir sagen, dafs durch die vorliegende Ausgabe einem lang und tiefgefühlten Bedürfnis abgeholfen wird. Und dafs dies in sach- und fachkundiger Weise geschehen ist und weiterhin geschehen wird, dafür bürgen die Namen der beiden Herausgeber, von denen der eine längst als hervorragender Pausaniaskritiker bekannt, der andere in der archäologischen Welt eine anerkannte Autorität ist. Die Art der Arbeitsteilung ist damit von selbst gegeben: Die archäologischen und topographischen Fragen sind von Blümner, die mythologischen, litterarhistorischen, grammatischen und die Textrevision von Hitzig bearbeitet.

Dafs die Herausgeber den kritischen Apparat von Schubart und Walz einer vollständigen Revision unterzogen, war schon deshalb angezeigt, weil die Pariser Handschriften in demselben keine ausreichende Berücksichtigung

gefunden hatten. Zum ersten Buch wurden der Leidensis a, die Pariser Codices a e d, der Matritensis, Monacensis und der Codex Phralitae vollständig verglichen, eine Anzahl Stellen im Venetus, Vindobonensis a und b, Laurentianus a und b, sowie im Parisinus b nachverglichen. Für alle übrigen Angaben ist die Ausgabe von Schubart und Walz zugrunde gelegt. Die Vorrede enthält eine Beschreibung und Würdigung der Codices, letztere mit Einschränkung auf das erste Buch. Der Madrider Papiercodex, der nur ein Fragment aus Pausanias, 1, 1—26, 5 διπλοῦν γάρ ἐστι enthält, hat den Erwartungen nicht entsprochen; er ist flüchtig und gedankenlos geschrieben. Seine abweichenden Lesarten werden S. IX—XI mitgeteilt. Dafs es mit der Überlieferung des Textes im ganzen recht schlecht bestellt ist, mufs leider zugegeben werden. Die Aufgabe des Herausgebers ist es daher, aus den einzelnen Lesarten diejenigen auszuwählen, die nach dem Sprachgebrauch des Pausanias und dem Zusammenhang die gröfste Wahrscheinlichkeit haben, und durch Konjekturen dem Texte aufzuhelfen. So haben wir hier einen Text, so gut er eben mit den vorhandenen mangelhaften Mitteln hergestellt werden kann, und unter dem Text in ausgiebigem Mafse die Schreibungen der besseren Handschriften selbst da, wo es sich nicht um eigentliche Varianten handelt, so dafs der Leser in den Stand gesetzt ist, in das Verhältnis der Handschriften zu einander selbst Einsicht zu erhalten. Von Druckfehlern ist mir nur aufgestofsen S. 65, Z. 20 Ἀνδρόγεῳ st. Ἀνδρόγεω, S. 180, Z. 4 u. κατάγουσι fehlt der Accent, und S. 277 Mitte Overbeck I⁴ st. II⁴.

Auf den Kommentar übergehend kann ich natürlich nicht ins Einzelne eingehen. Die Prüfung einer grofsen Anzahl solcher Stellen, die besonders umstritten sind, hat mir gezeigt, dafs die Herausgeber mit Erfolg bemüht waren, aus dem Streit der Meinungen das Haltbare festzustellen und nicht einseitig für die eine oder andere Erklärung Partei zu nehmen, sondern eine möglichst knappe und objektive Darstellung der verschiedenen Auffassungen zu geben, so dafs der Leser überall in den Stand gesetzt, sich über die Litteratur zu orientieren und einzelnes selber nachzuprüfen. Dafs in manchen Punkten gröfsere Ausführlichkeit wünschenswert gewesen wäre, ist nicht zu leugnen; doch mufste auf der anderen Seite auch darauf gehalten werden, dafs das Buch nicht allzu sehr anschwoll. Namentlich vermifst man an manchen Stellen die Angabe, dafs Pausanias einen Gegenstand übergeht. Zuweilen ist das geschehen, z. B. bei der Orchestra S. 165, zuweilen aber auch nicht, so z. B. bei der Chalkothek, die S. 266

bei der Zurückweisung von Dörpfelds Bestreitung der Existenz des Erganetempels zu erwähnen war, aber nur S. 304 gestreift wird, so bei dem περισχοίνισμα, über das bei Gelegenheit der Demosthenesstatue etwas mehr mitgeteilt werden durfte, bei dem Altar der 12 Götter u. a. m. Bei den ägyptischen Königstatuen vor dem Odeion vermifst man den Versuch, festzustellen, welche und wie viele Statuen eigentlich wirklich aufgestellt waren. Bei Bestimmung der Lage des Eleusinion ist richtig bemerkt, dafs es nicht in Agrai gesucht werden dürfe; dagegen ist mir unverständlich die Behauptung, dafs der Triptolemostempel zum Eleusinion gehört habe, lasse sich aus Pausanias nicht erweisen. Nach dem ganzen Zusammenhang kann er gar nirgends sonst angesetzt werden als im Eleusinion. Doch es liegt, wie gesagt, nicht in meiner Absicht, auf weitere Einzelheiten einzugehen; ich kann nur aus wiederholter Durchsicht mein Urteil dahin zusammenfassen, dafs als Ganzes genommen der Kommentar ein zuverlässiges und praktisches Hilfsbuch für die Benutzung des Pausanias ist, dessen glückliche Weiterführung und möglichst baldige Vollendung jeder Archäologe nur aufs lebhafteste wünschen kann. Sehr dankenswert sind auch die beigegebenen Tafeln; eine Erwägung wäre es auch wert, ob nicht entweder dem ganzen Werk eine Übersichtskarte von Griechenland mit Hervorhebung der Routen des Pausanias oder vielleicht noch besser jedem Buch ein Kärtchen der betreffenden Landschaft beizugeben wäre. Es würde dies die Benutzung sehr erleichtern. Ein Register ist für den Schlufsband des ganzen Werkes in Aussicht gestellt.

Calw. **P. Weizsäcker.**

---

83) **Th. Zielinski, Cicero im Wandel der Jahrhunderte,** ein Vortrag. Leipzig, B. G. Teubner, 1897. IV u. 102 S. 8. ℳ 2.40.

Die vortreffliche Untersuchung, die uns der Verf. hier in Form eines Vortrags bietet, ist bei Gelegenheit des zweitausendsten Jahrestages von Ciceros Geburt angestellt worden. Sie hat den Einflufs zum Gegenstande, den dieser bedeutende Römer auf die Kirchenväter, auf die Gelehrten und Dichter der Renaissance und auf das Zeitalter der Aufklärung ausgeübt hat, und weist überzeugend nach, dafs in der 1. Periode die philosophischen Schriften, in der 2. die Briefe, und in der 3. die Reden und politischen Abhandlungen Ciceros von bahnbrechender Wirkung gewesen sind. Obwohl die Arbeit unmittelbar aus den Quellen geschöpft ist und die Sammlung

und Verarbeitung des gewaltigen Stoffes sicherlich grofse Mühe verursacht hat, so merkt man das der vollendeten, schwungvollen Darstellung keineswegs an. Nur die Anmerkungen (S. 63—101) lassen uns bedeutsame Blicke in die Werkstatt des Meisters thun. Hier weist er auch gegenteilige Meinungen zurück, ja schlägt sogar mehrfach, namentlich gegen Nerrlich, einen ziemlich entschiedenen Ton an. Im übrigen ist die Darstellung durchaus objektiv gehalten, und nur an einzelnen Stellen hat sich der Verf. von seiner Begeisterung für das klassische Altertum zu einer überschwenglichen Ausdrucksweise oder einseitigen Auffassung hinreifsen lassen, z. B. S. 8, wo er Cicero von seinem Senatorensitze aus das ganze römische Reich regieren läfst und es nicht als Zufall ansehen will, dafs dessen Tod mit dem Ausgange der Republik zusammenfällt, oder S. 26, wo er hervorhebt, dafs Virgil im Mittelalter blofs als Muster der Verskunst und zur Erbauung gelesen worden sei, „weil er in seinen Eklogen die Ankunft des Erlösers prophezeit und in seiner Äneide allegorisch die Wandlungen der erlösungsbedürftigen Seele dargestellt habe“. Doch diese Kleinigkeiten wollen nicht viel besagen gegenüber den grofsen Vorzügen des gediegenen Schriftchens, bei dem nur zu bedauern ist, dafs es mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts abbricht. Hoffen wir, dafs sich der Herr Verf. bei einer 2. Auflage dazu entschliefst, die Untersuchung bis zur Gegenwart fortzuführen. Denn die S. 97 als „kleine Entschädigung für die unterbliebene Fortführung“ abgedruckte Stelle aus Taines „Hist. de la litt. angl.“ V, 173 kann doch kaum ernstlich als Ersatz gerechnet werden.

Eisenberg S. A. **O. Weise.**

84) **Cornelii Nepotis Vitae.** Für den Schulgebrauch mit erläuternden Anmerkungen, einem Sachverzeichnis und einem Wörterbuch herausgegeben von **Karl Erbe.** Stuttgart, Paul Neffs Verlag, 1895. 240 S. 8 u. 2 Karten. ℳ 2.10.

Diese Ausgabe ist im grofsen und ganzen eine Wiederholung des bekannten 1887 in gleichem Verlage, wie auch Reinards Cäsar, erschienenen „Bildernepos“, indessen sind in dieser Ausgabe die bildlichen Darstellungen aus dem Altertum, da in manchen Schulen „Bücher mit Bildern grundsätzlich nicht geduldet werden“, fortgelassen und nur zwei Karten, 1) der die Länder des Mittelmeeres (mit Angabe des Zuges der 10000, Alexanders und Hannibals), zu denen fünf Nebenkarten hinzugefügt sind,

und 2) eine Karte mit fünf Schlachten- und Städteplänen, beibehalten. Die Karten sind vollständig ausreichend und sauber ausgeführt, wie auch der Druck und die ganze Ausstattung zu loben ist. In der Einleitung ist neu hinzugekommen eine kurze Abhandlung (S. XI—XV) über den Sprachgebrauch des Corn. Nepos, den Schlufs macht ein Wörterbuch, in welchem jedoch die gangbarsten, schon dem Sextaner geläufigen Vokabeln fehlen, und ein Sachverzeichnis für die Anmerkungen. Der Text schliefst sich insbesondere an Cobet, Halm, Fleckeisen, Andresen und Giltlbauer an und scheint in der neuen Ausgabe wenig oder gar keine Veränderungen erfahren zu haben. Die Anmerkungen sind, abgesehen von wenigen sprachlichen oder grammatischen Beihilfen, durchaus sachlicher Natur; manche geographische oder auf die bildlichen Darstellungen hinweisenden Anmerkungen sind gestrichen, andere geändert oder verbessert; so finden sich namentlich viele Verbesserungen in den Jahreszahlen.

Bückeburg. **E. Köhler.**

85) **Richard Dienel, Untersuchungen über den Taciteischen Rednerdialog.** Progr. St. Pölten 1895. Selbstverlag des Verfassers. 51 S. gr. 8°.

Tacitus hat in seiner Erstlingsschrift — als solche mufs der Dialog trotz neuerdings wieder erhobener Einwände wohl gelten — der gelehrten Welt vieles zu raten aufgegeben; das zeigen die zahlreichen Forschungen über den Gegenstand und ihre oft recht verschiedenen Ergebnisse. Freilich handelt es sich dabei um Fragen, für deren Beantwortung subjektive Auffassungsweise und Geschmack stark in die Wagschale fallen. — Dienels Arbeit, die mit ihrer frischen Darstellungsart eine angenehme und anregende Lektüre bildet, behandelt einige der Dialogusfragen eingehender, als es bisher geschehen, und gewinnt eine Reihe von Resultaten, die in einer Übersicht am Schlusse zusammengestellt sind. Die wichtigeren dieser Sätze, über Komposition und Tendenz des Gesprächs, Charakteristik der Teilnehmer sowie über die Verfasserfrage, enthalten nicht sowohl ganz neue Behauptungen und Hypothesen als vielmehr hauptsächlich eine Bekräftigung der von anderen Seiten bereits geltend gemachten Auffassungen, z. B.: Der Dialog zeigt eine wohldurchdachte einheitliche Komposition; das Gespräch ist ganz fingiert (die von D. für die Nichtwirklichkeit angeführten Momente halte ich nicht für gleichwertig); der zweite Teil ist der durch den ersten wohlvorbereitete Hauptteil. Der ganze Teil nach

der Lücke (K. 36) gehört Maternus; eine Rede des Secundus ist nicht weggefallen. Der Teil Aper-Messalla, der dem Titel des Dial. am meisten entspricht, ist nur (besser doch wohl „zugleich") Mittel zu einem höheren Zwecke. — Nicht so leicht kann ich den weiteren Folgerungen D.s beistimmen, obgleich sie mit Beredsamkeit und ziemlich großer Bestimmtheit entwickelt werden; S. 25: Maternus' Rolle und Ausführung war offenbar gleich anfangs bestimmt und entworfen, und nach dieser (?) wurde der Plan des Dialoges gestaltet. Und über die Tendenz heißt es: „Es ist das Bestreben des Verf. offenbar (?) darauf gerichtet, dem Dialog keinen politisch tendenziösen Charakter zu geben" — Ob der Autor überhaupt wohl ernstliche Veranlassung hatte, von seiner Schrift „jede Mißdeutung abzuwehren"? — „Gerade die Einkleidung in den Streit über die Redekunst, in der alles politische Leben der Römer pulsierte, gab dem Stoffe ein geeignetes Gewand, ohne die Gedanken des Verf. zur Tendenz werden zu lassen." Dies ist richtig, insofern man unter politischer Tendenz eine ausgesprochene kritisierende und aggressive Haltung dem gegenwärtigen Staatswesen gegenüber verstehen will. Der Dialog begründet nach D.s Ansicht nur „die Abkehr des Verf. von der politischen Laufbahn und den Beginn seiner ausschließlichen Thätigkeit als Geschichtschreiber; er ist ein Programm des Verf. für seine zukünftige schriftstellerische Thätigkeit". Wir brauchen nur dem von Mat. behandelten Gegensatze: öffentliche Beredsamkeit und Dichtkunst den anderen gleichzustellen: Beredsamkeit und Geschichtschreibung (die der Dichtkunst verwandt ist), und wir befinden uns auf dem besten Wege, die Autorfrage zugunsten des einzigen Historikers, der in Betracht kommen kann, des Cornelius Tacitus, zu entscheiden. Denn die Autorfrage steht, wie D. zeigt, im engsten Zusammenhang mit derjenigen nach der inneren Einheit und der Tendenz des Dialogs, sowie mit der Charakteristik der Teilnehmer, besonders des Maternus, in welchem sich die Einheit des Dial. verkörpert. Seine Anschauungen in jeder Hinsicht decken sich wesentlich mit denen des Tacitus, wie er sich in den historischen Werken giebt. Chronologische Schwierigkeiten stehen der Annahme, daß Tacitus den Dialog verfaßt habe, nicht im Wege, um so weniger, da nach Dienels Meinung die Frage nach der Abfassungszeit von den oft geltend gemachten Bedenken und von stilistischen Kriterien unabhängig ist. Denn die Sprache des Dialogs (obwohl sie die taciteische Individualität nicht verleugnet) sei, wie die ganze Scenerie, ein durch zielbewußte Nachahmung Ciceros (vgl. Kleiber)

geschaffenes Kunstprodukt. D. hält es für ausgemacht, dafs der Verf. namentlich die Rednerdialoge: De oratore, orator und Brutus „mit der Absicht studierte, seinen eigenen durch die (seit wann und durch welche Schriftwerke bekannte?) Originalität unverkennbaren Stil auf die Basis jener Redegattung zu stellen, welche allein als Vorzug der verfallenden Republik im Dialog anerkannt wird." — Mit diesen und einigen anderen Sätzen bewegt sich D., wie mich dünckt, auf einem Gebiete, wo Beweise und Gegenbeweise zu erbringen ziemlich schwer fällt. Ähnlich steht es mit seinen Vermutungen hinsichtlich der „Richterrolle" des Maternus. S. 28: „Es ist also die Stellung Maternus' als Richter sachlich durch den geänderten Gegenstand, formell durch Messallas Eintritt eine andere geworden, das Richteramt selbst aber ist ihm geblieben." Das ist ebenso wenig nachweisbar wie die Behauptung, dafs die Einkleidung des Gesprächs in die Form eines Gerichtsverfahrens bis zum Schlufs festgehalten sei; denn was D. S. 26 dafür anführt, beschränkt sich doch auf wenige von den Redenden (K. 8. 16. 24) figürlich gebrauchte forensische Wendungen, die in jeder wissenschaftlichen Diskussion anwendbar sind. Eine unbefangene Betrachtung lehrt vielmehr, dafs die scherzhafte Fiktion (K. 4—6) nach der durch Messallas Eintritt markierten, scheinbar zufälligen Wendung des Gesprächs unauffällig ihr Ende findet; sie verträgt sich in der That nicht mit der veränderten Stellungnahme des Mat. und der Änderung des Gegenstandes. — Wenn D. in dem scherzhaften Anerbieten des Maternus (K. 4, 7) die Merkmale einer *sponsio praeiudicialis* zu finden glaubt, so will ich ihm darin nicht widersprechen.

Im Zusammenhang mit der Lücke im Dial. (K. 36), welche D. nicht ganz ohne Wahrscheinlichkeit auf ein Achtel der ganzen Schrift berechnet, vermutet er, aus inneren Gründen, eine Unordnung im Texte der letzten Kapitel. Er will dieser dadurch abhelfen, dafs er das K. 40 gleich hinter 37, 14 *eloquentia consecutum,* einschaltet, so dafs zuerst diejenigen für die Redekunst wichtigen Momente hervorgehoben werden, die sich auf die Politik beziehen, und dann die, welche sich aus dem Gerichtswesen ergeben. Aber selbst wenn durch ein so gewaltsames Mittel die Ordnung des Stoffes ganz „tadellos" hergestellt würde (was durchaus nicht der Fall ist, wie eine Zusammenrückung der K. 39 u. 41 zeigen kann) möchte ich doch diesem Vorschlag nicht zustimmen.

Sehr zutreffend zeigt D., wie der Streit über alte und moderne Beredsamkeit zugleich als Anknüpfungspunkt für die Entwickelung höherer

Ideen dient, für die Erörternng der sittlichen, ästhetischen und sozialen Gegensätze von Einst und Jetzt. Überhanpt sind die Betrachtungen, welche D., vielfach an Kleibers vortreffliche Dissertation sich anlehnend, in seiner Schrift bietet, durchweg sehr beachtenswert; nur dürfte bei der ästhetischen Benrteilnng des Dialogns eine Eigenschaft des Werkes mehr zur Geltnng gebracht werden, die derselhe Kleiber mit den Worten bezeichnet: „dialogo delectamur mnlto magis qnam docemur". Jedenfalls soll das Gespräch nach der Intention seines Verfassers — und darin liegt, nnbeschadet der hier und da durchklingenden ernsten Töne, ein bedeutender Unterschied im Verhältnis zn Ciceros Rednerdialogen — nicht anders heurteilt werden als „eine vertrauliche Planderei gebildeter Leute".

Frankfurt a. M. **Eduard Wolff.**

---

86) **Anton Springer, Handbuch der Kunstgeschichte.** Vierte Auflage der Grnndzüge der Knnstgeschichte. Illustrierte Ausgabe. I. Das Altertum, mit 359 Abbildungen im Texte nnd vier Farbendrucken. Leipzig, E. A. Seemann, 1895. 8. geb. ℳ 5.

Es ist kein nenes Werk, das hier zur Besprechnng gelangt; Anton Springers Grundzüge der Knnstgeschichte haben seit ihrem ersten Erscheinen Tansenden nnd Abertausenden den Weg gezeigt zur Erkenntnis des Werdens, Wachsens und Welkens der bildenden Künste bei allen Kulturvölkern und in allen Perioden, und es hiefse Enlen nach Athen tragen, wollte man die allgemein bekannten nnd anerkannten Vorzüge des Buches hier nochmals wiederholen. Aber das Werk hat selbst seine Geschichte und erscheint nach mehrfachem Wechsel nunmehr in ganz nenem, sagen wir es gleich: kleidsamerem Gewande. Die von Seemann herausgegehenen knnsthistorischen Bilderbogen bildeten zunächst den einzigen oder doch den hauptsächlichsten Teil des Werkes. Sie sollten für den Gehrauch in Schnlen oder hei Vorträgen dienen nnd alle die Knnstwerke in Abbildungen bringen, an denen man die Entwickelung der Kunst bei jedem Volke besonders wahrnehmen konnte. Lediglich, nm die Bilder zu erläntern und die Ausführungen des Lehrers im Gedächtnis der Schüler besser festzuhalten, wurde den Tafeln ein knrzer Text beigegehen, der in der ersten Auflage ohne Andeutung des Verfassers erschien. Aber auch als Springer in der 2. Auflage von 1881 seinen vollen Namen nnter den Titel setzte, handelte es sich noch immer nur nm ein „Textbuch", und erst, als dieses 1889 hei der 3. Auflage etwa von

400 Seiten auf 650 angeschwollen war, erhielt es den Tafeln gegenüber gleichwertige Bedeutung und den volleren Titel „Grundzüge der Kunstgeschichte“. Zugleich wurden die Bilderbogen, die durch mehrfache Ergänzungen schliefslich unübersichtlich und unhandlich geworden waren, in einer sowohl erweiterten als beschnittenen Handausgabe von vier Bänden und zwei Ergänzungsbänden erneuert. Diese Ausgabe hatte, wie Referent aus eigener Erfahrung weifs, grofse Vorzüge, wenn es galt, dem Unterricht eine feste Grundlage zu geben, und man konnte gewifs sein, dafs das eigene Wort, auch wenn es sich nicht unmittelbar an Springers Ausführungen anschlofs, durch diese doch einen festen Halt bekam; man darf sich wohl der Hoffnung hingeben, dafs die von praktischem Sinn beseelte Verlagsbuchhandlung auch für weitere Auflagen dieser Handausgabe sorgt. Wer aber ein Buch zum Selbststudium haben wollte, griff wohl lieber zu Lübkes „Grundrifs der Kunstgeschichte“, der Text und Abbildungen in einem Buch vereinigte. Solchem Wunsche trägt nun die neueste Ausgabe von „Springers Handbuch der Kunstgeschichte“ Rechnung, dessen erster, das Altertum umfassender Band 1895 erschienen ist, und das jetzt abgeschlossen vorliegt. Der Verfasser hatte jeder neuen Auflage das eingefügt, was inzwischen die Kunstgeschichte an bleibenden Ergebnissen gewonnen hatte, und sich nicht für zu gut erachtet, zur Durchsicht der Kunst des Altertums, die seinen eigenen Studien weniger nahe lag, in Adolf Michaelis einen bewährten Archäologen heranzuziehen. Dieser hat denn auch den ersten Teil der von Jaro Springer nach des Vaters Tod († 1891) veranstalteten neuen Ausgabe auf den jetzigen Stand der Wissenschaft gebracht.

Von allen Abschnitten der Kunstgeschichte ist heutzutage der des Altertums am meisten Veränderungen und Umgestaltungen ausgesetzt. Denn wenn auch auf den andern Gebieten die Forschung nicht säumig ist, ja sogar zum Teil bleibendere Erfolge zu verzeichnen hat, so ist doch der Bestand der Denkmäler des Altertums, aber auch ihre Wertschätzung infolge der jahraus, jahrein gehobenen Funde und der systematischen, von den verschiedensten Nationen, namentlich auf griechischem und kleinasiatischem Boden veranstalteten Ausgrabungen in ganz anderer Weise in beständiger Bewegung begriffen. Unter diesen Umständen war es für Michaelis keine leichte Aufgabe, die neuesten Ergebnisse der Archäologie dem Buche des verstorbenen Freundes so einzuordnen, dafs dieses möglichst wenig geändert wurde. Welche Sorgfalt und Hingebung er dabei verwendet hat, erkennt

man nirgends besser als an scheinbar unbedeutenden Umstellungen einzelner Worte und an Teilungen längerer Sätze, Verbesserungen, die von außerordentlich feinem Gefühl zeugen und vielen Stellen zu leichterem Verständnis verholfen haben. Dasselbe Lob verdienen die inhaltlichen Änderungen, bei denen offenbar gleichfalls jedes Wort genau überlegt ist. Trotzem fehlen nicht solche Stellen, an denen Altes und Neues nicht so vollständig, dafs man die Nähte nicht mehr gewahr würde, ineinander verarbeitet ist. So wird S. 140 Winters glänzende Vermutung, dafs Leochares der Meister des vatikanischen Apollon sei, erwähnt, das Werk selbst aber S. 157ff. unter der hellenistischen Periode behandelt. Sollten Anmerkungen vermieden werden, so war es, wie mir scheint, richtiger, entweder die Vermutung ganz zu unterdrücken, oder die nötigen Folgerungen daraus zu ziehen. Ähnlich wird S. 178 die schöne Neapler Bronzefigur des Apollon richtig als echt archaische Figur bezeichnet, ohne dafs sie nun aber aus dem Zusammenhang mit der Richtung des Pasiteles herausgenommen wird. Wer wird ferner die herrlichen Marmorsarkophage von Sidon unter der altitalisch-römischen Kunst suchen, und warum sind im Gegensatz dazu die attischen Grabstelen in der Weise auseinandergerissen, dafs Figur 168 bei der archaischen Grabstele der Villa Albani, Figur 235 jedoch bei der Besprechung der gleichzeitigen grofsen Kunst eingereiht wird? Wenigstens bei dem ersten Fall ist es gewifs, dafs Michaelis absichtlich so verfahren ist, um die Ansicht Springers beizubehalten; aber wo es sich um ganz neue Gesichtspunkte handelt, denen gewifs auch der Verfasser zugänglich gewesen wäre, wenn er sie kennen gelernt hätte, durfte Michaelis der eigenen Überzeugung ruhig Ausdruck verleihen, ohne den Geist des Buches irgendwie zu berühren.

Von Dingen, die mir sonst noch aufgefallen sind, möchte ich folgende erwähnen. S. 95: Die Bewegung der Nike des Archermos ist doch nicht als ein halbes Knieen aufzufassen, sondern als das alte Laufschema, das den Eindruck der Flugbewegung nur verstärken sollte. Übrigens war bei einem so eigenartigen Werk die Abbildung eines vollständigen Exemplars, das auch erst die Verwendung des herabhängenden Gewandes als Stütze für die sonst frei schwebende Figur verständlich gemacht hätte, ebenso notwendig, wie bei der Nike von Samothrake die Abbildung der Ergänzung. S. 135: Bei Skopas vermisse ich den Hinweis auf die Figur des Meleagros, die diesem doch nach Ausweis einer unlängst gefundenen besseren Wiederholung des Kopfes zum mindesten sehr nahe gestanden

hat. S. 163: Warum fehlen noch immer die Namen der Künstler des farnesischen Stiers und der Laokoongruppe? Sie sind vor allem bei dem zweiten Werk um so weniger zu entbehren, als es sich hier doch um den so außerordentlich seltenen Fall handelt, daß wir es mit einem Originalwerk ganz bestimmter Meister zu thun haben. Und gleichviel, auf welche Sagenwendung Springer oder Michaelis die Gruppe zurückführen wollen, auf keinen Fall ist es richtig, von Schlangen des Apollon zu sprechen, die sich gegen den Priester des Poseidon richten, noch dazu, da Laokoon durch den Lorheerkranz im Haar ganz unzweifelhaft als Priester des Apollon bezeichnet wird. S. 170 hätte bei der Besprechung des pergamenischen Zeusaltars Brunns grundlegender Aufsatz in den „Jahrbüchern der preußischen Kunstsammlungen" mehr berücksichtigt und S. 221 der griechische Ursprung der in Italien gefundenen Vasen viel schärfer betont werden müssen.

Alle diese Bemerkungen haben aber weder den Zweck noch das Gewicht, den Wert des trefflichen Buches und seiner letzten sorgsamen Bearbeitung irgendwie herabzusetzen. Dagegen kann ich dem Verleger einen direkten Vorwurf nicht ersparen. Ich will weniger betonen, daß die Verdrängung der lateinischen Schrift der älteren Auflagen durch die deutsche keineswegs im Sinne des Verfassers gewesen ist; aber es soll hier doch zur Sprache gebracht werden, daß die Abbildungen der Bedeutung des Buches nicht überall gerecht werden. Seit dem ersten Erscheinen der kunsthistorischen Bilderbogen bis zur Ausgabe des Handbuches der Kunstgeschichte hat die Kunst der Illustration einen ganz ungeahnten Aufschwung genommen, und wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß jede neue Auflage des Werkes eine Anzahl besonders mangelhafter Abbildungen durch bessere ersetzte, so mußte doch jetzt, wo Bilderbogen und Textbuch in einem so vollkommen neuen, glänzenden Gewand erscheinen sollten, mit den alten, ungenügenden Abbildungen ganz und gar aufgeräumt werden. Figuren, wie Nr. 59, 92, 162, 165, 188, 214, 237, 273, 281, 332, vor allem aber Nr. 169 (Apollon von Tenea), 176 (Aegineten), 268 (Doryphoros des Polykleitos) und 240 (Apoxyomenos des Lysippos), die stilistisch so hochbedeutsame Werke wiedergeben sollen, gehören einfach nicht in ein vornehmes Handbuch der Kunstgeschichte. Und wenn möglich noch bedenklicher erscheint mir, daß eine Anzahl ganz neuer Abbildungen, z. B. Nr. 55, 164, 170, 174, 175, 216, 256, die mit Hilfe des Netzverfahrens hergestellt sind und daher auf der Höhe

moderner Illustration stehen sollten, offenbar aus Gründen der Billigkeit ganz unzureichend ausgefallen sind, und dies wiederholt sich leider bei den späteren Bänden in steigendem Mafse. Eine Sparsamkeit an dieser Stelle scheint mir aber wenig angebracht zu sein, und es mufs von allen aufrichtigen Freunden des Springerschen Werkes mit Nachdruck gefordert werden, dafs hier die nächsten Auflagen, die gewifs nicht lange auf sich warten lassen werden, gründlich Wandel schaffen.

Braunschweig. **P. J. Meier.**

87) **Charles E. Bennett, Appendix to Bennett's Latin Grammar,** for teachers and advanced students. Boston, Allyn and Bacon, 1895. XIV und 232 Seiten 8.

Auch in Nordamerika hat sich in den Grundsätzen, nach denen man Grammatik der alten Sprachen schrieb, ein Umschwung vollzogen; man sucht das Lehrbuch von Überflüssigem zu entlasten, den Inhalt kurz, knapp und geschickt zu gestalten und möglichst allen Ansprüchen zu genügen, die heute in schultechnischer Beziehung an ein grammatisches Lehr- und Lernbuch gestellt werden. Man beruft sich in Amerika auf die Erfahrung der deutschen Kollegen, die beweisen sollten, dafs man mit einer Grammatik mäfsigsten Umfanges sein Ziel erreichen könne. Allerdings ergiebt sich als Korrelat zu der auf der einen Seite herbeigeführten Entlastung der Grammatik denn doch auf der anderen Seite meist die bedenkliche Gepflogenheit, einen Band Erläuterungen hinzuzufügen, in denen der Verfasser seine Stellungnahme zu vorliegenden Problemen begründen will. Diese Erläuterungen haben auch praktischen Wert, wenn sie gewisse propädeutische Zwecke erfüllen.

So hat Charles E. Bennett, Professor an der Cornell-Universität, der in dem eben angedeuteten Sinne eine — nach dem Urteil John C. Rolfes die beste in Amerika erschienene — lateinische Grammatik geschrieben, die vorliegende Appendix hinzugefügt. Mafsgebend wären ihm die Bedürfnisse der amerikanischen Lehrer und vorgeschrittenen Schüler; das Niveau des Buches läfst sich aus seiner Bestimmung für einen etwa unserm Gymnasialunterricht entsprechenden Lehrgang ermessen, der dann aber zugleich auf das Universitätsstudium vorbereiten soll.

Jedenfalls bieten die Erörterungen dieser Appendix den amerikanischen Studenten und Lehrern eine ganz ausgezeichnete Gelegenheit, sich mit den wichtigsten Thatsachen der lateinischen Sprachwissenschaft in nuce

bekannt zu machen. Benett vereinigt mit einer guten Kenntnis der einschlägigen Litteratur ein vorzügliches Geschick in Darstellung der wissenschaftlichen Resultate; ein Vorzug, worin er sich manchem deutschen Grammatiker überlegen zeigt. Bennett behandelt im ersten Kapitel kurz das Alphabet, im zweiten ausführlich und praktisch die Aussprache, im dritten die Positionslänge, im vierten den Accent, im fünften die Orthographie, in den folgenden Kapiteln Lautlehre, Flexion, Adverbia, Präpositionen und Syntax. Stets tritt das Praktische in den Vordergrund; gegen das, was ihm Quisquilien scheinen, zeigt der Verfasser bisweilen mehr Abneigung, als billig; z. B. in der Ablehnung des Zwischenlauts *n* S. 21, in der traditionellen Gestaltung der Regeln über die Silbentrennung S. 23. Im allgemeinen stehen die Ausführungen Bennetts auf der Höhe der Zeit, wenn man auch über die Hervorhebung des einen oder des andren Moments anderer Meinung sein kann. So kommt die Grundbedeutung des Accusativs S. 172 ff. wohl nicht ganz zu ihrem Rechte.

Von besonderem Werte ist in diesem Buche das dritte Kapitel: „Hidden quantity.“ Bennett ist hier nicht wie die meisten Verfasser von Schulgrammatiken um die Schwierigkeiten herumgegangen, sondern hat mit gutem Urteil aus dem durchgearbeiteten Materiale seine Schlüsse gezogen, die in der Hauptsache zu billigen sein dürften. Sein Grundsatz ist: „Each long vowel must be supported by specific evidence“ S. 50. Er beschränkt die Positions-Länge vor *gn* auf die Suffixe *gnus, gna, gnum* S. 38, läfst die von Marx behauptete Länge vor *gm* zweifelhaft S. 40, behandelt die Kürze vor *nt* und *nd*. S. 40—44 vorsichtig und einleuchtend, verwirft mit Grund die angenommene Länge im Genetiv Pluralis bei *Aeneadum, deum, nummum* S. 44 ff. und giebt für die verschiedensten Wortgattungen übersichtliche Zusammenstellungen. Zwei sehr willkommene Wortlisten beschliefsen das Kapitel; die erste enthält die ziemlich sichern Fälle positionslanger Silben, die zweite fafst diejenigen Wörter zusammen, deren Quantität bestritten wird. Bennett war in der Lage, das Hilfsbüchlein von Marx (vergleiche diese Zeitschrift 1890, S. 187 ff., 361 ff.) in manchen Punkten zu berichtigen und hütet sich ebenso vor Annahme eines viel zu weit gehenden Zweifels. N. Ph. R. 1896, S. 109.

So werden nicht nur die amerikanischen, sondern auch die deutschen Fachgenossen Bennetts Buch mit Nutzen zu Rate ziehen.

Münster in Westfalen. **K. Euling.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 29. Mai. Nr. 11, Jahrgang 1897.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

88) **Thukydides, Auswahl für den Schulgebrauch** von **H. Stein.** I. Teil: Text, VI u. 180 S. 8. Anmerkungen 62 S. 8. 1895. Zusammen 2 *M.* II. Teil: Text mit 2 Karten, 136 S. 8. Anmerkungen 64 S. 8. 1896. Zusammen 1,80 *M.* Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Thukydides rechne ich zu den Schriftstellern, die man auch in der Schule nicht in einer Auswahl, sondern in der ursprünglichen Fassung lesen sollte. Dies ist man dem grofsen griechischen Geschichtsschreiber schuldig, dessen Darstellung, fast allen Episoden und Abschweifungen abhold, fest und sicher fortschreitet. Ja, selbst die bei vielen so beliebte Auslassung der Reden kann ich nicht billigen, da man damit den Schülern nicht nur Glanzpartieen des Geschichtswerkes vorenthält, sondern sie auch die so wichtigen Einblicke in die politische Lage, sowie in die Beweggründe der handelnden Personen nicht thun läfst. Der für die Auslassung der Reden gewöhnlich angeführte Grund kann nicht als stichhaltig gelten; denn sie sind in der That nicht so schwierig, dafs sie nicht dem Verständnis der Schüler durch den Lehrer in gemeinsamer Klassenarbeit erschlossen werden könnten. Welchen Widerstand Thukydides selbst der

Anfertigung einer Auswahl entgegensetzt, siebt man am besten in der auf den Schulen mit Recht am häufigsten gelesenen Partie, in den Büchern VI und VII; wie wenig können die Bearbeiter einer Auswahl hier weglassen! Etwas mehr, aber doch noch wenig genug läfst sich in den Büchern I, II, III und IV ausscheiden. Das 5. und 8. Buch aber kommt für die Schule überhaupt kaum ernstlich in Betracht.

Was nun die Auswahl H. Steins anlangt, so mufs man anerkennen, dafs dieselbe doch wenigstens recht reichhaltig ist. Der 1. Teil enthält die aus den 5 ersten, der 2. die aus den 3 letzten Büchern ausgewählten Abschnitte. Im 1. Buch hat der Verf. geglaubt, von der von Thukydides eingehaltenen Anordnung abweichen zu müssen, indem er die Abschnitte Kap. 89—96 und 128—138 unmittelbar an die Einleitung anschlofs und dann erst Kap. 24—31 u. s. w. folgen liefs. Ich fürchte, dafs solche willkürliche Abänderungen der Disposition des Schriftstellers nur dazu beitragen, den Einblick des Schülers in die Eigenart des Werkes zu erschweren. Gewifs recht störend ist es, wenn man am Schlusse von I 67 ἐπεῖπον τοιάδε und von I 72 ἔλεγον τοιάδε liest, ohne dafs das mit diesen Worten Angedeutete nun auch wirklich folgt. Die ausgewählten Partieen sind in passende Abschnitte zerlegt und mit entsprechenden Überschriften versehen; lobenswert ist es, dafs der Verf. von weiterer Disponierung dieser Abschnitte abgesehen hat; denn diese mufs dem Unterricht in der Klasse vorbehalten bleiben.

Der Text schliefst sich, wie der Verf. in dem Vorwort sagt, in den Wortformen fast durchgängig der Stahlschen Bearbeitung an. Doch begnügt sich der Verf. damit nicht; er hat ihn auch selbständig durchgearbeitet und, wo es ihm nötig erschien, durch fremde und eigene Vermutungen verbessert. Mit besonderer Vorliebe greift er dabei zur Ergänzung, macht aber von diesem Mittel einen so ausgedehnten Gebrauch, dafs es sozusagen allen Kredit verliert.

Der Kommentar ist knapp, wie ich glaube, zu knapp gehalten; denn ich fürchte, er wird nicht hinreichen, um einem Durchschnittsprimaner bei seiner Präparation überall das Verständnis des Textes zu ermöglichen. Und doch sollte ein Schülerkommentar an erster Stelle gerade die schwächeren Schüler berücksichtigen, da er nur so imstande sein wird, seinen Zweck zu erfüllen, nämlich die Schüler vor der Benützung unerlaubter Hilfsmittel zu bewahren, indem er ihnen den Gebrauch dieser entbehrlich macht. Überdies vermifst man die Einleitung über das Leben und das

Werk des Thukydides, die auch das Programm dieser Schulausgahen verlangt hätte.

Durlach. **J. Sitzler.**

89) **Georg Osberger, Studien zum 1. Buch von Xenophons Anabasis.** Programm des Gymnasinms Speier 1895/96. Speier 1896. 56 S. 8.

So oft auch die Unternehmung des jüngeren Cyrus gegen seinen Bruder behandelt worden ist, die Anabasis Xenophons, die verschiedene Pnnkte nur obenhin und flüchtig bespricht, bietet doch noch Gelegenheit, den Stoff von neuen Gesichtspnnkten aus zu betrachten und läfst der Kombinationsgabe manche Freiheit. Ein Beispiel ist die vorliegende Schrift. O. erörtert zunächst das, was Xenophon über das asiatische Heer des Cyrus mitteilt. Dieses tritt in der Darstellung Xenophons fast ganz zurück, der Hauptgegenstand seiner Schrift ist das griechische Söldnerheer, obwohl es an Zahl den Nichtgriechen lange nicht gleichkam. Die Angabe Xenophons über die Zahl der Barbaren (I, 7,10—13) hält O. mit einigen neueren Xenophonforschern für interpelliert; obgleich die Angabe, sie hätten 100000 gezählt, gewaltig übertrieben ist, so kann man doch einem Schriftsteller wie Xenophon manches zutrauen, was ein sorgfältigerer und umsichtigerer Forscher vermieden hätte. Warum soll die Stelle nicht eine Anmerkung Xenophons sein, die nur im Texte steht, während wir sie als Fufsnote angebracht hätten? Sein Buch ist jahrelang nach dem Feldzuge geschrieben, und wenn aus seinen früheren Anfzeichnungen etwas nicht recht Passendes von ihm aufgenommen ist, so braucht man das nicht sofort für interpelliert zu halten. — Der 2. Teil der Schrift O.s betrifft das 9. Kapitel; es „enthält keine Charakteristik, sondern soll an der Stelle, wo es eingefügt ist, wohl eher eine Art ἐπιτάφιος vorstellen“; „man thut dem Antor Unrecht, wenn man bei Beurteilung dieses Kapitels einen anderen Mafsstab anlegt“. Diese Meinung ist in ähnlicher Weise schon früher, aber nicht so entschieden ausgesprochen; sie ist nur zu billigen. Dann führt O. aus, dafs das Kapitel von seinem Verfasser nicht für die Anabasis bestimmt, sondern zu einem andern Zwecke — also etwa als essay — geschrieben und nicht von Xenophon, sondern nachträglich von einem andern in die Anabasis eingeschoben sei. Dafs das Stück früher, nicht als Teilstück der Anabasis geschrieben ist, mag richtig sein; dagegen glaube ich, dafs man dem Xenophon die Aufnahme in die

Anabasis ruhig zutrauen darf, obwohl einige Angaben des 9. Kapitels mit sonstigen Stellen der Anabasis nicht genau übereinstimmen. — Am Schlusse bringt Osb. Bedenken gegen die Authenticität der Schilderung Menons in II, 6 vor. Warum soll aber auch ein Xenophon nicht haben übermäſsig hassen können?

Die Schrift ist recht fesselnd geschrieben und verdient zum Studium empfohlen zu werden.

Oldesloe. **R. Hansen.**

90) **P. Galle, Beiträge zur Erklärung der 17. Rede (Trapezitikos) des Isokrates und zur Frage ihrer Echtheit.** Programm des Königl. Realgymnasiums von Zittau, 1896. 4.

Als ich 1878 auf Sauppes Veranlassung die Prüfung der 17. Rede des Isokrates vornahm, fand ich nur höchst dürftiges und schwer zugängliches Material als Vorarbeit vor. Zunächst untersuchte ich die Sprache, die mir trotz Benseler nicht ausschlaggebend zu sein schien, sodann legte ich den Schwerpunkt der Untersuchung auf den Inhalt und glaubte, aus mancherlei Unwahrscheinlichkeiten und Unverständlichkeiten desselben die Unechtheit der Rede folgern zu müssen. Diese 1878 abgeschlossene Arbeit kam Ostern 1884 als Programm von Arnstadt heraus. Kurz vorher war eine Dissertation von Galle erschienen (Dresden 1883), die lediglich die Sprache behandelt und auf Grund derselben die Rede dem Isokrates zuweist. Galles Gründe scheinen aber nicht überzeugend gewesen zu sein, denn Ref. fand trotz derselben mit seinem Zweifel manche Zustimmung, ein Zeichen, daſs die geltend gemachten Bedenken nicht unerheblich waren. Inzwischen erschien die Lipsiussche Bearbeitung von Meier-Schömanns Attischem Prozeſs, die Ref. nur zur Hälfte, und auch dies nur in den letzten Wochen vor dem Drucke seiner Programmabhandlung hatte benutzen können, und regte zu neuen Einzelforschungen auch in der Frage des Trapezitikos an. Daher erfolgten bald auf Grund dieses vortrefflichen Werkes einzelne Berichtigungen der letzteren Arbeit, andere brachten die Rezensenten desselben aus eigener Forschung. Immerhin blieben manche unserer Bedenken unerledigt, und die von uns behauptete Unechtheit der Rede fand noch viele Anhänger. Jetzt hat Galle in dieser neuen Arbeit, die alle bisherigen Behandlungen der Rede im ganzen und einzelnen an Gründlichkeit, Klarheit und sachlich ruhigem Urteil weit hinter sich läſst, die Trapezitikos-Rede einer erneuten Prüfung unterzogen, die zu dem Schlusse kommt, daſs der

Trapezitikos dem Isokrates doch zuzuweisen sei. Galle zeigt sich in der erwähnten Abhandlung gegenüber des Rezensenten skeptischem Standpunkt sehr konservativ. Dank seinen äufserst gründlichen Studien berichtigt er unsere Auffassungen und hebt unsere Bedenken an vielen Punkten, was wir dankbar anerkennen. Mit grofsem Fleifse und Scharfsinn hat er die hauptsächlichsten juristischen Schwierigkeiten nach unserer Ansicht gelöst und wenigstens nachgewiesen, dafs die Rede wirklich gehalten und von Isokrates geschrieben sein kann. Trotzdem sind wir nicht bekehrt und halten den ganzen Vorgang, auf dem die Rede beruht, für unwahrscheinlich, sowohl die Deponierung der sechs Talente, als das ganze Verfahren des Pasion und besonders alles, was sich an die ausgestellte Urkunde knüpft. Jedenfalls hat Galle das grofse Verdienst, die bisherigen Schwierigkeiten in der sachlichen Erklärung gelöst zu haben, und wird bei der gerühmten Gründlichkeit und klaren Behandlungsweise auch in der Frage der Echtheit wohl bei weniger skeptisch angelegten Naturen Beifall finden.

Arnstadt. **B. Grosse.**

---

91) **Q. Horatii Flacci opera omnia.** The works of Horace with a commentary by **Wickham.** Vol. I the odes, carmen saecul., and epodes. Third ed. Oxford, at the Clarendon Press. London, H. Frowde, 1896. 436 S. 8. geb. 12 sh.

Diese äufserlich sehr stattliche Ausgabe erscheint schon zum drittenmale, scheint sich also die Sympathieen der beteiligten Kreise in England erworben zu haben. Und diese verdient sie durchaus. Da die Grundsätze, nach denen sie gearbeitet ist, bekannt sind, so erwähne ich nur, dafs auch diese neueste Auflage auf deutscher Ausgabe beruht, und dafs die bekanntesten Horaz-Arbeiten berücksichtigt sind. Neue Ansichten habe ich nicht gefunden, wohl aber neue Begründungen, schlagende Parallelen und ein selbständiges Urteil. In den appendices enthält I. on the unknown names in the odes eine Klassifizierung der Namen der Geliebten des Horaz mit dem bekannten Endurteil. II. Horace's use of the complementary infinitive with verbs and adjectives eine, wie es scheint, vollständige, gut geordnete Sammlung der in Betracht kommenden Fälle. Nach dem üblichen index of metres folgt IV. eine collation of MS in library of Queens college, Oxford, von der Resultate nicht zu erwarten waren.

Hirschberg (Schlesien). **Emil Rosenberg.**

---

92) **C. Suetonii Tranquilli, Vita Divi Claudii.** Commentario instruxit **H. Smilda.** Groningae, apud J. B. Wolters, 1896. 192 S. 8. ℳ 4.20.

Diese Ausgabe der Vita Divi Claudii von Sueton ist eine Groninger Dissertation, deren grofser Umfang — 192 Seiten für 46 kleine Kapitel — sich dadnrch erklärt, dafs der Verf. unter dem Text, der auf mancher Seite nur eine Zeile einnimmt, zunächst einen Abdruck von zahlreichen Parallelstellen der verschiedensten Antoren giebt, wie Dio, Velleius, Tacitus, Strabo, Victor, Horatius, Florus, Orosins n. a., und darunter als „specimen literarium" einen aufserordentlich reichhaltigen fortlaufenden Kommentar.

Der Text stimmt, abgesehen von orthographischen Kleinigkeiten, bei denen jedoch volle Konseqnenz vermifst wird, mit dem in der Ausgabe von Roth überein; wo er von diesem abweicht, folgt er, zum Teil mit Recht, dem Vorgange anderer Erklärer. So z. B. c. 13. p. 63 *aquila*, wo der nach Orosius meist aufgenommene Plural *aquilae* schon von Casaubonus zurückgewiesen ist; c. 41, p. 164 *sed transiit*, wo das zwischen beiden Worten stehende *et* schon von Torrentius und Madvig getilgt ist; c. 44, p. 169 *urguebant*, das an Stelle von *arguebant* schon von Baumgarten-Crusius und Madvig empfohlen ist. Weniger notwendig dagegen scheint mir die allerdings von Mommsen verlangte Schreibung in c. 23, p. 107, *inter consulum sellas tribuniciove subsellio*, für *tribunicio subs.*, wo Sm. in der Anmerkung sogar empfehlen möchte *inter consulum sellas sella tribuniciove subsellio.*

Nur ein Druckfehler ist es wohl, wenn c. 1, p. 11 *dilexerit, et coheredem instituerit* geschrieben ist für *ut coheredem*, desgleichen c. 37, p. 138, *vicesimo... dii* für *die.*

Den wichtigsten Teil der Ausgabe bildet der Kommentar, der nach allen Richtungen hin aufserordentlich reichhaltig ist und als Probestück der litterarischen Kenntnisse des Verf. alle Anerkennung verdient. Er enthält im Anschlufs an die von Sueton erwähnten Ereignisse und Personen eine grofse Fülle von Angaben über geschichtliche und geographische Dinge, über Staats-, Rechts-, Sacral- und Privataltertümer u. dergl. m. Hierbei zieht der Verf. mit grofser Sorgfalt und Belesenheit die Forschungen anderer Erklärer und Gelehrten, zuweilen auch mündliche Äufserungen seiner Lehrer heran, und besonders durch Benutzung der Inschriften kommt er bisweilen zu neuen Resultaten. So werden z. B. c. 9, p. 37 die Worte

in vacuum lege praediatoria venalis pependerit erst jetzt verständlich durch Heranziehung der lex Malacitana, C. I. L. II, 1964. Dem gegenüber läfst sich aber auch nicht verkennen, dafs viele dieser Untersuchungen, über deren Richtigkeit ich die Kontrolle speziellen Fachleuten überlassen mufs, doch über das hinausgehen, was man von einem solchen Kommentar erwartet. So wird — um nur ein Beispiel anzuführen — zu c. 13, p. 59, wo Sueton von der Verschwörung des Asinius und Satilius spricht, in der Anmerkung nicht nur alles beigebracht, was über diese beiden selbst, sondern auch, was über ihre Kinder und sonstigen Verwandten bekannt ist, unter Citierung der betreffenden Autoren und Inschriften. Die sprachlichen Erklärungen und die Bemerkungen über Suetons Sprachgebrauch sind verhältnismäfsig dürftiger und überdies zuweilen ungenau. So z. B. wird zu c. 8, p. 31 s. t. *quotiens addormisceret* bemerkt, dafs Sueton diesen „coniunctivus iterationis" öfters habe, während er ihn doch ausnahmslos immer anwendet; unter den von Sm. angeführten, übrigens keineswegs erschöpfenden Belegstellen für *quotiens* mit dem Konjunktiv, beruht wohl die erste, Caes. 4, auf einem Versehen, ich habe wenigstens dort ein Beispiel nicht finden können.

Die Sprache ist leicht verständlich und im ganzen korrekt, wenn auch Wendungen wie *„quam opinionem non amplectendum videtur"*, *dubito num*, *veto ne* u. dergl. selbst in einem Kommentar vermieden werden sollten. p. 37, Z. 12 v. o. l.: ist *„bona veniri potuisse"* wohl nur ein Druckfehler für *venire*.

Bergedorf. **R. Düpow.**

93) **C. P. Caspari, Briefe, Abhandlungen und Predigten aus den zwei letzten Jahrhunderten des kirchlichen Altertums und dem Anfang des Mittelalters.** Teils zum ersten-, teils zum zweitenmale herausgegeben und mit Anmerkungen und Abhandlungen begleitet von C. P. C. Christiania, Mallingsche Buchdruckerei. XIV u. 474 S. 8.

Das sehr umfangreiche Buch, auf dem Titel mit „Universitätsprogramm" bezeichnet, enthält sechs pelagianische Briefe und Traktate (S. 1—167), zwei Schreiben erbaulichen Inhalts (S. 169—182) und fünf Predigten aus dem Schlufs der altkirchlichen Zeit (S. 183—220) Wegen ihrer eigentümlichen sprachlichen Form verdienen diese Litteraturdenkmäler, die übrigens auch für die Kulturgeschichte von Interesse sind,

seitens der Philologen Beachtung, die sich mit dem Studium der sinkenden Latinität und der Anfänge der romanischen Sprachen beschäftigen. Über die Zeit der Abfassung und die näheren Umstände handelt der gelehrte Herausgeber in eingehender Besprechung S. 223—472.

Der Textabdruck bietet am Fuße den kritischen Apparat, zuweilen in weitschweifiger, für ein nicht-philologisch geschultes Publikum berechneter Art, gelegentlich auch mit erklärenden Bemerkungen. Da es sich bei mehreren Stücken um die erste Veröffentlichung handelt, so liest sich der Text natürlich noch nicht überall glatt, doch muſs man anerkennen, daſs der Herausgeber, dank seiner Vertrautheit mit der einschlägigen Litteratur, vieles richtig hergestellt hat und dem Zusammenhang gerecht geworden ist. Weniger der äuſseren Überlieferung, der er häufig mit angeblich ausgefallenen Wörtern und Satzstücken aufzuhelfen sucht. Wir notieren im folgenden einige Stellen, an denen wir bei der Durchsicht zu anderen Resultaten gekommen sind, beschränken uns dabei aber auf die Stücke, welche hier zum ersteumale herausgegeben werden.

Zu I, S. 3, Note 2 wird richtig *feris* unter dem Texte vorgeschlagen und ist oben einzusetzen. — Note 7: falsch ist *habitationibus* für *laboribus* (Codd.) konjiziert, das durchaus am Platze ist. — N. 11 geht *ad* inferum (S.) dem *in* inferum (M.) vor. — S. 4, N. 5 lesen wir *posse nos … servire.* — N. 7 *deo* mit S.; N. 9 mit S. *contemnit;* N. 20 mit MS. comtemptus *est; negatur* (S); S. 5, N. 8 *errat quisque, qui* (S.); N. 13 *maledicentibus* (ohne *sibi*, mit den Handschr.); S. 6, N. 6 *nec* (S.); N. 8 *qui* (Codd. *que*); N. 19 *puta* (S.); N. 22 ohne *verum,* das in den Handschr. fehlt; N. 26 *expiantur* (modica ist Neutrum); S. 7, N. 9 ohne Einschub von *paucissimos;* N. 13/14 *qui tam doctrinam … exempla* ohne den Einsatz von ut perfectam und mit Änderung von *vitam* in *qui tam.* — S. 8, N. 4: *Id circumplexus* mit Streichung von (id)circo; damit wird Casparis Zusatz *haec omnia breviter* überflüssig. — S. 9, N. 12: *sum* (mit S.); N. 18 kann der Zusatz *fieri* fehlen. — S. 11, N. 11: *enim* (Codd., *denique* Casp., der an den Gebrauch von *enim* = *autem* nicht gedacht zu haben scheint); N. 19 *nam* (Codd., *iam* Casp.; nam ist = sed). — S. 18, N. 6 ist *haec singula* in den Text zu setzen. — S. 19 N. 2 ist alio mit MV. zu lesen. — S. 189, N. 8 liest Caspari adventum Domini cumexspectantes und hält cumexpectare für einen Zuwachs unserer Lexica. Allein er hat nur falsch aufgelöst oder eine falsche Auflösung seiner Handschrift nicht erkannt: der Verfasser hat unzweifelhaft adven-

tum *dominicum* expectantes geschrieben. — Hätte der Herausgeber das. weiter unten N. 13, wo er wieder adventum domin*i*, *cum* praescire non qui vit (qui*ev*it die Handschr.), quem stupor ignorantiae gravioris pressit (*ut pressit* die Handschr.), schreibt, die gleiche Auflösung vorgenommen und ut richtig verwertet, so hätte er nachher keinen Satz („non comprehendes") zur Vervollständigung der Periode einschieben brauchen. Es ist demnach hier zu korrigieren: adventum dominic*um* praescire non *quierit*, quem stupor ignorantiae gravioris *sup*pressit etc. Die Form *quierit* bietet die Handschr. das. N. 23, wo Caspari sie ohne Not in quieverit geändert hat. — S. 209, N. 23 ist *praefiunt* nach beiden Codices zu halten; Caspari änderte praesunt. † †

94|95) **I. Scriptores latini medii aevi Suecani** ediderunt **Johannes Paulson** et **Lars Wåhlin.** I. Petri de Dacia Vita Christinae Stumbelensis edidit Johannes Paulson. Fasc. II. Secundum de vita Christinae librum continens. Gotoburgi, Wettergren & Kerber, 1896. V u. 257 Seiten gr. 8.

II. Johannes Paulson. In tertiam partem libri Juliacensis annotationes. Accedit appendicis loco eiusdem partis initium adhuc ineditum. Göteborg, Wettergren & Kerber, 1896. 66 S gr. 8. 1 kr. 50 öre.

Beide tüchtige Arbeiten, von denen die erstgenannte den Brüdern Esaias und Elof Tegner als *δόσις ὀλίγη τε φίλη τε* gewidmet ist, hängen zusammen, weswegen wir sie unter einer Rubrik anführen. Verf. hat sich auf dem schwierigen, von ihm hier behandelten Gebiete bereits recht vorteilhaft bekannt gemacht durch sein Programm: „Jülicher-handskriften till Petrus de Dacia", Göteborg 1894, in welchem er nachweist, dafs der codex Juliacensis, der ausser den lateinischen auf das Leben der heiligen Christine bezüglichen Schriften des mittelalterlichen schwedischen Autors Petrus noch von diesem nicht herrührende, aber ebenfalls das Leben der Genannten betreffende Mitteilungen enthält, aus drei verschiedenen Teilen besteht. Von diesen hat Petrus, wie Paulson ferner mit guten Beweisen zeigt, den ersten und zweiten entweder verfafst oder wenigstens kompiliert, auch den dritten für die Textkritik in der bisher vorliegenden Gestalt allerdings fast belanglosen, wenigstens veranlafst. Da nun das grofse Sammelwerk der Acta Sanctorum der Bollandisten in lib. IV, die vigesima secunda Junii, pp. 294—348 diesen dritten Teil ebenfalls enthält, hat

Verf. den codex Juliacensis mit den erstgenannten diesbezüglichen Berichten genau verglichen und mit treffendem Blick erkannt, dafs die für die Textesgestaltung vorwiegend in Betracht kommenden Acta doch an nicht wenigen Stellen ursprünglich richtige Lesarten des Manuskripts durch falsches Lesen oder unüberlegtes Verändern entstellt haben, und es ist ein grofses Verdienst der vorliegenden Arbeit von Paulson, dafs er bei aller wohlverdienten Anerkennung der Bedeutung des riesigen Werkes der Bollandisten dennoch die demselben in dem genannten Abschnitt anhaftenden Fehler erkannt und teils nach dem codex, wo dies anging, teils und ganz besonders auf Grund gediegener eigener Beobachtung fast durchgehends recht gut verbessert hat.

Die Ausgabe Paulsons enthält zunächst die praefatio Petri, dann 15 im Stile der mittelalterlichen Verfolgungen gehaltene Visitationen der heiligen Christine, die hinter der 13. durch einen Abschnitt Petri et Christinae epistularum commercium, welcher 15 meist von Petrus an Christine gerichtete Briefe bietet, hinter der 14. durch eine Lebensbeschreibung der Christine und 7 weitere Briefe, endlich hinter der 15. durch 41 Episteln unterbrochen werden. Die Briefsammlung giebt zwar vorwiegend die Korrespondenz, die Petrus und Christine gegenseitig gepflogen, wieder, doch finden sich darunter auch nicht wenige Briefe anderer Heiliger, wie des Mauricius, Johannes Plebanus, Laurentius, Bertoldus, Volquinus u. a. an beide. Die Ausgabe behält die vom codex beobachtete Reihenfolge genau bei, doch erscheint es anderseits sehr dankenswert, dafs Verf., da in den Actis Sanctorum zur Erlangung einer besseren Übersicht über das Leben der heiligen Christine Teile des Manuskriptes versetzt und mit anderweiten Einlagen untermischt sind, durch eine Tafel sehr übersichtlich andeutet, wo sich alle Teile seiner Ausgabe in der Papenbrochschen Edition der Acta finden.

II. In den eigentlichen annotationes in tertiam partem libri Juliacensis, welche 38 Seiten umfassen, spricht sich Verf. zunächst über die Gründe aus, die ihn entgegen der Gepflogenheit der meisten Herausgeber mittelalterlicher Werke und Schriftstücke zur Beibehaltung der mittelalterlichen Orthographie veranlafst haben; man wird sie nur billigen können, zumal man auf diese Weise das Werk in reinerer Gestalt wieder erhält. Recht gut und vollständig ist das Verzeichnis aller der üblichen lateinischen Orthographie nicht entsprechenden, vom Verf. beliebten Schreibweisen und insbesondere die Zusammenstellung aller jedesmal dasselbe Wort be-

treffenden orthographischen Abweichungen des codex und der Acta unter sich. Der Hauptwert der annotationes liegt aber in der sehr fleifsigen Sammlung aller in beiden nicht übereinstimmenden Lesarten. S. 39 und 40 enthalten den Schlufs der auf die Christine bezüglichen Angaben der Acta, da die am Ende von Fol. CIX daselbst gemachte Bemerkung „*Cetera desiderantur*“, wie Paulson in seinen Jülicher-handskriften p. 8, n. 2 überzeugend nachgewiesen hat, auf Irrtum beruht, zumal Blatt CX herausgefallen ist. Mit Hilfe des Jülicher codex hat nun der Herausgeber den Inhalt des fehlenden Blattes in sehr dankenswerter Weise ergänzt. Als Anfang hat er ferner auf S. 41—66 den von den Bollandisten absichtlich, d. h. weil er den oben erwähnten Briefen an geeigneten Stellen beigemischt ist, ausgelassenen Anfang des dritten Teiles der Handschrift beigegeben und dessen Lesbarkeit durch sehr gediegene Konjekturen erhöht.

Was die eigenen Vermutungen Paulsons angeht, so erscheinen dem Ref. aufser der sehr grofsen Zahl anderer, hier lediglich aus Mangel an Raum nicht angeführter Konjekturen nachstehende treffliche ganz besonders erwähnenswert. S. 12 vermutet er richtig, dafs Fol. LXIV r^1 8 v. 12 der Acta die Worte *de civitate* im Gegensatz zu der dort herrschenden Auffassung mit den folgenden *cunctis comitantibus* zu verbinden sind: S. 13, dafs Fol. LXV p. 298 A. v. 1 *cumque haec et plurima,* S. 14, ibid. B. v. 13, dafs hinter *missi* das aus *qui* auf Grund einer gewöhnlichen Verwechselung entstandene *et* zu setzen ist. Die Fol. LXVI p. 299 A. v. 16 hinter *parcimus* vorhandene Lücke füllt er (S. 14), unbedingt richtig, folgendermafsen aus: *nos enim sanam et hilarem et iucundam te procurabimus et ditabimus.* Fol. LXVII^9 B. v. 3 billigt er (S. 15) die Lesart der Acta comminationes, verwirft aber mit Recht *vilipenderet,* wofür er scharfsinnig das an das vorhergehende *argueret* anklingende *respueret* vermutet; ibid. v. 12 schlägt er (S. 15) unzweifelhaft richtig vor: *quia sol iam tendebat ad occasum, domum redire communiter statuerunt,* Fol. LXIX D. v. 5 (S. 17) für *cum ubi dum,* E. v. 16 für *unde nunc.* Fol. LXX § 37 v. 13 schiebt er treffend (S. 18) hinter *voces sursum in aëre audivit ein ipsos tamen minime vidit;* Fol. LXXIII C. v. 5 setzt er (S. 19) *continuas (sc. noctes)* für *continue,* Fol. LXXVII C. v. 6 (S. 21) *pedibus* für *per pedes;* Fol. LXXX D. v. 15 zieht er (S. 23) mit Recht die Lesart der Acta *proxime* der des codex *proxima* vor; Fol. LXXXIII C. v. 20 schlägt er (S. 24) gegen die an sich gute

Lesart *inconsolabiliter* der Acta und *incorporabiliter* des Manuskripts *inproportionabiliter* vor; Fol. LXXXV E. v. 14 ergänzt er (S. 25) die mit den Worten in *ultima vero nocte* beginnende Periode so, daſs er hinter *memorata* einschiebt *omittentes;* ibid. p. 321 A. v. 2 setzt er (S. 26) für *semel tamen semel tantum;* Fol. XCII C. v. 16 schiebt er (S. 30) *est* hinter *servitus* ein und liest: *potestas ..... quam habes, non potestas, sed potius coacta servitus est; est enim licentia;* Fol. XCV § 137 v. 14 schreibt er (S. 31) *catenam* für das von den Actis gebotene *cateram.* Fol. XCVII § 144 v. 7 empfiehlt er (S. 32) auf Grund der Vergleichung mit v. 22 *subula cum filo* für *subula et filo,* Fol. XCVIII E. v. 11 für die Lesart der Acta *sui generis qualitatem abominaliter ostendebant* und die noch unverständlichere des codex *sui generis abhominalitem (!) qualitatem* (S. 32) das leicht zu findende und dabei elegante *abominabilem qualitatem;* Fol. XCIX p. 337 A. v. 12 liest er (S. 33) für *revivificamus* der üblichen Schreibweise entsprechend richtig *revificamus;* ibid. v. 16 billigt er (S. 34) die Lesart der Acta *repletam,* welche dem folgenden *consumptam* entspricht; Fol. CIII C. v 14 stellt er (S. 35) mit leichter Mühe *cumque haec et alia his similia* her; ibid. D. v. 8 setzt er (S. 35) für das von den Actis gegebene *ubi inter alias* nur *ubi inter;* Fol. CVI § 180 v. 7 (S. 36) für *sub nostra es potestate* mit einfacher Umstellung *sub nostra potestate es;* Fol. CVII § 184 v. 19 (S. 37) *blasphemassent* für *blasphemarent;* ibid. § 185 v. 7 (S. 37) behält er mit Recht die durch die folgenden Worte *utrasque silvas* verteidigte Lesart *vicinam silvam* bei.

In dem von Paulson herausgegebenen, in textkritischer Hinsicht, da die meisten notwendigen Verbesserungen sich von selbst ergaben, absichtlich nicht mit derselben Sorgfalt behandelten Anfange des 3. Teiles der Jülicher Handschrift hat er LVII r^2 derselben (S. 47) *se ipsam,* ibid. v. 1 (S. 48) *in diem* wiederhergestellt. LVIII r^2 billigt er (S. 50) die Lesart der Acta *viribus parcens* und schreibt daher *nec orationem negligens neque viribus parcens neque etc.;* LVIII v.[1] setzt er (S. 52) ebenfalls mit den Actis vor *afflictionem post;* ibid. v.[2] vermutet er (S. 53) treffend *saxis rigidissimis* für *saxis frigidissimis;* LIX v.[2] schiebt er richtig (S. 57) mit den Actis hinter *cupientes qui* ein und schlägt LXI v.[1] (S. 63) auf Grund der Lesart derselben für *devoraturi essent devorati essent* vor.

Schlieſslich bemerkt Rezensent, daſs er die von Paulson in mittel-

alterlicher Schreibweise gedruckten Konjekturen der Einfachheit wegen in unserer heutigen Orthographie wiedergegeben hat.

Die Arbeiten verdienen unbedingt die beste Empfehlung und weiteste Verbreitung.

Pinne (Posen). **Löschhorn.**

---

96) **Kulturgeschichte des klassischen Altertums.** Leipzig, P. Friesenhahn, 1897. 594 S. 4. Gebunden in Prachtband ℳ 12.50.

Das hier zu besprechende Werk bildet den 2. Band der in vierter, vollständig neu bearbeiteter Auflage erscheinenden Kulturgeschichte von Friedrich v. Hellwald. Es zerfällt in drei sehr ungleiche Teile. Die Kulturgeschichte der Griechen hat S. 1—160 Adolf Holm, eine Skizze über die Etrusker S. 161—189 Wilhelm Deecke, den weitaus gröfsten Teil, S. 190—569, Roms Kultur, Wilhelm Soltau bearbeitet. Es folgt ein Sachregister, von Otto Henne am Rhyn zusammengestellt. Einen streng wissenschaftlichen Mafsstab wird man bei der Beurteilung des Buches nicht anlegen, das sich an das Interesse weiterer Kreise wendet und durch seine Ausführungen der Antike viele alte Freunde bewahren und viele neue hinzuerwerben will. Man wird auch den gelehrten Apparat, der sonst die Handbücher fast unlesbar macht, gern vermissen. Und doch stehe ich nicht an, die Bearbeitung der griechischen Kulturgeschichte für höchst beachtenswert und geradezu für unentbehrlich zu erklären für jeden, der tiefer in das Verständnis griechischen Geisteslebens eindringen will. Die Arbeit über die Etrusker ist trotz ihrer Kürze aufserordentlich inhaltreich. Holm und Deecke haben den Standpunkt der Forschung kurz zusammengefafst und in sehr geeigneter Form mitgeteilt. Dagegen will es dem Ref. bedünken, dafs der im Vorwort S. VII ausgesprochene Satz: „Es konnte nicht Aufgabe der Verfasser sein, ihr subjektives Urteil und das Ergebnis ihrer Spezialforschung in den Vordergrund zu stellen“, von Soltau mehrfach aufser acht gelassen ist. Denn während bei Holm und Deecke kaum einige Büchertitel in den Anmerkungen begegnen, finden wir S.s Schriften mehrfach erwähnt und S.s persönliche Ansichten auch im Texte sehr deutlich zum Ausdruck gebracht, z. B. über die Entwickelung des römischen Heerwesens S. 250. Gegen die hier gegebene Darstellung liefsen sich mancherlei Einwendungen erheben.

Überhaupt sind die verschiedenen Kapitel von sehr verschiedenem Werte. Trefflich ist z. B. die Darstellung des römischen Ständekampfes, ferner das Kapitel: „Der römische Staat und das Christentum“. Dagegen erhebe ich entschieden Protest gegen das über Jesus Christus, seine Lehre und seine Persönlichkeit Gesagte! Dafs Christus Gottes Sohn ist, will der Verfasser nicht sagen und kommt daher zu unerträglichen, phrasenhaften Auseinandersetzungen.

Inwieweit Soltaus Darstellung hier durch die früheren Auflagen des Buches beeinflufst ist, vermag ich nicht zu sagen, glaube aber aus manchen Wendungen und Irrtümern schliefsen zu müssen, dafs vielerlei aus den früheren Auflagen herübergenommen ist. Ich will zum Beweise nur einiges hervorheben. S. 304 wird des Lucilius Lebenszeit von 148—103 angegeben. Das war früher allgemeine Annahme, jetzt meint man wohl ohne Widerspruch, Lucilius habe von 180—103 gelebt. S. 332 wird behauptet, zwischen C. Gracchus und Actium lägen 80 Jahre. Keinem Schulmanne wird solch ein Versehen begegnen. Auch von einer Rechenschaftsablegung römischer Magistrate (S. 339) wird man nicht sprechen dürfen, und S. 359 nicht behaupten, dafs Plebejerinnen in die öffentlichen Schulen wandern mufsten! War doch aller Unterricht Privatsache. Ferner wird man nicht sagen können, was S. 346 steht: „Ciceros Verrinen bildeten den Anfang seiner politischen Carrière“. Das ist weder sprachlich noch sachlich richtig. Und nun gar der Satz auf S. 319: „War schon das Übel der Sklaven- und Plantagenwirtschaft arg genug, so übertrifft doch das, was über die Sklavenjagden, über die Ausdehnung dieses Handels und die sauberen Mittel oder Vermittler, deren sich die Herren der Welt dabei bedienten — höher gehängt zu werden.“ Solch einen Gallimathias kann Soltau nicht geschrieben, sondern nur bei der Neubearbeitung auszumerzen übersehen haben. — Ich könnte noch eine Anzahl ähnlicher Fehler anführen, doch würde das ermüden. Alle diese Dinge lassen sich mit einiger Sorgfalt bei der 5. Auflage der Kulturgeschichte, die ja nicht sehr lange ausbleiben wird, vermeiden. Nur ein Punkt, der auf das ganze Buch Bezug hat, sei hier noch mit einigen Worten erwähnt: die Illustrationen.

Dafs in eine Darstellung der Kulturgeschichte Abbildungen gehören, wird heutzutage niemand bezweifeln. Aber man mufs verlangen, dafs die Bilder zu dem nebenstehenden Texte in Beziehung stehen. Das ist nun in diesem Werke nicht immer der Fall. Die Tafel mit dem Parthenon

gehört etwa zu S. 82, nicht nach S. 144, wo die hellenistische Zeit behandelt wird. Das Bild der Laokoongruppe — nebenbei gesagt völlig mifslungen — gehört nicht in das Kapitel, das von Roms Kultur in den ersten Jahrhunderten der Republik handelt. Noch schlimmer steht es in dieser Beziehung mit den in den Text eingeschobenen Abbildungen. In die Darstellung der Gracchischen Unruhen haben sich die Bilder von Pompei verirrt! Es ist geradezu unglaublich, was in dieser Beziehung geleistet ist. Wenn aber die „Kulturgeschichte des kl. Altertums" in erster Linie ein Lesebuch und kein Bilderbuch sein soll, mufs für die Zukunft hier Wandel geschaffen werden. Auch das grelle Rot des „Prachteinbandes" ist mehr auffallend als gefallend.

Trotz mancher Ausstellungen, die ich an dem Buche oder einem Teile desselben gemacht habe, zweifle ich nicht, dafs es einen weiten Leserkreis finden und manche neue Freunde der Antike gewinnen wird.

Wolfenbüttel. **Brunoke.**

97) **Ad. Rademann, 25 Vorlagen zum Übersetzen ins Lateinische** bei der Abschlufsprüfung auf dem Gymnasium. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1896. 45 S. 8. ℳ 0.80.

Eine solche Gabe wird manchem Fachlehrer willkommen erscheinen; denn eine geeignete Vorlage für eine Prüfungsarbeit zu finden, die ein möglichst in sich abgeschlossener Aufsatz sein, inhaltlich und sprachlich an die durchgenommene Lektüre sich anschliefsen, auf die gelernten grammatischen Regeln und wichtigsten syntaktischen Gesetze Rücksicht nehmen und doch die sonst geforderte Durchschnittsleistung nicht übersteigen soll, ist nicht immer eine leichte, jedenfalls immer eine unbequeme Aufgabe. Nur im allgemeinen kann man die „25 Vorlagen" als den eben angedeuteten Forderungen entsprechend bezeichnen. — 5 Stücke schliefsen sich an Livius XXI, 5 an Livius XXII, 4 an Cic. de imp. Cn. Pomp., 6 an Cic in Cat., 2 an Cic. pro Arch., 3 an Cic pro rege Deiot. an; sie verarbeiten die Phraseologie, soviel wir sehen, angemessen — es wird eben vorausgesetzt, dafs der Schüler sich einen tüchtigen Schatz von Phrasen und Vokabeln angeeignet hat —, und die in jedem Stücke zur Verwendung kommenden grammatischen Regeln geben zur Genüge Gelegenheit, die Kenntnisse der Schüler auf sprachlichem Gebiete zu prüfen. Wenn Verf. in der Vorrede sagt, seine Übersetzungsvorlagen seien aus der Praxis hervorgegangen, so ist das natürlich nicht so zu verstehen, als seien sie

zu dem Zwecke, dem sie bestimmt sind, schon alle angewandt und erprobt. Wir bezweifeln überhaupt, dafs sie so, wie sie geboten werden, ohne weiteres benutzt werden können. An die Leistungsfähigkeit der Schüler werden ziemlich hohe Anforderungen gestellt. Verf. giebt dies selbst zu; und wir begrüfsen es mit Freuden, dafs er den Schülern die Mindestforderung überschreitende Zumutungen stellt; wir halten es für nötig und haben dies selbst wiederholt ausgesprochen, dafs, wenn die Leistungen des Gymnasiums in den klassischen Sprachen nicht mit der Zeit in gefahrdrohender Weise herabgedrückt werden sollen, jede Klasse über dem nach den Lehrplänen zulässigen niedrigsten Mafse der Leistungen erhalten werden mufs. Indessen darf man bei einer Prüfungsarbeit die Aufgabe nicht höher bemessen, als sie durchschnittlich der Klasse gestellt wird; Rademanns „25 Vorlagen" wird man aber, wie wir glauben, meist nur einer ganz guten Klasse mit Aussicht auf Erfolg bieten können. Zudem sind die Aufgaben fast durchweg für eine 2stündige Klausurarbeit zu lang; etwas über 40 gewöhnliche Druckzeilen wird der Schüler bewältigen können, aber 50, 60, ja 70 Zeilen, wie sie hier gegeben werden, sind zu viel. Daher wird mancher Fachgenosse die ihm in diesen Vorlagen gebotene Hilfe gern annehmen, aber er wird sich manche der Aufgaben erst noch zurechtstutzen müssen, wie er denn ohnehin dem Schüler einige Vokabeln und sonstige Noten hinzufügen wird, die Verf., um dem Lehrer freie Hand zu geben, weggelassen hat.

Hanau. **O. Wackermann.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 12. Juni. Nr. 12, Jahrgang 1897.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 6 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

98) **Musici scriptores Graeci.** Aristoteles Euclides Nicomachus Bacchius Gaudentius Alypius et melodiarum veterum quidquid exstat ed. **Carolus Janus,** Lipsiae apud B. G. Teubnerum, 1895. XCIII u. 503 S. 8. ℳ 9.

Dreifsig Jahre etwa sind es her, seit der Herausgeber den Entschlufs zu diesem Werke voll ungemeiner Mühe, Arbeit und Sorgfalt fafste. Es sind darin, wie der Titel zeigt, die Musiker der Griechen aufser Aristoxenos enthalten; mit diesem war der Herausgeber beschäftigt, als er hörte, dafs Marquard mit seiner Ausgabe (erschienen 1868) schon fertig sei. Aristoxenos konnte daher ausgeschlossen werden. Aus Aristoteles sind in fünf Kapiteln alle Stellen ausgehoben, welche über Musik handeln; es folgen Pseudo-Aristotelis de rebus musicis problemata mit einer längeren Einleitung namentlich über ihren Ursprung und ihren Zusammenhang mit Aristoteles selbst; an dritter Stelle schliefst sich an Euclidis sectio canonis; die Einleitung spricht kurz über Euclid selbst, dann in ausgedehnter Weise De Pythagoreorum veterum doctrina; die Einleitung zu Cleonidis isagoge ist meist kritischer Art; zu dem Enchiridion und den Excerpta Nicomachi ist eine ausführliche Einleitung über des N. Zeit

und seine Schriften vorausgeschickt; es folgen die Isagoge des Bacchius, Gaudentius und Alypius, zu letzterem namentlich sind die Notenzeichen und ihr Ursprung besprochen; in der Ausgabe selbst sind die σημεῖα der drei Genera (diatonum, chromaticum, enarmonium) der verschiedenen τρόποι durch Hinzufügung unserer Noten verdeutlicht; sodann sind noch Excerpta Neopolitana und die Carminum graecorum reliquiae, nämlich das Stasimon aus dem Orest und die drei in Delphi gefundenen Hymnen mit Transscription (in $\frac{5}{8}$ und $\frac{3}{4}$ Takt) gegeben, ebenso Sicili epitaphium aus Tralles in $\frac{6}{8}$ Takt, auch die drei Hymnen des Mesomedes in Musam, in Solem, in Nemesin. Neben zwei ausführlichen Indices ist noch eine Tabula notarum omnium auctore Alypio und eine Phototypie des Hymnus in Musam nach dem Cod. Ven. Marc. VI, 10 hinzugefügt. — Die Handschriften sind — weil über 200 an Zahl — in der 91 Seiten umfassenden Einleitung aufgezählt und die wichtigeren eingehend besprochen.

Bückeburg. **E. Köhler.**

---

99) **Ausgewählte Briefe von M. Tullius Cicero.** Erklärt von **Friedrich Hofmann.** Zweites Bändchen, bearbeitet von **Georg Andresen.** Dritte Auflage. Berlin, Weidmann, 1895. VI und 229 S. 8. *ℳ* 2. 10.

Der Text dieser Auflage unterscheidet sich von dem der vorigen hauptsächlich dadurch, daſs ihm Mendelssohns grundlegende Ausgabe der Briefe ad familiares und Lehmanns Untersuchungen de Ciceronis ad Atticum epistulis recensendis et emendandis, Berlin 1892 (s. über beide Arbeiten die Anzeigen des Ref. in dieser Zeitschr., 1893, S. 340 ff. und 1894, S. 71 ff.) zugute gekommen sind. Zunächst tritt dieser Sachverhalt in der völligen Umgestaltung des kritischen Apparats zutage. Für die Briefe ad Atticum, von denen wir leider noch keine dem heutigen Standpunkte der Kritik entsprechende Gesamtausgabe besitzen, werden nunmehr, wie es auch schon in dem ersten von Lehmann bearbeiteten Bändchen dieser Auswahl (vgl. diese Zeitschr. 1894, S. 101 ff.) geschehen ist, neben den Abweichungen des Mediceus 49, 18 auch die Varianten der sonstigen in gleichem Maſse zu berücksichtigenden Handschriften und Ausgaben nach einer von Lehmann angefertigten Zusammenstellung verzeichnet. Bei den Briefen ad familiares konnte der Verf. sich damit begnügen, die Abweichungen von Mendelssohns Ausgabe anzuführen.

In der Vorrede sind die Stellen citiert, an denen der Text der zweiten Auflage Änderungen erfahren hat. Meistens ist dies auf Grund handschriftlicher Lesarten geschehen. In den Briefen ad Att. kommen jetzt die von Lehmann dem Med. als Vertreter einer unabhängigen Überlieferung entgegengestellten Codices und Ausgaben zur Geltung. Hiernach sind folgende Änderungen vorgenommen: XII, 16 *nihil adhuc* für *adhuc nihil.* XII, 21, 1 *de senati consulto* für *de senatus consulto.* XII, 21, 5 *animo aequo* für *aequo animo,* ibid. *a me homines* für *homines a me.* XIV, 10, 1 *haec et talia ferre non possum* für *haec et alia f. n. p.* unter Verweisung auf X, 14, 2 *haec igitur si habebis et talia,* XIV, 14, 1 *de haeresi Vestorina* für *de h. Vestoriana* (analog Marinus I, 16, 10, Hortensinus X, 18, 1, Hirtinus fam. X, 33, 4). XV, 11, 4 *a. d. III Nonas* für *a. d. IIII Nonas.* XVI, 4, 4 *paratiorem ⟨enim⟩ offendi Brutum quam volebam.*

In den Büchern ad fam. I—VIII sind aus der durch den Harleianus 2773 (G) und den Parisinus (R) vertretenen, bereits in der vorigen Auflage berücksichtigten Überlieferung noch nach Mendelssohns Vorgang die Lesarten IV, 12, 2 *uti medicos ⟨ei mitterem. Itaque medicos⟩ coegi* und IV, 14 *fin. ⟨vale⟩* aufgenommen. An einer anderen Stelle, bei deren Emendation sich der Verf. früher ausschliefslich an den Mediceus 49, 9 (M) hielt, werden nunmehr die Lesarten von M und GR kombiniert. IV, 6, 3 lautet jetzt nämlich *maiorem mihi levationem ratio adferre nulla potest* statt *maior mihi levatio afferri nulla potest (maior mihi ratio mihi adferre nulla potest* M, *maius mihi solacium afferre ratio nulla potest* GR). Am nächsten hätte es hier wohl gelegen, aus M *maior mitigatio mihi adferri nulla potest* herzustellen. — Für IX—XVI werden jetzt zum erstenmal der Harleianus 2682 (H) und der Palatinus (D) herangezogen und hiernach mit Mendelssohn folgende Stellen emendiert: IX, 2, 1 *dixi ei me daturum ⟨litterarum⟩ aliquid.* IX, 16, 3 *effugere autem si velim non nullorum acute aut facete dictorum ⟨opinionem⟩, fama ingenii est abicienda,* wo A. früher mit Victorius und den anderen Herausgebern am Schlusse des Vordersatzes *famam* hinzufügte. IX, 16, 10 *sannionum* für *sanorum* (*sannonum* M, *sannionum* D, *sanniorum* H). X, 35 Überschrift *M. Lepidus imp. iter. pont. max. s. d. ⟨pr. tr. pl.⟩ senatui populo plebique Romanae.* Hierzu kommt noch X, 12, 1 *nec quo progredi velles, exploratum satis habebat* (*quo* HD, *quod* M), wo *quo,* für das sich jetzt auch Müller entscheidet, vor dem von Mendelssohn

mit den übrigen neuen Herausgebern aus M hergestellten *quod* den Vorzug zu verdienen scheint.

Nicht selten hat der Verf. auch handschriftliche Lesarten, die bisher ohne hinlänglicheu Grund geändert worden waren, im Anschlufs an Mendelssohn wiederhergestellt. Dies geschieht z. B. IV, 4, 5 *ut nihil praeter tuos delectare possit* für *ut n. ⟨te⟩ praeter tuos d. p.*, da der Objektsaccusativ der Personalpronomina im Briefstil ziemlich häufig weggelassen wird; ibid. *de reliquis nihil melius ipso est Caesare* (nach GR) für *de r. n. m. ipso e. [Caesare]*, wo kein Grund vorliegt, *Caesare* mit Streicher als ein Glossem zu betrachten. IV, 6, 1 *Galus* nach M als inschriftlich bezeugte Form für *Gallus* (GR), IV, 12, 2 *a P. Magio Cilone, familiare eius* für *a P. Mag. C. familiari eius*, wozu im Kommentar noch Charis. p. 130 K *familiare, si de homine; familiari, si de re* angezogen werden konnte. X, 11, 2 (ebenso 21, 5 nnd 6) *hoc* für *huc* und analog X, 21, 7 *istoc* für *istuc*. Auch an anderen Stellen, wo der Verf. Änderungen vornimmt, hätte der überlieferte Text belassen werden können. So war es unnötig, IV, 5, 4 *quae res mihi non mediocrem consolationem attulit, volo tibi commemorare* mit Baiter nnd Wesenberg *attulerit* zu lesen; denn es liegt hier kein Fragesatz, in dem der Indikativ gleichfalls zulässig wäre (vgl. Schmalz, Zeitschr. f. Gymn. 1881, S. 124), sondern ein Relativsatz vor, der das Substantivum des folgenden Hauptsatzes zu sich genommen hat und nach Analogie von *de fin.* IV, 67 *at quo utuntur homines acuti argumento ad probandum, operae pretium est considerare* nnd anderen bei Kühner, Ausf. Gr. II, 992 ff. zusammengestellter Beispiele zu beurteilen ist. Ebenso konnte IV, 12, 2 *P. Postumius ... mihi nuntiavit M. Marcellum ... duo vulnera accepisse, sperare tamen eum vivere posse* auf die mit Baiter und Wesenberg vorgenommene Änderung von *sperare* in *sperari* verzichtet werden; denn das Subjektspronomen fehlt beim Inf. sehr häufig, wofür die vom Verf. selbst nicht beanstandeten Stellen IV, 13, 6 *omnis vias persequar, quibus putabo ad id quod volumus pervenire posse* und IX, 2, 1 *proficisci ad te statim dixit* als Beispiele genügen mögen.

Ebenso wio dem Texte ist anch dem Kommentar eiue sorgfältige Revision zuteil geworden. Längere Auseinandersetzungen sind jetzt öfter wesentlich kürzer gefafst, anderseits aber viele ueue Anmerkungeu hinzugekommeu. Auch fehlt es nicht an sachlicheu Änderungen, die zum Teil durch Lehmanns eingehende Besprechung der vorigeu Auflage (W. f. klass.

Phil. 1885, S. 1104ff) veranlafst sind. Ref. möchte auch hierzu einige Bemerkungen beisteuern. Zu ad fam. IV, 7, 3 *cum nihil tibi desse arbitrer* hätte darauf hingewiesen werden können, dafs die aus M aufgenommene Form *desse* (GR haben *deesse*) sich in Ciceros Korrespondenz in dieser Hdschr. auch bei Cälius ad fam. VIII, 3, 1 und Pollio fam. X, 33, 5, ebenso *dero* bei Cicero fam. X, 2, 2 und *derimus* bei Lepidus fam. X, 34, 2 findet. — fam. IX, 2, 1 *etsi ἕωλος erat illa epistula, praesertim tantis postea rebus novis adlatis, tamen perire lucubrationem meam nolui et eam ipsam Caninio dedi* will A. *eam ipsam* nicht auf *lucubrationem*, sondern auf das weit entfernte *epistulam* beziehen, weil *lucubratio* nicht das in der Nacht Gearbeitete bedeuten könne; aber für diese Auffassung bieten doch die gleichfalls in konkretem Sinne gebrauchten Ausdrücke *commentatio* und *aestimatio* (vgl. IX, 18, 4 *si aestimationes tuas vendere non potes,* wo unter *aestimationes* Grundstücke zu verstehen sind, die der Adressat als Gläubiger auf Grund einer die Entwertung durch den Bürgerkrieg nicht berücksichtigenden Abschätzung hatte übernehmen müssen) gute Analogieen bieten. — fam. X, 21, 4 *neque esse cum ullis pugnaturos duobus iam consulibus singularibus occisis, tot civibus pro patria amissis*, wo der Verf. jetzt auf die von Ernesti, Baiter und Wesenburg vorgenommene Umstellung von *occisis* und *amissis* verzichtet, vermifst man eine Rechtfertigung des überlieferten Textes. Es kann hierfür geltend gemacht werden, dafs *amittere* nicht nur, wie Ernesti annahm, ein Verlieren, sondern auch seiner Grundbedeutung gemäfs, ein freiwilliges Dahingehen bezeichnet, was z. B. ad Herenn. IV, 57 *Decius, qui se devovisse dicitur ....., amisit vitam, at non perdidit* der Fall ist. — fam. X, 24, 3 bedeutet der von einer Rekrutenlegion gebrauchte Ausdruck *luculentissima* wohl nicht „die stärkste“ oder „vollzähligste“, wogegen A. in Ermangelung eines Beleges selbst Bedenken hegt, sondern „die zuverlässigste“ (vgl. Att. X, 12, 2 *luculentus auctor*). — Die Nachricht von dem Siege des Hirtius bei Forum Gallorum gelangte nicht, wie in der Einleitung zu fam. XI, 9 (S. 174) bemerkt wird, am 21. April, sondern bereits am 20. nach Rom (vgl. Cic. ep. ad Brut. I, 3, 2 und Phil. XIV, 12). — Für die Schlacht bei Mutina wird an der nämlichen Stelle als Datum der 27. April genannt und das von Schelle (Beiträge zur Geschichte des Todeskampfes der röm. Republik, Dresden 1891, Progr., S. 9ff.) gewonnene und von O. E. Schmidt, Jahrb. f. Phil. 1892, S. 321ff. durch weitere Gründe gestützte Ergebnis, wonach die Schlacht

bereits am 21. geliefert wurde, nur beiläufig erwähnt, obwohl die Richtigkeit dieser letzteren Ansetzung, für die namentlich die Thatsache spricht, dafs die erst auf die Kunde von jener Schlacht über die Antonianer verhängte Ächtung am 27. April bereits erfolgt war (ep. ad Brut. I, 5, 1), keinem Zweifel unterliegen kann.

Zum Schlusse mag noch bemerkt werden, dafs diese Ausgabe, die in wissenschaftlicher Hinsicht keiner Empfehlung bedarf, durch eine bedeutende Erweiterung des sich auf die sprachliche wie auf die sachliche Erklärung beziehenden Registers an Brauchbarkeit wesentlich gewonnen hat.

Giefsen. **L. Holzapfel.**

---

100) **Gräfin Ersilia Caëtani-Lovatelli, Antike Denkmäler und Gebräuche.** Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von **Clara Schoener.** Mit einer biographischen Einleitung von R. Schoener. Leipzig, Gg. Freund, 1896. 2 *M*.

Ein Büchlein, das auf 108 S. neben der Einleitung über Leben und Schriften der Verfasserin 10 kleine Abhandlungen in musterhafter Übersetzung bringt. Der Gelehrte wird den Litteratur-Apparat vermissen, aber doch mit Vergnügen die im Plauderton geschriebenen Aufsätze lesen. Dem Altertumsfreunde, der sich durch weitläufige gelehrte Anmerkungen nicht gern stören läfst, wird hier Gelegenheit geboten, über mancherlei Gebräuche im klassischen Altertume, z. B. über Cottabos Spiel, Adonisgärten, Schaukelspiel und anderes, in der angenehmsten Form sich belehren lassen. Möge das Schriftchen recht viele Leser finden.

Wolfenbüttel. **Brunocke.**

---

101) **Roland Herkenrath, Studien zu den griechischen Grabschriften.** Programm des Privatgymnasiums an der Stella Matutina zu Feldkirch. 1896. 56 S. 8.

Es ist ein glücklicher Gedanke des Verf., die griechischen Grabschriften vom Standpunkte des Kulturhistorikers zu betrachten. In vorliegendem Programm unternimmt er es, die Auffassungen der Alten von den Ursachen des Todes, von der Todesgottheit, dem Alp des Todes aus den Inschriften zu beleuchten, und stellt im 2. Abschnitt das, was wir über Totenbestattung aus ihnen lernen, zusammen. Später sollen Ab-

schnitte über den sonstigen Totendienst, über die Vorstellung vom Jenseits, über Wert und Glück des Lebens in hellenischer Schätzung folgen. Der Verf. zeigt eine ausgebreitete Litteraturkenntnis; aufser den grofsen Corpora Inscriptionum hat er auch die wichtigeren Zeitschriften, die Anthologie und die sonst litterarisch überlieferten Grabschriften beigezogen. Dafs nicht viel Neues sich ergeben würde, hat sich der Verf. selbst nicht verhehlt; wichtigere Stellen sind eben schon längst in den gangbaren Handbüchern der Altertümer oder sonst verwertet. Aber die geschickte, übersichtliche Darbietung des Materials ist immerhin verdienstvoll; auch wird manches bisher Unbeachtete hervorgezogen; so die Nachahmung eines simonideischen Epigramms (Anth. Pal. VII 251 = 99 Bgk.) in einer kretischen Grabschrift Bull. corr. hell. 1889, p. 59: *οὐδὲ θανὼν ὄνομ, ὤλεσας, ἀλλά σε φάμα | κυδαίνουσ' ἀνάγει δώματος ἐξ Ἀίδα.*

Wer im einzelnen nachprüft, wird manche Versehen entdecken; z. B. ist die Polemik gegen mich auf S. 48 gegenstandslos, da ich das nämliche behaupte wie Herkenrath; er scheint meinen Kommentar nicht genau gelesen zu haben. Die *μνήματα* des Euchidas und Orrippos S. 44 u. 45 sind keine Grabdenkmäler; Kaibel EG. 35 und 35a beweisen nichts für das Lob des Toten beim Totenschmaus (S. 55) u. a. m. Vielleicht gelingt es dem Verf., dergleichen Verstöfse, zu denen ich auch so merkwürdig falsche Citate, wie S. 45, 1 rechne, bei der Fortsetzung seiner Arbeit zu vermeiden.

München. **Th. Preger.**

---

102) **A. E. Haigh, The tragic drama of the Greeks,** Oxford, Clarendon press, London, H. Frowde, 1896. VIII, 499 S. gr. 8. Mit 6 Abbildungen.

Eine Geschichte der attischen Tragödie zu schreiben, ist zur Zeit ein „plenum opus aleae“. Es genügt, die Namen Dörpfeld, Ud. v. Wilamowitz, Bethe zu nennen, um den Satz zu rechtfertigen, dafs wir uns auf dem Gebiete des Dramas in einer Umwertung der Werte befinden. Der erste Teil, welcher von dem Theater handelte (The Attic theatre, 1889), ist nicht in meine Hände gekommen. Das mir vorliegende Buch schliefst die Bühnenfragen aus, um sich nur mit den Dichtern und Dichtungen zu beschäftigen. Indem die zahlreichen kritisch-konstruktiven Thesen der letzten Lustren ferne gehalten werden — der Verf. spricht nicht darüber,

eine Vorrede fehlt —, so wird dadurch eine gewisse Ruhe gewonnen, die allerdings der Betrachtung förderlich ist. Kontemplativ möchte ich diese Geschichte der Tragödie nennen; die Lesung der vernünftigen, bedächtigen Worte kann dem Geiste Erholung gewähren, wenn er von der Prüfung der verwirrenden Fülle neuer Ideeen ausruhen will.

Das Buch ist geschickt gemacht. Was die Belege anlangt, so sind die Citate aus der alten Litteratur zahlreich, die wichtigeren im Wortlaute mitgeteilt. Die Vorgeschichte ist sehr kurz ausgefallen (p. 1—45). Die drei grofsen Meister erfahren dafür eine eingehende Würdigung (p. 46 — 321). Ich freue mich sodann, eine Darstellung von Form und Charakter der griechischen Tragödie (p. 322—402) zu finden; denn solche Versuche — ich beanspruche auch für das einschlägige Kapitel meiner Litteraturgeschichte keinen höheren Namen — können den Weg zu der notwendigen Poetik des Dramas bereiten. Die anderen Tragiker sind natürlich kürzer behandelt.

Schon mehr als einmal ist der Gedanke ausgesprochen worden, dafs Litteratur- und Kunstgeschichte unter dem Ballaste vieler schattenhafter Namen leiden, die uns nichts sagen, sondern eher die Freude an den Grofsen vergällen. Wie soll man sie aber unterbringen? Die einzig richtige Methode ist die lexikalische. Hier finden wir, wie in Körtings Buch über das Drama, die Männer dritten und vierten Ranges im Rahmen eines Registers (p. 463 sqq.), wo sie niemand behelligen und leicht aufzufinden sind. Dieser freilich noch zu vervollkommnenden Methode gehört die Zukunft; sie mufs die dicken Bücher dem Nachschlagen vorbehalten, uns aber deren Lesen ersparen.

P. 473 sqq. ist eine nützliche Tabelle über die von den Tragikern benützten Sagenkreise gegeben.

Wir finden jetzt immer häufiger in litterarischen Büchern Abbildungen. Sollen diese aber nicht in Mifskredit kommen, so müssen sie wirklich illustrieren. Aber Fig. 2 (Dionysos aus der Hadriansvilla) ist in der Vorgeschichte der Tragödie ein Anachronismus; Fig. 3 (Gemme) zeigt die Anekdote vom Adler und der Schildkröte, welche erst später auf Aeschylus übertragen wurde; Fig. 4 ist z. B. auch auf Phidias gedeutet worden, Fig. 5 (Sophokles) in der Reproduktion mifslungen.

Würzburg. **Sittl.**

103|104) Herm. Joachim, Geschichte der römischen Litteratur. Leipzig, G. J. Göschen, 1896. 183 S. kl. 8. geb. ℳ —.80.

Leben und Werke der griechischen und römischen Schulschriftsteller. Zusammengestellt von Lehrern der Stadtschule zu Wismar. 2. Aufl. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung, 1896. 31 S. 8. ℳ —.50.

Joachim teilt die römische Geschichte in sieben Abschnitte und betrachtet innerhalb dieser die einzelnen Litteraturgattungen und Autoren. Diese Methode scheint wohl geeignet, damit der Leser klar darüber werde, in welcher Folge die Gattungen sich entwickelten und das Hauptinteresse beanspruchten, und damit ihm die Schriftsteller in chronologischer Folge vorgeführt werden können. Doch zeigt die Durchführung einige Mängel. So sieht man nicht ein, warum das Jahr 160 als Grenzscheide zweier Abschnitte gewählt wurde; der Tod des alten Cato 149 oder die Unterwerfung Griechenlands 146 scheint hierfür passender. Dann hätten die Komödien des 159 gestorbenen Terenz noch in der vorderen, dagegen das Geschichtswerk des Polybius in der späteren Periode behandelt werden sollen, nicht umgekehrt. Auch in der Übersicht der Jahre 80—40 ist die Chronologie nicht gehörig gehandhabt; zumal Dionys von Halicarnass gehört erst in den folgenden Abschnitt. — Die Darstellung ist geschickt und bündig; das Büchlein liest sich angenehm und beweist des Verfassers gründliche Kenntnis der römischen Litteratur. Der Text der zwölf Tafeln erhielt sich 500 Jahre (nicht 50, S. 15), der ältere Antonius starb 87 (S. 77), Mäcenas 8 vor Chr. (S. 120). — In dem Abschnitt über Cicero ist die Erzählung nicht immer klar und mafsvoll. 76 (nein 75) war er als „Quästor in Sicilien. Hier übertrug man ihm die Anklage gegen den früheren Statthalter Verres“ (dieser war 73—71 in Sicilien). Durch die Gunst des Pompejus wurde Cicero 63 Konsul. Damals herrschte völlige Anarchie (S. 79), da Catilina mit einer Rotte von Mördern den Staat bedrohte. Durch ein System unerhörter Spionage deckte Cicero die Verschwörung auf, feig liefs er den Catilina entkommen und übertrug dessen Verfolgung seinem Kollegen. Gesetzwidrig richtete er die Catilinarier hin. Aber 59 erreichte ihn das Geschick; 58 mufste er ins Exil gehen und offenbarte nun seine geistige und sittliche Armut. Durch einige Raubzüge 51 wollte er sich Lorbeeren erwerben. „Seine Selbstsucht ging erheblich weiter, als selbst unter antiken Menschen erlaubt war. . . . Seinem Fleifse verdankte er nicht zum wenigsten sein selten rasches Em-

porkommen.“ Er benutzte die Verbrechen einer grauenvoll verderbten Generation zum eigenen Vorteil und verhalf ihnen durch die Kraft seiner Rede zum Siege. Jeder Klatsch war ihm gut genug, wenn er nur kompromittierte. Es ist schade, daſs J. sein hübsches Büchlein durch diese Phrasen verunziert hat.

Das zweite Schriftchen ist für den Schulgebrauch bestimmt, als Grundlage zu mündlichen Erörterungen. Isokrates, Aristoteles, Plautus, Terenz, Catull, Tibull, Properz, Nepos, Curtius, Plutarch, Lucian werden nicht erwähnt, wohl aber Naevius und Ennius bei der älteren römischen Geschichtschreibung. Das Material über einzelne Autoren ist reichlich, die Darstellung aber unfertig, zum Teil nachlässig; zu knapp ist Demosthenes abgefertigt. Einige Angaben sind unwahrscheinlich, z. B. daſs Sallust 49 Quästor wurde, Livius um 30 sich in Rom einbürgerte.

Burgdorf bei Bern. **F. Luterbacher.**

105|106) **R. Eins, Das Rudern bei den Alten.** Eine technisch-historische Studie. Wissenschaftl. Beilage zum Progr. des Kgl. Gymnasiums zu Danzig. Ostern 1896. 18 S IV°. 4 Tafeln.

Lotar Weber, Die Lösung des Trierenrätsels. Danzig, Bertling, 1896. 80 S. 8° und 37 Abbildungen.

Der erste dieser beiden Aufsätze geht von einer Auseinandersetzung aus, deren Spitze in dem Nachweis gelegen ist, daſs die eigentliche Kunst des Seekampfes, die wirkungsvolle Anwendung der Manöver des *διέκπλους* und *περίπλους*, eine ganz auſserordentliche Schulung der Mannschaften und groſse Geschicklichkeit der Kapitäne und Steuerleute erfordert habe. Zur Zeit der Perserkriege besaſsen die Athener diese Fertigkeit noch nicht, während des Peloponnesischen Krieges sind sie darin Meister, selbst den Korinthern weit überlegen, aber schon in der Schlacht bei den Arginusen besitzen sie diese Geschicklichkeit nicht mehr. Hierauf bespricht E. die Rekonstruktionen Grasers, die er prinzipiell für verfehlt hält und untersucht im besonderen die Angaben des bekannten Scholions zu den Fröschen des Aristophanes, aus dem nach seinen Auseinandersetzungen nur gefolgert werden darf, daſs der Thalamit tiefer gesessen habe als die Zygiten und Thraniten. Der Verf. behandelt hierauf die Prora von Samothrake und das Lenormantsche Relief. In der Erklärung des ersten Denkmales stimmt er mit Assmann fast durchaus überein, zieht jedoch eine Anordnung der Rudersitze vor, die eine parallele Lage der Ruder ermög-

licht, indem er je vier Rudersitze auf einer querschiffs eingezogenen Bank annimmt, wobei das weiter binnenschiffs sitzende Ruderpaar an einem binnenbords längeren Rudergriff arbeitet, der zwischen dem Oberkörper, Armen und Oberschenkeln des näher an der Bordwand sitzenden Mannes durchgesteckt ist. Die in den Pforten auf diesem Denkmal sichtbaren Ruderpflöcke dienten zur Begrenzung des Ruderschlages, wurden aber beim διέκπλους herausgezogen, und die sehr lang geschlitzten Ruderpforten gestatteten nun das „Schleppen" der Ruder, d. h. beim Durchfahren der feindlichen Aufstellung, wenn sich das Schiff möglichst schmal machen mufste, wurden die Ruder möglichst glatt an den Schiffsrumpf mit den Ruderblättern gegen den Schiffshintertheil angelegt.

Das auf dem Lenormantschen Relief dargestellte Schiff hält Eins für eine Triere der Diadochonzeit, die daran sichtbaren Längsbalken für die ὑποζώματα, ein vom Schiffe weit abstehendes und verspreiztes Holzgerüst, das mit dem Sporn unmittelbar verbunden die Heftigkeit der Stöfse beim Anrennen des Gegners zu mildern bestimmt war, und zugleich den Schiffskörper und die Ruder schützte. Die oberhalb des unteren dieser Gürtelhölzer sichtbaren runden Erhebungen betrachtet Eins als Ruderpforten der zygitischen Ruder, während die sehr naheliegenden der thalamitischen Ruder durch das Gürtelholz gedeckt seien. Die Ruderer der obersten Reihe sitzen nach seiner Rekonstruktion ungefähr über der Schiffswand, die Auflagepunkte ihrer sehr steil eingesetzten Ruder befinden sich auf der sehr weit ausspringenden Reeling, und sie fassen daher das Ruder mit Wechselgriff, die Zygiten und Thalamiten sitzen nebeneinander im Innern des Schiffes erheblich tiefer und setzen ihre Ruder wie die Mannschaft der Prora von Samothrake flach ein.

Die Lenormantsche Triere entspricht daher denen der Seeurkunden nicht, denn während bei diesen thranitische und zygitische Ruder ihres geringen Längenunterschiedes wegen durcheinander geraten konnten, ist der Längenunterschied bei jener sehr beträchtlich; es gab also verschiedene Typen der Trieren und vollends grofse Manigfaltigkeit bei den Polyeren. Die παρεξειρεσία hält der Verf. mit Assmann für einen Auslegerkasten, der eingeführt wurde, um das ungünstige Hebelverhältnis der zygitischen Ruder besser zu gestalten. Die Konstruktion der Rudersitze auf der attischen Triere des 5. Jahrhunderts war dagegen nach Eins so, dafs auf einer höheren querschiffs eingezogenen Bank die Thraniten und Zygiten nebeneinander safsen, so wie die Ruderer auf der Prora von Sa-

mothrake, die Stützpunkte ihrer Ruder befanden sich in einem Auslegerkasten, die Thalamiten, die erheblich kürzere Ruder hatten, safsen auf einer Bank unten im Schiffsraum mit ihren Schultern in der Höhe der oberen Bank, die sämtlichen Ruder schlugen unter gleichem Winkel ins Wasser ein. E. begnügt sich, diese Anordnungen der Ruder im allgemeinen festzustellen und erhofft die Ermittelung genauerer Mafse von praktischen Versuchen, die Techniker und Seeleute anzustellen hätten.

Gegen die Auslegung des Lenormantschen Reliefs, die E. giebt, scheint mir Verschiedenes zu sprechen. Die Ruderstangen der Oberreihe und die sichtbaren Teile derselben bei den beiden Unterreihen sind auf dem Relief durchaus parallel dargestellt, dieses scheint mir daher keinerlei Anhalt für die Annahme zu bieten, dafs die oberen Ruder steil, die unteren flach eingesetzt worden seien. Überdies wird von Sachverständigen stets betont, dafs steil eingesetzte Ruder für die Fortbewegung des Schiffes nichts leisten; eine Triere, wie die nach dem Lenormantschen Relief von E. rekonstruierte, würde also eine ungünstige Anordnung der Ruder besonders deshalb aufweisen, weil die längsten am wenigsten zur Fortbewegung des Schiffes beizutragen vermöchten. Durch die Annahme, dafs die beiden Gürtelhölzer weit von dem Schiffsrumpf abstehen, gewinnt der Verf. allerdings eine plausible Erklärung für die sonderbare Erscheinung, dafs auf dem Relief zwar die Ruderpforten der Zygiten oberhalb des unteren Gürtelholzes sichtbar sein, die Ruderstangen aber dieses doch nicht überschneiden sollen. Allein irgendwelche Stützen, die dieses untere Gürtelholz mit dem Schiffskörper verbinden, sind auf dem Relief nicht zu sehen, weshalb auch alle bisherigen Ausleger der Ansicht waren, dafs dieses dicht am Schiffsrumpf anliege.

Während bei den bisherigen Rekonstruktionsversuchen von der Anschauung ausgegangen wurde, dafs allen erhaltenen Nachrichten und Abbildungen eine im Prinzip gleiche Anordnung der Ruder zugrunde liege, während man also bisher durch die Kombination aller verschiedenen Einzelheiten der bildlichen und schriftlichen Überlieferung über ein verhältnismäfsig vollständiges Material zu verfügen meinte, vertritt E. den an sich unanfechtbaren Standpunkt, dafs diese Voraussetzung nicht zutreffend zu sein braucht, ja es sogar wahrscheinlich nicht ist; damit verteilt sich aber das für die Rekonstruktion eines einzigen Schiffstypus kaum zureichende Material auf deren mehrere und es verringert sich in demselben Mafse die Aussicht, einen jeden derselben aus einzelnen Stellen oder einzelnen

Abbildungen reconstruieren zu können. Es ist ein wirkliches Verdienst des Verf.s dieser Abhandlung, dafs er zuerst auf diesen Punkt aufmerksam gemacht hat, wenngleich dadurch meines Erachtens die Lösung des Problems in noch weitere Ferne gerückt erscheint als bisher.

Die Schrift L. Webers ist ein wenig veränderter Abdruck des das Seewesen der Griechen betreffenden Abschnittes aus seinem Buche „Mehr Licht in der Weltgeschichte“, den ich in dieser Ztschr. 1895, S. 262 ff. besprochen habe. Der Verf. hat seine dort mitgeteilten irrtümlichen Ansichten festgehalten. In einem wichtigen Punkte, der Frage nämlich, ob die Ruderer auf der Triere jeder ein Ruder geführt oder, wie W. behauptet, zu dreien an einem gearbeitet haben, hat der Verf. seine Position nicht nur nicht verstärkt, sondern verschlechtert durch das, was er nunmehr über Thuk. II, 93. 2 vorbringt. Mufste ihm früher der Vorwurf gemacht werden, dafs er den klaren Wortlaut dieser für seine Theorie so unbequemen Thukydidesstelle durch ein Interpretationskunststück zu beseitigen gesucht habe, indem er bezweifelte, ob diese Ruderknechte, deren jeder mit seinem Ruder, Ruderkissen und Ruderriemen zu Fufs über die korinthische Landenge geschickt wurden, von Trieren kamen und für Trieren bestimmt waren, und ferner meinte, man könne ohne allzu grofsen Zwang ergänzen: nämlich jeder, der eins hat, so ist die Übersetzung der Worte *ἐδόκει δὲ λαβόντα τῶν ναυτῶν ἕκαστον τὴν κώπην καὶ τὸ ὑπηρέσιον καὶ τὸν τροπωτῆρα πεζῇ ἰέναι* auf S. 62, „das heifst aber: von den zu jedem Ruder gehörigen drei Mann nahm der eine das Ruder, der zweite das Kissen und der dritte den Riemen“, einfach falsch, worüber den Verf. jeder Gymnasialschüler hätte belehren können. Ich hatte früher (N. Ph. R. 1895, S. 352) den Verf. aufmerksam gemacht, dafs in dem Scholion zu Arist. Plut. 172 aus *τρεῖς κώπας* unmöglich *τρεῖς κωπᾶς* also aus drei Rudern, drei Ruderer gemacht werden könnten, weil der Accus. pluralis von *κωπεύς* eben nicht *κωπᾶς* sondern *κωπέας* heifst. Diesem Einwand trägt W. nun folgendermafsen Rechnung: „Bei *κωπας* ist ein *ε* ausgefallen oder kontrahiert. Es mufs heifsen *κωπᾶς* (grammatisch *κωπέας*) von *κωπευς*.“ Da ist also nichts zu machen, wenn der Hinweis auf die Grammatik nicht zieht. Der Verf. hat sich überdies, wie es scheint, die Frage gar nicht vorgelegt, ob seine Auslegung des Scholion: „Trieren sind Schiffe mit drei Ruderern“, für seine Theorie, selbst wenn sie möglich wäre, etwas beweise. Die gewöhnliche Deutung der Bemerkung: „Trieren sind Schiffe mit drei Rudern“ kann nur als verkürzte Wiedergabe einer

Erklärung verstanden werden, derzufolge es auf den Trieren drei verschiedene Arten von Rudern gegeben hat, die Angabe, Trieren sind Schiffe mit drei Ruderern, könnte also nur auf die drei Kategorien von Ruderern bezogen werden; dafs diese an einem Ruder gearbeitet haben, folgt daraus keineswegs.

Ich habe in der früheren Besprechung des Buches von W. auch eines Aufsatzes von R. Haack (Ztschr. d. Vereines deutscher Ingenieure, Bd. XXXIX, S. 165ff.) Erwähnung gethan, in welchem im Gegensatz zu Breusing die Ansicht vertreten wird, dafs man bei entsprechender Anordnung auch mit recht verschieden langen, daher also auch in beträchtlich verschiedener Höhe ausgelegten Rudern dennoch habe Schlag halten und eine gute Wirkung erzielen können. In diesem Aufsatz hat der Verf. auch eine Rekonstruktion der attischen Triere mit Zugrundelegung des Lenormantschen Reliefs gegeben. Er geht dabei von der Ansicht aus, dafs dieses Relief in genauem Mafsstab von 1 : 16 die wahren Verhältnisse darstelle, wobei er sich auf das richtige Verhältnis der Rückenhöhe der dargestellten Ruderer, der von Vitruv überlieferten Gröfse des Interscalmium und der in den Seeurkunden angegebenen Länge der περίνεῳ κῶπαι stützt, welche er als Reserveruder der Thraniten und Zygiten erklärt. Die Ruderpforten der Zygiten nimmt dieser Forscher unterhalb der ausspringenden Reeling an, hinter welcher die Thraniten sitzen. Die oberhalb der unteren Längsplanke sichtbaren, runden erhabenen Knöpfe deutet er wie Eins als die Ruderpforten der Thalamiten. Während also nach diesem die Thraniten allein höher und die Zygiten und Thalamiten im Schiff nebeneinander sitzen, befanden sich nach Haack Thraniten und Zygiten in annähernd gleicher Höhe und die Thalamiten allein beträchtlich tiefer. Gegen Haacks Rekonstruktion erhebt sich die Schwierigkeit, dafs weder die Zygiten- noch die Thalamitenruder auf dem Relief die horizontalen Gürtelhölzer überschneiden. Diesem Einwand begegnet der Verf. durch den Hinweis darauf, dafs er eine Photographie des Denkmals mittelst Projektionsapparates stark vergröfsert und so allerdings Spuren der Überschneidungen, die durch Beschädigung des Denkmales abgerieben seien, entdeckt habe. Ich habe über diesen Punkt mein Urteil zurückgehalten, bis ich durch die Freundlichkeit Dr. A. Wilhelms in den Besitz eines guten Papierabklatsches des Reliefs gelangt bin. Dieser hat vor den Gypsabgüssen den bekannten Vorzug, auch eine Ansicht des Negativs des Reliefs zu gestatten. Angesichts der Thatsache nun, dafs die beide Längsbalken wirklich überschneidenden

thranitischen Ruder sehr hoch über die Reliefffläche herausgearbeitet sind, und dafs von solchen Überschneidungen durch die zygitischen und thalamitischen Ruder auch nicht eine Spur auf dem Negativ und Positiv zu entdecken ist, mufs ich die Meinung aussprechen, dafs, was Haack mittelst des Projektionsapparates als Reste von solchen zu erkennen meinte, unscheinbare, durch die starke Vergröfserung übertriebene Unebenheiten des Marmors sind. Es scheint mir also auch dieser Rekonstruktionsversuch nicht vereinbar mit der Darstellung des Reliefs. Das Studium dieses Aufsatzes ist übrigens ebenso wie die Schrift von Eins allen, die sich für die Rudereinrichtung der antiken Schiffe interessieren, als sehr förderlich zu empfehlen.

Unter solchen Umständen gewinnt es den Anschein, dafs die wenigen uns erhaltenen bildlichen Darstellungen und Nachrichten nicht ausreichend sind, um dermalen mit Zugrundelegung gewisser notwendiger technischner Voraussetzungen eine unzweifelhafte und einwandfreie Lösung des Problems der Rudereinrichtung der Trieren zu gestatten. Um so mehr richtet sich die Hoffnung auf die Auffindung neuer Denkmäler. Das mir nach einer Zeichnung des verstorbenen Buresch bekannte Dierenrelief von Ulubad lehrt nichts, was nicht bereits an dem Relief in Palazzo Spada zu lernen gewesen wäre. Aus dem Werke von Cavvadias über Epidauros entnehme ich aber, dafs dort die Basis einer Nike in der Form eines Schiffsvorderteiles gefunden worden ist, die aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. stammt (Fouilles d'Epidaure p. 38 Nr. 18 und p. 118. Vgl. *Γλυπτὰ τοῦ Ἐθνικοῦ Μουσείου* 1892, Nr. 162). Eine Abbildung dieses Denkmales liegt bisher nicht vor; sie wäre, falls sich daraus irgendein Punkt aufhellen läfst, im höchsten Grade erwünscht.

Graz. **Adolf Bauer.**

---

107) **A. Waldeck, Lateinische Schulgrammatik** nebst einem Anhang über Stilistik für alle Lehranstalten. Zweite Auflage. Halle a. S. Buchhandlung des Waisenhauses. 1897. gr. 8. IX u. 197 S. *M* 1.50.

Die vorliegende zweite Auflage erscheint dem Ref. sowohl bezüglich der ganzen Anlage im allgemeinen als insbesondere der Darstellung im einzelnen noch empfehlenswerter als die erste, welche wohl jeder Fachlehrer der lateinischen Sprache gern in die Hand nimmt. Da sich Verf. über Zweck und Ziel seiner trefflichen Arbeit im Vorwort zur zweiten

Auflage ziemlich ausführlich ausspricht, brauchen wir an dieser Stelle nur darauf zu verweisen. Wir unterschreiben jedes Wort der von Waldeck darin aufgestellten pädagogischen Grundsätze und können es nur billigen, dafs in der neuen Bearbeitung der ersten Auflage einige Erweiterungen hinzugefügt sind. Diese betreffen abgesehen von der Einleitung über Alphabet, Quantität, Silbentrennung, Redeteile und Abkürzungen namentlich einige bei der 3. Deklination neu hinzugekommene Paradigmen und Zusätze über verschiedene Abweichungen, die griechische 1. Deklination, das Geschlecht der Städtenamen auf *us*, die Defektiva und Indeklinabilia und die Lehre von den Präpositionen. In der Syntax sind nur die Abschnitte über die Form abhängiger irrealer Bedingungsperioden, die Consecutio temporum und die Lehre von den Partizipien in dankenswertester Weise erweitert. Dafs Verf. ferner die 3. Konjugation der alten Zählung gemäfs als die konsonantische bezeichnet, ferner die Frage- in die Urteils- und Begehrungssätze §§ 109—119 eingefügt, die Regel über *quin* § 136, 3 präziser gefafst, bei der Lehre von den Bedingungssätzen § 145, 3 anstatt der etwas allgemein gehaltenen, aber vielfach üblichen Bezeichnung „rein logisches Urteil" die höchst zweckmäfsige „reale Bedingung" gewählt hat, dürfte allgemein gebilligt werden. Im einzelnen haben wir gar nichts auszusetzen.

Der beigegebene treffliche Anhang, der das Verzeichnis der wichtigsten unregelmäfsigen Verbalstämme, die Hauptpunkte der Verslehre, das Notwendigste über den römischen Kalender und das Register enthält, erhöht die Brauchbarkeit der Arbeit wesentlich.

Pinne (Posen). **K. Löschhorn.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 26. Juni. Nr. 13, Jahrgang 1897.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

108) **William G. Rutherford. Scholia Aristophanica** being such comments adscript to the text of Aristophanes as have been preserved in the codex Ravennas. Arranged, emended and translated. In three volumes. London, Macmillan and Co., 1896. vol. I. XXXIII n. 591 S. 8. vol. II. 629 S. 8. geb. 50 Sh.

Von diesem Werke sind zunächst die zwei ersten Bände erschienen, Einleitung und Text der Scholien umfassend, woran sich noch ein Index Graecitatis, ein Greek Subject-Index, ein English Subject-Index und ein Verzeichnis von Schriftstellern und Schriften, die in den Scholien citiert sind, anschliefsen.

Die Scholien sind so gedruckt, dafs zuerst auf jeder Seite der eigentliche Text steht, so wie ihn Rutherford konstruiert und anordnet. Darunter ist die Abschrift (Transcript) derselben Scholien aus dem cod. Ravennas mit allen ihren Fehlern auch bezüglich der Accente und mit Angabe der Interpunktion, der mit Kompendien geschriebenen Worte und Silben, der ausgestrichenen und verbesserten oder unleserlich gewordenen Partieen, auch der Stelle, wo das betreffende Scholion steht, ob auf dem unteren oder oberen, äufseren oder inneren Rande oder zwischen den Zeilen. Endlich den untersten Teil jeder Seite nimmt die englische Übersetzung ein. An der Seite neben dem Texte ist angegeben, von wem etwaige Verbesserungen herrühren.

Die Gestalt, in der uns hier die Scholien vorgeführt werden, ist sehr verschieden von der gewöhnlichen, wie wir sie z. B. hei Dühner finden. Nicht nur ist die Reihenfolge der einzelnen Sätze sehr oft eine völlig veränderte, sondern es sind anch die Noten vielfach voneinander getrennt und unter hesondere Lemmata gestellt und die Verbindnngspartikeln in solchen Fällen ohne weiteres weggelassen. Ein Übelstand ist dahei, dafs nicht im Text durch irgendein Zeichen angedeutet wird, wo man in dem Transcript die hetreffende Note findet, wenn man sich üher die Lesart des cod. R. vergewissern will. Nicht selten mufs man erst eine halbe Seite oder mehr durchlesen, oder auch noch das Blatt umschlagen, nm sie zu finden. Und doch wäre, da man die Scholien nicht im Zusammenhange liest, sondern nur nachschlägt, eine wenn anch kleine Zeitersparnis viel wert. Man denke nur, was daraus werden soll, wenn nach des Verfassers Wunsch auch die übrigen Hanpthandschriften, in denen Scholien überliefert sind, in ähnlicher Weise bearheitet würden und man dann in jedem dieser Werke erst an mehreren Stellen suchen sollte, um den Wortlaut einer einzelnen Note festzustellen. Hier will ich gleich noch eine Äufserlichkeit zur Sprache hringen, die nicht zur Verschönerung des Buches heiträgt, das ist die Wortahteilnng in dem Transcript. Es wäre doch eine geringe Mühe gewesen, solche Häfslichkeiten zu vermeiden, dafs z. B. auf der einen Zeile *χ* und auf der folgenden *ϱὶ* steht, oder *ν—ύκτας*, *κ—αὶ*, *εἶνα—ι*, ja sogar am Ende der Seite *Ζε* nnd anf der folgenden *ῦ*! Es sieht fast aus, als wäre diese schöne Erfindung ahsichtlich so oft wie möglich angewendet, ohwohl sie doch für den Benutzer recht unhequem und vor allen Dingen höchst unnütz ist.

Die Texteskonstitution ist mit Geschick vorgenommen. Um aher ein endgültiges Urteil darüher abgehen zu können, mufs man auf das Erscheinen des dritten Bandes warten, der wohl die Erläuterung für manche Änderung hringen wird. Einiges kann man aus der umfangreichen Einleitung ersehen, in welcher der Herausgeher einige Grundsätze angiebt, die ihn bei der Feststellung und Anordnung des Scholientextes geleitet hahen, und auf diese mufs mit einigen Worten eingegangen werden. So ist es mir z. B. sehr zweifelhaft, oh man wirklich die Accentnation, die Orthographie und die Stelle, wo ein Scholion im Codex steht, als zuverlässiges Hilfsmittel, oder gar als einziges verwenden kann, um sein Alter zu bestimmen. Und wenn dazu noch gefügt wird die Art der Trennung der cinzelnen Erklärungen voneinander durch besondere Zeichen, so steht

dem doch der Umstand im Wege, dafs nach des Verfassers eigener Angabe (p. XXVII) die Scholien des cod. R. von zwei verschiedenen Händen in sehr verschiedener Weise geschriebeu sind, und zwar so, dafs der Schreiber der Gruppe Plutus—Frieden sehr genau darin ist, jede Bemerkung von der anderen zu trennen und zu bezeichnen, wozu ein Scholion gehört, während der der zweiten Gruppe iu dieser Beziehung weniger streng ist.

Ein übertriebener Wert wird auch auf gewisse Formen und Accente, z. B. *πρᾶγμα* oder *πράγμα*, *Δημήτρᾳ* oder *Δήμητρι* u. s. w. gelegt. Dergleichen kann doch höchstens zeigen, dafs die Scholien der Handschrift einmal in einer Zeit abgeschrieben sind, in der dies die richtigen Formen waren. Denn man findet auch im Text des Aristophanes ganz ähnliche Sachen. So kommt der Namen der Demeter in den Rittern nur im Accusativ vor, der cod. M. hat nun nach Velsen aufser 1021 überall dafür die Form *δήμητραν*, aber nicht nur dieser, sondern 461 auch der cod. Parisinus A. Die Ansicht des Herausgebers hätte doch nur dann Anspruch auf Zustimmung, wenn die Scholien im cod. R. von ihreu Verfassern selbst eingetragen oder von den Abschreibern mit philologischer Akribie abgeschrieben wären. So aber hat der Kompilator (oder die K.) vielleicht von seinem Eigenen hinzugethan, das Vorgefundene verwässert und dabei weder die vorhandene Orthographie noch Ähnliches respektiert, die Abschreiber aber werden je nach ihren Kenutnissen mechanisch abgeschrieben, oder wo ihnen etwas auffiel geändert hahen, ohne dabei allzu peinlich zu sein. Doch hier geraten wir schon auf ein Gebiet, über das man mit dem Verf. erst rechten kann, wenn der dritte Band erschienen ist.

Aber e i n e n Punkt müssen wir noch heransheben: der Herausgeber taxiert nämlich den Wert der Scholien so niedrig, dafs er sich (p. XXII) zu dem Ausspruch versteigt: wir würdeu uns vielleicht ein richtigeres Bild von den litterarischen und sozialen Verhältnissen, unter denen die Komödien geschrieben sind, machen, wenn die Scholien vollständig fehlten. Freilich würden gar manche Anspielungen unerklärt bleiben, aber wir wären ja auch nicht sicher, dafs die Erklärungen einen thatsächlicheu Hintergrund hätten. Das heifst denn doch die ganze Sache auf den Kopf stellen. Die Scholieu bieten uns eine Fülle von Belehrungen nicht nur für den betreffendeu Schriftsteller, deren Fehlen wir schmerzlich vermissen würden. Gewifs ist eiu beträchtlicher Teil davon kindisch und unnütz, gewifs sind manche Erdichtungen darunter, aber diese sind nicht allzu

schwer zu erkennen und von verschiedenen Bearbeitern der Komödien als solche bezeichnet. Und mag auch ein Teil davon noch nicht erkannt sein, sind wir denn sicher, dafs wir das Richtige treffen, wenn wir ohne die Hilfe der Scholien, um des Verf. eigene Worte zu gebrauchen „were compelled to draw from the dramas themselves our ideas of the time and the state of society?" Ich glaube, der Verf. hat sich durch die jahrelange Beschäftigung mit diesen zusammengewürfelten Brocken alter Gelehrsamkeit und durch das Vertiefen in die damit zusammenhängenden Probleme einen Anfall jener (sit venia dicto) philologischen Kinderkrankheit zugezogen, die wohl mancher von uns durchgemacht hat, nämlich dafs man an der Richtigkeit alles Überlieferten zweifelt. An anderen Stellen urteilt der Verf. etwas gerechter, aber im ganzen haben die Scholien für ihn hauptsächlich dadurch Wert, dafs man durch ihr genaues Studium am besten erkennt, welcher Behandlung und welchen Fährlichkeiten im Lauf der Jahrhunderte der Text eines Klassikers durch die handschriftliche Überlieferung ausgesetzt war. Darüber wie über einige andere Punkte von minderer Wichtigkeit könnte man mit dem Verf. streiten, doch wollen wir darauf so wenig wie auf Einzelheiten in der Textkonstitution eingehen, sondern uns mit dem Gesagten begnügen und nur noch ausdrücklich bemerken, dafs wir trotz der erhobenen Einwendungen das Buch für ein gutes und verdienstliches ansehen. Die äufsere Ausstattung ist, wie man von dem Verleger erwarten konnte, vortrefflich, nur sind die neuen griechischen Drucktypen, die in diesem Werke zum erstenmale zur Anwendung gekommen sind, nicht ganz nach meinem Geschmack.

Weimar. **O. Kaehler.**

109) **The Book of Judges in Greek** according to the text of Codex Alexandrinus. Edited for the Syndics of the University Press by **A. E. Brooke** M. A. and **N. McLean** M. A. Cambridge at the University Press, 1897. London, J. C. Clay & Sons. VII u. 45 S. 8.

Dieses hübsche Bändchen ist eine bequeme Ergänzung zu Swetes Separatausgabe und soll wie diese zur Vorbereitung der grofsen Ausgabe dienen, mit welcher die auf dem Titel genannten Herren von der Cambridger Universitätspresse betraut sind. Da das Richterbuch im Codex Vaticanus und Alexandrinus in zwei ganz verschiedenen Übersetzungen vorliegt, ist es zu unbequem, unter dem Text der einen die Varianten der andern suchen zu müssen, und so hat zuerst und zuletzt Lagarde 1891

in seinen Septnaginta-Studien für Kapitel 1—5 heide Texte neheneinander gestellt. So soll es auch in der grofsen Ausgabe geschehen. Um die Kollationen für dieselbe zu erleichtern, wird hier der Text von A für sich vorgelegt. The text of the Ms. has heen closely followed and every variant has been recorded in the footnotes, sagen die Herausgeber, welche die Druckbogen mit Thomsons Photographie von 1881 verglichen. Aufserdem hat F. G. Kenyon vom Britischen Museum die Korrekturen am Original selbst nntersucht. Danach sollte man erwarten, über deu Text von A jetzt völlig sicber unterrichtet zu sein. Leider tänscht aber die Ausgahe, wie in dieser Hinsicht, so in andern Einzelheiten, unsere Erwartnngen. Den Aorist von *αιρω* schreihen die Herausgeher mindestens elfmal mit Jota suhscriptum 1, 20. 21 etc., ehenso *κᾳμοι* 14, 16; nehen *πρός με* findet sich *πρὸς μὲ* (4, 18; 11, 7. 12; 13, 6. 10), nehen *πρὸς σὲ* auch *πρός σε* 6, 18; *στρατειᾷ σοῦ* 8, 6; *εἶπεν μοι* 13, 7; *ἐπολέμουσαν* 11, 5. *Μανωέ* 13, 2 neben sonstigem *Μανῶε*, *μήποτε* neben *μή ποτε*, *ὁ Κύριος* (2, 10; 11, 27. 30) gegen die sonstige Regel. Referent kann sich dies teilweise nur daraus erklären, dafs ein Exemplar irgend einer früheren Ausgabe in die Druckerei gegeben und der Druck nicht pünktlich genng revidiert wnrde. Aher auch die Vergleichung von A ist nicbt fehlerlos. Der Unterzeichnete hat 1887 Tischendorfs Kollation nach der genannten Photographie kontrolliert, Swete hat die Pbotograpbie im gleichen Jahre für seine Ausgabe benutzt, ehenso Lagarde 1—5; man sollte nun meinen, dafs die bei Tiscbendorf, Swete nnd Lagarde ricbtig aus A verzeichneten Lesarten sicb in diesem Abdruck finden würden; das ist aher nicbt der Fall. Siehe 6, 5 *διαφθιρειν*, 9, 24 *ανδρασιχιμων*, 31 *Αβελ*, 35 *Σ̇αβετ*, also A* *Σαβετ*, A^1 (oder A^a) *Αβετ*; falsch ist aus Swete zn 21, 17 wiederholt, dafs A *διασεσωμενη* hahe; die Handschrift hat ganz dentlich —*σωσμ*—. Zu 2, 1 feblt, dafs in *ωμοσεν* das *ν* durch Stricb getilgt ist. Beim Deboralied, das sticbisch gedruckt ist, wurde auf die Paragraphen nnd die Interpunktion der Handschrift nicht die geringste Rücksicht genommen. In der Handschrift fängt z. B. *Ρουβην* V. 15, *ειπεν* V. 23 einen neuen Stichus an, *Γαλααδ* V. 17 ist mit *καρδιας* in V. 16 verhunden u. s. w. Da es sich bei der Ausgabe nicht nm eine Herstellung des nrsprünglichen Textes, sondern um Wiedergabe der Handschrift handelte, hätte dies wenigstens in den Anmerkungen berücksichtigt werden sollen. In der Vorrede vermifst man auch einen Hinweis auf die Einleitung von Moores Kommentar. Vielleicht ist es gut, dafs

die Herausgeber, ehe sie an ihrer grofsen Ausgabe fortfahren, an diesem kleinen Beispiel lernen, auf wievielerlei bei einer solchen Arbeit zu achten ist. In der Vorrede ist gesagt, dafs Kenyon für die gröfsere Ausgabe die Korrekturen späterer Hände durch das ganze A. T. am Original kontrollieren wolle, wie er es für dies Buch hier gethan hat. Die zu 9, 35; 21, 17 angeführten Beispiele zeigen, dafs die vom Unterzeichneten schon mehrfach verlangte Neukollation der ganzen Handschrift noch nötiger ist. Thomsons Photographie von 1881 genügt für die meisten Stellen. 16, 17. wo die Herausgeber ανηγγειλεν in den Text aufnehmen und es für unsicher erklären, ob die Handschrift αν- oder απ- habe, scheint mir das π ganz klar.

Ulm. **Eb. Nestle.**

110) **Sellin, Das Sabinische Landgut des Horaz.** Eine Reisestudie. Programm des Grofsherzoglichen Gymnasium Fridericianum zu Schwerin i. M. 1896.

Die Untersuchung nach der Lage des Landgutes, das Horaz im Jahre 33 v. Chr. von seinem Freunde Mäcen zum Geschenk erhielt, hat schon oft die Horazforscher beschäftigt. Und wir finden dies auch natürlich, da es ja für alle Freunde des Dichters von hohem Interesse ist, den Ort genau bestimmen zu können, wo der Dichter so oft und so gern weilte und wo er seine schönsten Lieder dichtete. Über einige hierauf bezügliche Punkte herrscht jetzt volle Übereinstimmung, besonders darüber, dafs das Landgut an den Abhängen des Sabinergebirges auf der rechten Seite des Baches Digentia (jetzt Licenza), welcher 18 km oberhalb Tiburs (jetzt Tivoli) etwas hinter Varia (jetzt Vicovaro) von Norden in den Anio (jetzt Aniene) fliefst, gelegen haben mufs; ebenso kann als sicher angenommen werden, dafs zwischen dem Dorfe Rocca Giovine, welches 4 km, und dem nördlich davon gelegenen Dorfe Licenza, welches 6 km von dem Ausgange des Thales entfernt liegt, der Platz, wo einst das Haus stand, zu suchen ist. Auf dem kleinen Raume von 2 km sind es besonders zwei Punkte, die von den Forschern für die Lage des Gutes als geeignet angenommen worden sind, ein südlicher auf dem Plateau Capo le Volte ungefähr 130 m nordwestlich über Rocca Giovine und ein nördlicher an dem Bergabhange dem Dorfe Licenza gegenüber hinter den Vigne di San Pietro.

Der Verfasser vorliegenden Programms, der an den archäologischen Kursen für deutsche Gymnasiallehrer, welche im Herbste 1895 in Italien gehalten wurden, teilgenommen und während seines römischen Aufenthaltes zweimal eine Wanderung nach dem Sabinum des Dichters unternommen hatte, schildert uns den südlich gelegenen Platz auf folgende Weise: Zweifellos hat hier irgendeinmal in früherer Zeit ein Haus gestanden. Der Platz erscheint für einen Hausbau künstlich planiert, und in der Erde finden sich antike Ziegelreste; der Führer erklärt uns, dafs nach der Ansicht der Gelehrten hier das Haus des Horaz gestanden habe und dafs der benachbarte colle del poetello nach dem Dichter noch heute seinen Namen trage. Die Vegetation ist hier ziemlich dürftig; ringsherum ist viel Gestrüpp, und wir sehen nur wenige Waldbäume, wie Eichen, Steineichen und Buchen, Fruchtbäume aber gar nicht, aufser einigen verkümmerten Feigen; im Gebüsch weiden viele Ziegen und einige wenige Kühe, die den Bewohnern von Rocca Giovine gehören; von einer Quelle ist ringsum nichts zu hören und zu sehen. Der Eindruck, den der Platz auf den Beschauer macht, ist ein düsterer. Von hier führt ein steiniger Pfad in nordöstlicher Richtung hinab zu einer uralten, jetzt nicht mehr zum Gottesdienst benutzten halbverfallenen Kapelle der Santa Maria della Case, hinter welcher ein von Kraut und Gestrüpp fast ganz bedeckter Weg zwischen schönen alten Eichen anfangs schnurgerade, dann sich in steilen Windungen senkend, zu einer Quelle führt, die unter Strauchwerk an einem Hügelabhang nicht hervorsprudelt, sondern schwach hervorsickert, sodafs das durch ihr abfliefsendes Wasser gebildete Rinnsal mehr einem Bache gleicht. Wir erfahren, dafs diese kümmerliche Quelle den Namen Fonte degli Oratini trage, in welchem Namen nach der Meinung der Einwohner von Rocca Giovine unschwer der Name des Dichters wiederzuerkennen sei.

Die Ansicht, dafs hier das Landgut des Horaz gestanden habe, stellten zuerst Noël des Vergers, Études biographiques sur Horace, vor dem Texte der Didotschen Horazausgabe (Paris 1855), und Pietro Rosa im Bull. dell' inst. arch. 1857, S. 105 auf, die später auch in Meyers Reisebüchern, sowie im neuesten Baedeker aufgenommen ist. Von den Gründen, die dagegen sprechen, möchten wir hier nur den hervorheben, dafs die Namen colle del poetello und fonte degli Oratini absolut nichts mit dem Dichter Horaz zu thun haben, da die Quelle mit ihrer Umgebung im Kataster nach dem Namen eines früheren dortigen Grundbesitzers di Ratini hiefs

und dafs auch der Name colle del poetello, welchem die Anhänger dieser Ansicht ein grofses Gewicht beilegen, aus Pogetello oder auch Pogiatello abgekürzt ist und dafs im Kataster Pogettello steht. Wir haben es hier mit einer Täuschung zu thun, die sich die Bewohner von Rocca Giovine gern zunutze machen. Beide Namen, sagt Fritsch in den Neuen. Jahrb. 1895, S. 74, sind moderne Erzeugnisse. Wie hätte sich auch durch so viele Jahrhunderte voll Veränderung und Zerstörung, unter Bauern und Hirten, der Name oder gar die Gestalt des Dichters im Andenken erhalten können, wo doch das Städtchen Varia und das Dorf Mandela, der Bach Digentia und der den schönsten Teil des ganzen Thals beherrschende Berg Lucretilis ihre Namen verloren?

Über den nördlichen Punkt bemerkt Sellin folgendes: Je weiter wir nun in nordwestlicher Richtung den Abhang hinabsteigen, desto saftiger wird das Grün auf dem Boden und desto duftiger werden die Blumen und Kräuter. Da zeigt sich uns eine neue Quelle, welche mit grofser Wasserfülle kristallhell aus einem Felsen hervorbricht und mit munterem Rauschen und als ansehnlicher Bach, der uns als Licenza bezeichnet wird, unseren Abstieg begleitet, endlich, etwa 200 Schritte abwärts, einen kräftigen ungefähr 2 m hohen Fall bildet, um sich dann vorläufig unseren Augen zu entziehen. Wir haben einen prächtigen Kastanienwald erreicht, an dessen Saum sich unser Führer aus Rocca Giovine verabschiedet, um uns einem jungen Manne aus Licenza zu übergeben, der hier ortskundiger sei als er. Nach wenigen Schritten gelangen wir mit ihm auf einen flachen ganz kultivierten Hügel, und nun erklärt uns unser Führer, hier sei erst in Wahrheit die Stätte, wo das Wohnhaus des Dichters gestanden habe. Man sieht zunächst nichts von einem Hause; aber nachdem der Führer nach allen Seiten sich vorsichtig umgeschaut, beginnt er mit seinem Stock die Erde aufzuwühlen, und, siehe da, es zeigt sich unseren Blicken ein vortrefflich erhaltener Mosaikboden, in reizendem Muster aus schwarzen und weifsen Marmorsteinchen zusammengesetzt; wir erfahren, dafs zwei ansehnliche Zimmer mit solchen Mosaiken in verschiedenem Muster aufgegraben gewesen, aber, um sie vor Zerstörung zu bewahren, bis gröfsere Aufgrabungen vorgenommen werden könnten, auf Anordnung der Behörden wieder zugedeckt seien; jeder sei mit Strafe bedroht, der die Erde entferne. Nur kurze Zeit durften wir uns des Anblicks erfreuen; dann scharrte der junge Mann in grofser Hast mit dem Fufse die Erde wieder auf die Stelle und trat sie fest. Die Gegend ist hier voll land-

schaftlicher Reize; ringsum Wein, Oliven, Feigen, Maisfelder, zu beiden Seiten üppige Kastanien. Wir befinden uns hinter den Vigne di San Pietro, deren gegenwärtiger Besitzer in Licenza wohnt. Nunmehr steigen wir auf dem guten Landwege in das Licenzathal hinab und folgen der Landstrafse nordwärts bis zu dem Wege, der zu dem hochgelegenen Dorfe Licenza hinaufführt. Etwas oberhalb desselben sehen wir unseren fröhlichen Quellbach wieder, der mit reichem Wasser ein an der Strafse gelegenes Mühlwerk treibt, um sich unmittelbar darauf mit der Licenza im Thal, deren Namen er selbst von seiner Quelle an trägt, zu vereinigen.

Diesen Platz haben die meisten Spezialforscher für den erklärt, wo das Landgut gestanden hat, so im vorigen Jahrhundert de Sanctis, Dissertazione sopra la villa d'Orazio (Rom 1761) und Capmartin de Chanpy, Découverte de la maison de campagne d'Horace (Rom 1767—1769), in diesem Jahrhundert Tito Berti, La villa di Orazio (Rom 1886), Achille Mazzoleni, La villa di Orazio (Rom 1890), N. Fritsch, Das Horazische Landgut, seine Lage und Beschaffenheit in den Jahrbüchern für klassische Philologie, herausgegeben von Fleckeisen 1895, S. 57—78 und ebenso auch Sellin in dem vorliegenden Programme. Und wenn man die Stellen, an welchen Horaz von seinem Landgute berichtet, mit der von Sellin gegebenen Schilderung vergleicht, so kann es keinem Zweifel unterliegen, dafs hier wahrscheinlich die Lage des Landgutes zu suchen ist. Vergegenwärtigen wir uns, was Horaz gelegentlich von der Lage und Beschaffenheit desselben sagt, indem wir auch hier Sellin folgen: Horaz wohnt auf einem Terrain, auf welchem ein schönes Klima herrscht (Epist. I 16 v. 5—14), da die aneinandergereihten Berge durch ein schattiges Thal unterbrochen werden, jedoch so, dafs er morgens die Sonne auf der rechten, abends auf der linken Seite hat. Ein Garten, in welchem sich (Carm. I 38 v. 7) eine Weinlaube befindet, ist am Hause und beim Hause (Sat. II 6, 2) eine Quelle, welche so wasserreich ist, dafs sie wohl geeignet ist, dem Hauptbach, welcher (Epist. I 18, 104) Digentia heifst, den Namen zu geben. Dieses Wasser ist besonders kühl und klar und heilbringend für Leiden des Kopfes und des Magens (Sat. II 6). Nach oben hin, d. h. in der Richtung nach den höheren Bergen, stöfst daran ein nicht bedeutender Wald (Sat. II 6, 3); dazu kommt eine nicht übermäfsig grofse Fläche Ackerlandes (Sat. II 6, 1) und in der Nähe des Hauptbaches, also nach der Thalsohle hin oder in derselben, Wiesenflächen,

welche durch Dämme vor den austretenden Fluten des Baches geschützt werden müssen (Epist. I 14, 29). Über dem Gute ragt der anmutige Berg Lucretilis empor, welcher des Dichters Ziegenherden ebenso vor der Glut des Hochsommers, wie vor den kalten Regenwinden schützt. Von dem Wiederhall der sanften Hirtenflöte ertönen die glatten Felsen der hingelagerten Ustica (Carm. I 17). Auf dem Gute wachsen Früchte in reicher Fülle (Carm. I 17, 15), Oliven, Wein und Feigen (Carm. I 20, 1; I 31, 15); der Garten liefert ihm Endivien und Malven, Korn und Heu die Äcker und Wiesen. Aufserdem wachsen dort Eichen und Ilex, deren Früchte er als Futter für sein Vieh verwendet und an deren Schatten er sich selber erfreut. Unter ihren Kronen wuchert üppiges Buschwerk von Dornen, Schlehen und Kornelkirschen und eine reiche Flora duftender Blumen bedeckt den Boden. Der Dichter bewirtschaftet sein Gut mit Hilfe eines Verwalters (Epist. I 14), der die Arbeiten der acht Haussklaven (Sat. II 2, 7 u. 118) leitet und auch selbst tüchtig mitangreifen mufs (Epist. I 14). In der Nähe sind noch fünf ländliche Hausstände (Epist. I 14).

Wenn Sellin auch keine neue Forschungen uns hier vorlegt, so können wir doch die Arbeit denen, die sich für diese Frage interessieren, aufs beste empfehlen, da sie alles, was hierfür nötig ist, enthält und uns ein deutliches Bild entwirft, welches dadurch noch übersichtlicher wird, dafs eine Karte von dem Licenzathale und dem Sabinum des Horaz hinzugefügt ist. Interessant sind auch die Abbildungen der Mosaikfufsböden, die aus dem Hause des Horaz noch erhalten sind.

Bremen. **C. Wagener.**

---

111) **The Elder Pliny's Chapters on the History of Art** translated by **K. Jex-Blake** with commentary and historical introduction by **E. Sellers** and additional notes contributed by **Dr. H. L. Urlichs.** London, Macmillan & Co., 1896. C und 252 S. gr. 8 m. 1 Lichtdruck. geb. 14 sh.

Seitdem L. Urlichs' Chrestomathia Pliniana das Pliniusstudium neu angeregt hatte, war Plinius oft citiert, oft gebraucht oder auch mifsbraucht, nicht selten auf seine Quellen geprüft worden; aber weder eine zweite Auflage der Chrestomathie noch ein dieselbe ersetzendes Werk erschien. Und doch ist das Bedürfnis von mehreren Gesichtspunkten aus unzweifelhaft. Um mit der Basis des Textes zu beginnen, ist die Ausgabe Det-

lefsens an sich vortrefflich, aber sowie man den Text sachlich erwägt (z. B. gleich 34, 52, wo die zwei letzten Künstlernamen nur in den „geringeren" Handschriften stehen), mufs die Autorität der Bamberger Handschrift ins Wanken kommen. Jedenfalls liegt die Handschriftenfrage nicht einfach. Mufs man auch Plinius so manchen sachlichen Irrtum zutrauen, so ist die Emendation, wie ich gelegentlich wieder einmal zu zeigen hoffe, noch nicht abgeschlossen. Die sprachliche Erklärung erfordert, wenn sie den Schriftsteller nicht blofs als Material, sondern als selbständigen Denker würdigen soll, eine genauere Kenntnis des „silbernen" Lateins, von welchem Plinius' Stil eine individuelle Spielart darstellt; Urlichs' Ausgabe enthält neben manchem Anfechtbaren viele feine Bemerkungen, die hoffentlich einmal zu einem fortlaufenden sprachlichen Kommentar und damit zu einem gründlichen Verständnis des Plinius führen. In litterarhistorischer Beziehung ist die Erkenntnis der Quellen einigermafsen vorgeschritten, wenn auch gewifs das Hauptergebnis darin liegt, dafs wir den Kern der kunsthistorischen Bücher als Überlieferung alexandrinischer Zeit betrachten, zu welcher dann römische Periegese Nachträge von wesentlich geringerem Wert geliefert hat, vor allem aber, dafs urkundliche Überlieferung und der Kunstkritiker Kombinationen geschieden werden müssen. Was endlich die archäologische Seite anbelangt, so ist seit der Auffindung des Laokoon der gröfste Teil der Benennungen und Autornamen aus Plinius geflossen; eine Zusammenstellung dieser Vermutungen, deren Lebensdauer sehr verschieden ist, würde den wichtigsten, lehrreichsten Beitrag zu einer Geschichte der Archäologie geben, freilich müfste sie eine kritische sein und strenge zwischen dem Sicheren, dem Wahrscheinlichen und dem Möglichen scheiden.

Dieses Programm ergäbe einen weitaus umfänglicheren Kommentar, als ihn Urlichs geschrieben hat. Miss Sellers weist in der Vorrede (S. VIII) prinzipiell einen citatenreichen Kommentar ab. Der verhältnismäfsig geringe Umfang des ihrigen ist darin begründet, dafs die oben ausgeführten Gesichtspunkte nur zum Teil näher berücksichtigt worden sind.

Der Text beruht auf der Ansicht, dafs die Superiorität des Bambergensis (von dem ein Faksimile den Titel ziert) unbestreitbar sei, an den die Herausgeberin daher näher als Detlefsen sich anschliefst. Der Apparat beschränkt sich auf wichtige Varianten und Konjekturen; die Auswahl ist in der Hauptsache glücklich, aber etwas spärlich. Als Probe einige Monita! Zu XXXIV, 19 wird nach eigener Konjektur *aut* statt

sicut geschrieben, doch erhält dadurch die Stelle so wenig definitive Hilfe als durch die Anmerkung; einerseits betont nämlich Plinius, dafs er nur von Triumphatoren (resp. Triumphatorenbildern) rede, anderseits wissen wir über einen Sechserzug (seiuges) derselben überhaupt nichts, wohl aber dafs Augustus sich mit einer Biga oder Quadriga von Elefanten darstellen liefs (vgl. Gardthausen, Augustus II, S. 257). XXXIV, 55 hat nicht Benndorf *telo* emendiert, sondern diese Möglichkeit verworfen; vgl. des Unterz. Parerga S. 24f. und 3. Jahresber. S. 24; die Interpunktion Romae, hagetera p. 56 hat erst Detlefsen eingeführt; daselbst ist nicht erwähnt die richtige Bamberger Lesart *„paene ad exemplum"*. XXXIV, 59 fehlt die Lesung von L. Urlichs.

Die Übersetzung, die aus praktischen Gründen beigefügt ist, da ja allerdings den meisten die Lektüre Schwierigkeiten bereitet, liest sich glatt; Fehler sind uns nicht aufgestofsen, höchstens einige ungenauen Ausdrücke, wie XXXVI, 184 *asaroton oecon*, „or Unswept House" (οἶκος bedeutet „Saal"). Mit den Erklärungen der Herausgeberin stimmt die Übersetzerin nicht immer überein, z. B. XXXIV, 7 bezüglich *„nam"*, das uns so oft zur Umschreibung oder Annahme einer Ellipse veranlafst, bis wir erkennen, dafs es im nachklassischen Sprachgebrauch eine schlechthin anreihende Partikel ist, oder XXXVI, 28 *in operibus Pacis suae*, „in the galleries of his temple of Peace", genauer „in dem Bautenkomplex seines Paxtempels".

Die philologische Erklärung beruht zum besten Teil auf dem Kommentar von L. Urlichs, dessen sprachliche Noten leider nicht alle aufgenommen sind, und auf Beiträgen von dessen Sohn. Nachträge zu geben, wären wir nicht in Verlegenheit, beschränken uns aber auf einige Proben. Zu XXX, § 157 *magiriscia* wird gesagt: „from μάγειρος, a cook [The subject influenced perhaps by the Middle or New Comedy. H. L. U.]. Ich würde kürzer schreiben: „von dem Komödienworte μαγειρίσκος (Athen. 7, 292e)". XXXIV, 33: Über das Fingerrechnen dürfte etwas neuer und vollständiger als Harduinus' Note das Kapitel in meinen „Gebärden" S. 252ff. (besonders S. 254 Anm. 2) sein. Anderes, was mehr in die Kunstgeschichte einschlägt, sei einer anderen Gelegenheit vorbehalten; nur gegen einen Irrtum, der seit Jahren nachgeschrieben wird, möchte ich hier einmal Stellung nehmen, nachdem ich ihn schon stillschweigend gerügt habe. Das Hauptwerk des jüngeren Kephisodotos ist ein *symplegma* (36, 24), was man früher einfach als ringende Gruppe

auffaſste. Seit neuerer Zeit sollen wir aber dem Worte eine obscene Bedeutung unterlegen! H. L. Urlichs erklärt letzteres nur für wahrscheinlich, die Herausgeberin sieht es dagegen für sicher an. Thatsächlich liegt aber kein genügender Grund vor, *symplegma* nicht in der natürlichen Bedeutung aufzufassen. *Συμπλέκεσθαι* verwendet freilich Aelian (Hist. an. 8, 1; 9, 13 u. a.) von Tieren, der scherzende Aristophanes (Plato conviv. 191 ab) von seinen Halbmenschen; alles dies thut hier nichts zur Sache. Martial. 12, 43, 8 *(quo symplegmate quinque copulentur)* und Arnob. 7, 33 *(quorum symplegmatibus plurimis intermixtos se esse derisionis in materiam norunt)* bitte ich aufzuschlagen; hier sei nur gesagt, daſs Martial von den selbst nach seinen Begriffen unanständigen Gedichten des Sabellus spricht und beide nicht von Paaren, sondern von ganzen Ketten reden! Die Parallelstelle von § 35 „*Pana et olympum luctantes ... quod est alterum in terris symplegma nobile*“ spricht an sich ebenso für die alte wie für die neue Deutung, und zwar fällt das bildliche Seitenstück „Pan von Amor im Ringkampfe besiegt“ (vgl. Preller-Robert, Mythologie I, S. 744, 4) zugunsten der ersteren in die Wagschale. Zweideutigkeiten von pornographischen Schriftstellern, wie Martial und Arnobius sie meinen, müssen von dem einen Plinius ferngehalten werden.

Die litterarhistorische Einleitung, welche von den Quellen handelt, ist augenscheinlich mit besonderer Liebe verfaſst. Es wäre pedantisch, wenn ich ausführen wollte, wo ich ein „vielleicht“ oder ein „möglicherweise“ einschalten wollte. Nur zu p. L sei eine kleine sprachliche Bemerkung gefügt. *Propylon, -a* neben *Propylaeon, -a* ist freilich seltener (auſser bei Plinius und Dichtern auch Axiochos p. 371 b, CIL. I, 619 von Eleusis, Inschr. v. Pergamon Nr. 297), aber von Plinius gemäſs seinem Stile eben deswegen gewählt. Die heutigen „Pergamener“ bevorzugen es; auch unter den Personennamen tritt neben *Προπύλαιος Πρόπυλος* (Memnon bei Phot. bibl. p. 239, 15) auf.

Hinsichtlich der archäologischen Erklärung findet man, entsprechend der Vorrede, eine Selecta, zumeist der neuesten Litteratur. Nachträge sind also nur im eigenen Exemplar, nicht hier am Platze.

Endlich verdienen die Register (I. der Namen, II. der Aufbewahrungsorte) rühmende Erwähnung.

Alles in allem eine tüchtige Leistung, welche Respekt vor der archäologischen Frauenbewegung in den Ländern englischer Zunge erweckt.

Würzburg. **Sittl.**

112) **Codex Colbertinus Parisiensis.** Quatuor Evangelia ante Hieronymum latine translata post editionem Petri Sabatier cum ipso codice collatam denuo edidit **J. Belsheim.** Christianiae sumptibus librariae Alberti Cammermeyri. 139 S. 8.

Belsheim, der uns häufig als erster Herausgeber lateinischer Bibelversionen begegnet ist, bietet uns in der vorliegenden Schrift den Abdruck einer lateinischen Übersetzung der vier Evangelien, die vor fast 150 Jahren Sabatier aus dem Cod. Colbertinus veröffentlichte, und zwar giebt er sie, wie er bemerkt, nach Sabatiers Text auf Grund einer Neuvergleichung. Da die Editio princeps sehr rar geworden und nur für schweres Geld zu beschaffen ist, so kommt eine neue handliche und billige Ausgabe dieser vorhieronymianischen Version gewifs einem Bedürfnis entgegen. Indes da die Arbeit einmal von vorn angefangen wurde, so hätte sie doch weitergehende Ansprüche ins Auge fassen sollen. Belsheim giebt nämlich den ausgeschriebenen Text, ohne den Leser zu informieren, an welchen Stellen sein Vorgänger falsch gelesen oder falsch aufgelöst hat. Zwar berichtet der Herausgeber, er habe nicht gefunden, dafs Sabatier sich viel Fehler habe zuschulden kommen lassen, und giebt p. 4 der Praef. einige Beispiele; doch geht aus der Einführung dieser Proben hervor, dafs es nicht alle sind. Überhaupt hätte der Text lieber mit der Adnotatio critica gegeben werden sollen: man würde sich dann an solchen Stellen sicherer fühlen, wo eine grobe Discrepanz von der Vulgata vorliegt. Da der Colbertinus ziemlich jung, saec. XI oder gar später, ist und demgemäfs häufig Kompendien aller Art in der Schrift zeigt, so ist es nicht gleichgültig, ob der Text nach voller Ausschreibung oder nach Auflösungen gegeben wird. In dem vorliegenden Abdruck begegnet mancherlei, was wir zunächst als Druckversehen, nicht als handschriftliche Fehler ansehen möchten, z. B. S. 16 (Matth. 12, 45) *sipritus* (st. *spiritus*); S. 41 (Mark. 1, 4) *clamobo* (st. *clamabo*); S. 41 (Mark. 1, 22 *scribae* (st. *scribae*); S. 56 (Mark. 11, 15) *vendentes es* (st. *et*) *ementes;* S. 57 (Mark. 12, 10) *mdificantes* (st. *aedificantes*); S. 72 (Luk. 5, 1) *factnm* (st. *factum*); S. 81 (Luk. 9, 12) *reqiescant* (st. *requiescant*); S. 88 (Luk. 12, 32) *clemosynam* (st. *elemosynam*); S. 89 (Luk. 13, 16) *Abrabae* (st. *Abrahae*).

† †

113) **J. von Müller, Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft.** 22/23 Halbband = Atlas zu Band VI: Archäologie der Kunst, von **C. Sittl.** 64 Tafeln mit 1000 Abbildungen nebst Textheft, Inhaltsverzeichnis und alphabetischem Register. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, 1897.
In Mappe ℳ 13. 50.

Mancher wird diesen Atlas mit einigem Kopfschütteln betrachten, denn man ist nachgerade verwöhnt mit guten Abbildungen. Prüft man ihn aber näher und erwägt dabei, dafs es sich um möglichste Reichhaltigkeit bei mäfsigem Umfang handelt, so entdeckt man bald, dafs wir hier eine sehr besonnene Auslese und eine sehr planvolle Anordnung des Bilderschatzes zur antiken Kunstarchäologie vor uns haben. Für die Anschauung der Denkmäler in gröfseren und treueren Abbildungen ist ja heutzutage reichlich gesorgt, für die Benutzung beim Studium des Handbuchs handelt es sich in erster Linie darum, möglichst zahlreiche Vertreter der jeweils besprochenen Kunstrichtungen in einer Abbildung zur Hand zu haben, die uns von ihnen eine Vorstellung giebt, nach der wir sie jederzeit, wo sie uns begegnen, sofort wiedererkennen. Und dieser Forderung entsprechen die Bilder des Atlas in durchaus genügender Weise. Es ist namentlich rühmend hervorzuheben, dafs zahlreiche Bildwerke Aufnahme gefunden haben, die bisher nur in weniger leicht zugänglichen Publikationen zu finden waren, und die in einem Handbuch, das auf der Höhe der Zeit stehen will, unbedingt zu erwarten sind. Ein grofser Vorteil der gewählten Einrichtung ist es auch entschieden, dafs Verwandtes und Zusammengehöriges möglichst auf einer Tafel vereinigt ist. Der Zusammenhang mit dem Handbuch ist freilich trotz der Verweisung auf dessen Seitenzahlen oft ein sehr lockerer, da zuweilen das betreffende Bildwerk auf der citierten Seite des Buches gar nicht, oder nur in flüchtiger Erwähnung zu finden ist. Aber dafür bietet der Atlas eigentlich für sich selbst ein fortlaufendes Bild der Kunstentwickelung, und manches ist in dem begleitenden Textheft noch knapp erklärt, sodafs der Atlas sich als ein recht brauchbares Hilfsmittel erweist. Dabei darf jedoch nicht verschwiegen werden, dafs manche Abbildungen berechtigten Ansprüchen doch nicht genügen, ich erinnere nur an den Kopf des Hermes, des Praxiteles, an den sogen. Virgil u. a.; auch die Proportionen sind bei manchen Statuen durch die Wiedergabe auf Grund von Zeichnungen zum Teil nicht ganz gelungen. Die Anordnung der Statuen der Tyrannenmörder scheint

mir nicht glücklich gewählt. Auch hätte hier noch das Stackelbergsche Relief dazu gegeben werden sollen. Bei den Giebelgruppen verschiedener Tempel vermifst man eine Zusammenstellung des Ganzen, z. B. bei Aigina und beim Parthenon, wo die allzu klein wiedergegebenen Carreyschen Zeichnungen doch kaum genügen. Von der Françoisvase wird unter anderem der Reigen des Theseus als Probe gegeben und als Abschiedsfest des Theseus aus Kreta bezeichnet; im Textheft ist diese Angabe berichtigt und dafür das Siegesfest des Theseus auf Delos angegeben. Es wird sich doch wohl, da Ariadne dabei ist, nur um Naxos handeln können. So liefsen sich noch manche kleine Verstöfse nachweisen, aber gegen die staunenswerte Gesamtleistung kommen sie nicht in Betracht. Auch die Leistung des Zeichners, Kunstmaler Leonhard in München verdient trotz mancher weniger gelungenen Bilder im grofsen und ganzen das Lob der Sorgfalt und Treue, der Klarheit und Sicherheit in der Hervorhebung der charakteristischen Züge. So bietet der Kunstatlas in der That eine wertvolle Ergänzung des Handbuchs, ja man darf sagen nicht blofs des sechsten Bandes, sondern des Gesamtwerks, indem darin auch vieles in den übrigen Behandelte seine bildliche Erläuterung findet. ς.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 10. Juli. Nr. 14, Jahrgang 1897.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

114) **Texts and Studies.** Contributions to Biblical and Patristic Literature. Edited by **J. A. Robinson.** Vol. II. Cambridge. At the University Press. London, Clay & Sons. No. 1. A Study of Codex Bezae by **Rendel Harris.** VIII. 272. 7 sh. 6 p. — No. 2. The Testament of Abraham by **M. Rhodes James** with an appendix by W. E. Barnes. VIII. 166. 5 sh. — No. 3. Apocrypha Anecdota by **M. Rhodes James** M. A. X. 202. 6 sh.

Die genannten Publikationen bilden ein würdiges Seitenstück in englischer Sprache zu den von Harnack und v. Gebhardt herausgegebenen „Texten und Untersuchungen". No. 2 und 3 gehören in dieselbe Kategorie: Herausgabe und Untersuchung von bisher noch nicht edierter pseudepigraphischer Litteratur, deren Bedeutung von den Theologen mit Recht weit mehr gewürdigt wird als früher. Das Testament Abrahams, nach des Herausgebers Vermutung aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. stammend, ist dadurch besonders merkwürdig, dafs in ihm die ägyptische Vorstellung von dem Wägen der Seelen verwertet wird. Wie reich die Ausbeute für den Forscher nach derartiger Litteratur unter einigermafsen günstigen Umständen sein kann, das zeigt No. 3 in überraschender Weise. Drei Jahre Suchens in englischen und kontinentalen Bibliotheken brachten mit relativ geringer Mühe nicht weniger als dreizehn neue Dokumente

zutage, und Mr. James versichert uns, dafs noch viele solche Schätze des verständnisvollen Entdeckers harren. Diese Apokalypsen, resp. Fragmente von solchen, sind in ihren Grundideeen unter sich vielfach verwandt. Hervorragend durch Inhalt und Umfang ist die Visio Pauli S. 11—42. Der Herausgeber hat in dankenswerter Weise die einzelnen Stücke nicht nur mit Einleitungen, sondern auch mit den nötigen Wort- und Sachindices versehen. Auffallend ist mir, dafs diese bisher nicht bekannten Dokumente in dem Artikel Apokryphen der theol. Realencyklopädie, 3. A., 1. Bd. keine Berücksichtigung gefunden haben.

No. 3 verdient an diesem Orte eine eingehendere Besprechung. Rendel Harris hat es unternommen, eine Art Lebensgeschichte jenes Codex D (Cantabrigiensis) zu schreiben, der unter den Dokumenten des N. T. noch immer mit dem rätselhaften Antlitz einer Sphinx erscheint. Der Verfasser schliefst sich mit seiner Studie den Kritikern an, welche gegen die Unterschätzung von Codex D protestieren: Credner, Lagarde mit seinen Schülern, Resch, Nestle, denen sich neuerdings mit bedeutsamen Leistungen der Philologe Blafs zugesellt hat. Harris ist sehr scharfsichtig in seinen Beobachtungen, und seine Darlegung erweckt in verschiedenen Partieen das lebhafteste Interesse. Sowohl der griechische als der lateinische Text der Handschrift werden so scharf unter die Loupe genommen, wie es wahrscheinlich kaum anderswo schon geschehen ist: die lateinischen Wort- und Flexionsformen sind nicht liederliche Nachlässigkeit eines Abschreibers, sondern Einwirkung des südgallischen Idioms aus dem beginnenden Übergang des Lateinischen ins Altfranzösische. Wenn die Darstellung hier von Scholzs Liste der Gallicismen in D ausgeht (z. B. S. 26), so dafs der Eindruck entsteht, als rühre diese von dem bekannten katholischen Textkritiker her, so ist zu bemerken, dafs Scholz hier durchaus auf den Schultern von Wetstein (Prolegomena zu seinem N. T. p. 31) steht, der genau die gleichen Beispiele in gleicher Reihenfolge angeführt hat.

Das Hauptresultat, zu dem Harris gelangt: der griechische Text von D ist nicht eine selbständige Arbeit, sondern eine Art Rückübersetzung (readjustment p. 41) aus dem lateinischen Begleittexte (d), stöfst nun freilich trotz der scharfsinnigen Argumentation auf Widerspruch, so z. B. bei Resch: „Der Einflufs des lateinischen Textes zeigt sich vorzugsweise nur in untergeordneten linguistischen und grammatikalischen Punkten und erweist sich durchaus nicht als ausreichend, um die tiefer greifenden

Eigentümlichkeiten des griechischen Textes zu erklären" (Resch, Aufserkanonische Paralleltexte zu den Ev., 1893, S. 29). Es wird also die Position von Hort bezüglich des „westlichen" Textes (New Testament, Introduction p. 120 sqq.) in der Hauptsache als noch nicht erschüttert anzusehen sein.

Harris giebt sich grofse Mühe zu beweisen, wie D deutliche Spuren von Überarbeitung eines mit der klassischen Litteratur wohl vertrauten Christen an sich trage; so wenn Luk. 23, 53 von Christi Grabesstein zu lesen steht: „lapidem quem vix viginti movebant". Eberhard Nestle (Philologica sacra p. 39) widerspricht dem, indem er nachweist, wie von ähnlichen Übertreibungen auch sonst die heilige Geschichte begleitet ist. Ich gestehe, dafs ohne diesen Nachweis die Ausführungen von Harris auf mich fast überzeugend gewirkt hätten. An anderem Orte erschienen auch mir des Herrn Verfassers Schlüsse oft allzu kühn, z. B. betreffs des Montanismus in Lucas und Acta von D, oder betreffs der septem gradus, acta 12, die Petrus bei seiner Befreiung aus dem Kerker machen mufste.

Darin stimmt freilich der Verfasser der vorliegenden Studie mit den neuesten Textkritikern überein, dafs der Archetypus von D ins höchste Altertum hinaufreiche und aufser von D auch von d, den altlateinischen und altsyrischen Übersetzungen vertreten sei. Welche Stellung nimmt er mit seiner verblüffenden Originalität ein zum kanonischen Texte? Ist er Kladde (Blafs), oder verwilderter Urtext (Lagarde), oder revidierter Urtext (Nestle, neuerdings auch Blafs)? Die Beantwortung dieser Entscheidungsfrage hat Harris' Arbeit zwar nicht gebracht, aber doch gefördert. Es sei schliefslich noch bemerkt, dafs die Prüfung des Codex dadurch erleichtert worden ist, dafs die Verlagshandlung von Bernhard Tauchnitz sich in dankenswerter Weise entschlossen hat, ein Novi Testamenti Graeci supplementum unter der bewährten Leitung von Eberhard Nestle herauszugeben (1896) und an die Spitze dieses Supplementum eine Kollation von D (p. 7—66) zu stellen.

Zumikon b. Zürich. **Rüegg.**

115) **Mein Vermächtnis.** Dichtungen von **August Pohl.** Zweite erweiterte Auflage. Dritter Teil: Freie Übersetzungen aus Horaz und Vergil. Breslau 1896. 116 S. 8. ℳ 1.20.

Diese Dichtungen eines verstorbenen, dichterisch beanlagten Gelehrten, haben ihren festen Freundeskreis und werden sich ihn dauernd be-

wahren. Der Verfasser entschuldigt sich in dem Vorwort mehrfach, dafs er den freien Jambus statt des Hexameters wählte, während er doch Hexameter übersetze — nämlich Hor. Sat. I, 3. 5. 9; II, 1. 6. 8 und Vergils Georgika von der Baumzucht und einige Verse von der Bienenzucht —, eine Entschuldigung, deren er in unserer vorgeschrittenen Zeit nicht mehr bedurft hätte. Seine Übertragungen sind frei, auch in der Wiedergabe des Einzelnen; sie geben aber Ton und Stimmung des Originals vortrefflich wieder und zeigen überall ein glückliches Verständnis. Statt weiterer Worte gebe ich zur Bestätigung meines Urteils die ersten Verse wieder aus der Übertragung der 4. Satire, ohne behaupten zu wollen, dafs es die besten wären; ist es dem Verf. doch gelungen, oft noch durch einen wirkungsvollen Reim eine neue Pointe hinzuzubringen. Die Worte lauten:

Begleitet von Heliodor,
Dem Rhetor, der an Wissen weit
Voraus den Griechen seiner Zeit,
Schritt ich am Lälius durchs Thor
Aus dem grofsen Rom. Aricia,
Das nächste Ziel, bot uns Logis
Und Kost so leidlich; und von da
Ging es nach Forum Appii,
Wo Schiffsvolk viel und Schandgesellen
Von Wirten, welche die Gäste prellen.

Hirschberg (Schlesien). **Emil Rosenberg.**

116) **Georg Habich, Die Amazonengruppe des attalischen Weihgeschenks.** Eine Studie zur pergamenischen Kunstgeschichte. Berlin, Mayer und Müller, 1896. 92 S. 8. ℳ 2.40.

Es handelt sich in dieser Monographie um eine der vier Gruppen, welche König Attalos I. nach seinem Sieg über die Gallier c. 239 auf der Akropolis in Athen an der Südmauer, über dem Dionysostheater aufstellen liefs, und welche den Kampf der Götter mit den Giganten, den Kampf des Theseus mit den Amazonen, die Marathonschlacht und den Galliersieg zum Gegenstand hatten. In verschiedenen Museen und Privatsammlungen sind Statuen zerstreut, welche höchstwahrscheinlich den einen oder anderen dieser Gruppen angehört haben, und es handelt sich zunächst um die Frage, welche von diesen Statuen als Bestandteile dieser Gruppen zu betrachten sind und welche nicht, und dann, wie diese Gruppen im allgemeinen ausgesehen haben.

Die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, ist danach eine doppelte. Einmal will er versuchen, diese Weihgeschenksgruppen mit einiger Sicherheit zu rekonstruieren und dann, ihnen ihre Stellung in der kunstgeschichtlichen Entwickelung anzuweisen, indem die Typen der einzelnen Figuren nach ihrem Ursprung, ihrer Weiterbildung durch die Pergamener und ihrer späteren Verwendung bis in die Kaiserzeit hinab verfolgt werden. Aus der Typengeschichte lassen sich dann wieder Schlüsse ziehen auf die Art der Aufstellung der einzelnen Figuren und Gruppen, und Entscheidungsgründe für die Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit verschiedener Denkmäler gewinnen, die durch ihren Gegenstand die Vermutung nahelegen, dafs sie Teile dieser Weihgeschenksgruppen sein könnten. Da zur Durchführung dieser Aufgabe in ihrem ganzen Umfang eine ungemein umfassende Denkmälerkenntnis erforderlich ist, so hat der Verfasser sich zunächst auf die Amazonengruppe beschränkt, gelegentlich jedoch auch schon Ergebnisse für die drei anderen Gruppen gewonnen und am Schlusse noch einen Rückblick auf die kunstgeschichtliche Entwickelung und einen Versuch der Aufstellung und Komposition aller vier Gruppen gegeben.

Nach dem, was bis jetzt geboten ist, wäre sehr zu wünschen, dafs der Verfasser seine Aufgabe in nicht allzu ferner Zeit vollenden und auch die drei übrigen Gruppen einer Einzeluntersuchung unterziehen möchte. Nur möge er dann mit Abbildungen etwas weniger sparsam sein als in vorliegender Schrift. Es liefsen sich leicht die hauptsächlichsten der in Betracht kommenden Statuen und verwandte Typen, wenn auch nur in Umrissen, auf einer bis zwei Tafeln vereinigen, damit der Leser wenigstens ein annäherndes Bild von ihnen hätte. Denn selbst wenn man die Nachschlagewerke zur Hand hat, erfordert es viel Raum und Zeit, alles in den verschiedenen Zeitschriften nachzuprüfen. Das verleiht ja einer Monographie erst den rechten Wert, dafs sie die weitum zerstreuten Abbildungen sammelt und sichtet und so dem Leser das eigene Nachsuchen derselben so gut als möglich erspart. (Ref. hat sich von verschiedenen derselben Pausen angefertigt, um nicht bei wiederholter Lektüre immer wieder nachschlagen zu müssen.)

Die Amazonengruppe ist in unserem Denkmälervorrat nur durch die einzige Neapeler Statue einer toten auf dem Rücken liegenden Amazone vertreten. Diesen Typus verfolgt H., nachdem er die Kombination der Amazone mit einem Kinde glücklich abgewiesen, aufwärts bis zu dem

Schild der Athena Parthenos, abwärts über den Fries von Magnesia und den kleineren Fries vom pergamenischen Altar bis zu den Amazonensarkophagen und der pompeianischen Wandmalerei. Auch der verwandte Typus in den Heraklesthaten wird herangezogen. Dadurch nun, daſs in gröſseren Kompositionen dieser Typus in notwendiger, durch seine Eigentümlichkeiten bedingter Verbindung mit weiteren Figuren erscheint, läſst sich konstatieren, daſs über oder vor dieser Amazone noch eine berittene Amazone im Kampfe mit einem griechischen Angreifer dargestellt war und daſs sie schräg über den Weg der Reiterin liegend anzuordnen ist. Die Musterung der übrigen bisher für die Amazonengruppe in Anspruch genommenen Statuen ergab die Notwendigkeit, verschiedene davon auszuscheiden. Dafür ist es aber durch die Verbindung, in der die genannte erstere Gruppe von drei Personen auf verwandten Kompositionen erscheint, gelungen, von der ganzen etwa 15—20 Figuren umfassenden Amazonengruppe noch fünf Gruppen von Kämpfenden zu Fuſs und zu Pferd, im ganzen 12 Figuren, zu rekonstruieren. 1) Den Mittelpunkt des Ganzen bildet danach eine Gruppe von drei Personen: am Boden die gefallene Amazone, darüber nach rechts sprengend eine reitende Amazone, die nach hinten zum Schlag ausholt, während sie von vorn (also von rechts her) selbst angegriffen wird. 2) Links vor ihr eine Amazone mit gestürztem Roſs von einem Griechen angegriffen, gegen den die vorgenannte Amazone sich herumwendet. 3) Rechts von der Mittelgruppe ist eine Amazone, deren Pferd, nach links gewendet, auf das linke Knie gestürzt ist (sogen. Amazone Patrizi), im Begriff vom Pferd zu steigen und einen Angreifer von rechts her abzuwehren. 4) Rechts davon, vielleicht am rechten Flügel die nach links sprengende Amazone mit zwei unterliegenden Gegnern, in der Art der von Max Mayer veröffentlichten Amazone Borghese. 5) Links, wahrscheinlich am linken Flügel, eine vom Pferde sinkende Amazone nach Art der Neapeler (Museo Borbon. T. V. pl. 21) mit einem links von ihr erscheinenden, vom Rücken gesehenen Angreifer. Das klingt sehr plausibel, und es wäre der Sache gewiſs nur förderlich gewesen, wenn eine skizzierte Zusammenstellung der Statuen und Reliefe aus herbeigezogenen Typen mit Unterschrift der Herkunft dieses Ergebnis auch anschaulich gemacht hätte.

In der Anordnung aller vier Gruppen trifft H. gewiſs das Richtige, wenn er sie nicht in einer Reihe nebeneinandergestellt wissen will. Die Kämpfergruppen mit Gefallenen erfordern eine Aufstellung auf niedrigem

Sockel. Die Götter im Kampf mit den Giganten dagegen müssen die drei übrigen Kampfgruppen überragt haben und waren wohl auf der Mauer selbst aufgestellt, während sich die drei übrigen Gruppen unterhalb derselben vor der Wand hinzogen. Wie sie sich der Verfasser des näheren angebracht denkt, wird nicht ganz klar. Wenn wir an die Länge des Gigantenfrieses in Pergamos denken, ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dafs die athenische Gigantomachie allein dieselbe Ausdehnung hatte, wie die drei übrigen Gruppen zusammen, und so durch ihre freie Aufstellung wie durch ihre Ausdehnung ein Übergewicht über diese erhielt, das noch verstärkt wurde dadurch, dafs die vor der Mauer aufgestellten Gruppen mehr reliefartig wirkten und so nur den Sockelschmuck für die Gigantomachie bildeten.

Indem ich den Wunsch wiederhole, dafs diese ergebnisreiche Untersuchung bald ihre Ergänzung finden und an, wenn auch bescheidenen, Abbildungen weniger gespart werden möge, kann ich nur mit dem Bedauern schliefsen, dafs die Korrektheit des Druckes viel zu wünschen übrig läfst. Auch sonst ist manches im einzelnen auszusetzen: S. 58 und 65 ist von einem Pferdebrustschmuck aus Brescia die Rede; unter den Abbildungen aber steht dafür Mantua. S. 71 wird noch von dem knieenden Pferde in Polygnots Iliupersis gesprochen und Roberts Erklärung dieses Pferdes mit keinem Worte gedacht. S. 22, Abs. 2, Satz 1 scheint nicht ganz in Ordnung. S. 47 Mitte fehlt nach „auf der rechten Seite" ein Wort, etwa „günstig".

Calw. **P. Weizsäcker.**

117) **Georg Busolt, Griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Chaeroneia.** 3. Band, 1. Teil: Die Pentekontaetie. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1897. XXII und 592 S. 8. ℳ 10.—.

Auf den in zweiter Auflage erschienenen zweiten Band von Busolts Geschichte, welchen wir vor einem Jahre besprachen (vgl. diese Zeitschr. 1896, Nr. 4), ist in kurzer Zeit die vorliegende erste Abteilung des dritten Bandes gefolgt, die eine Partie enthält, welche der Verfasser ebenfalls schon früher, damals im zweiten Bande (1. Aufl.), behandelt hatte. Die Absicht, welche er hatte, in diese Abteilung noch den peloponnesischen Krieg einzubeziehen, konnte nicht verwirklicht werden; doch ist

die Darstellung der Pentekontaetie gegen die frühere Bearbeitung um die eingehende Schilderung der perikleischen Bauten und der Kultur des perikleischen Zeitalters vermehrt worden und für Sicilien der Zeitraum bis 430 dazugekommen. Dieser Band ist die am meisten umfassende und eingehende Bearbeitung der Pentekontaetie, durch welche im besonderen die wichtigen chronologischen Fragen dieses Zeitraums um vieles gefördert werden.

Was ich seiner Zeit über Busolts Werk sagte, kann ich hier nur wiederholen: es ist unentbehrlich für jeden Fachmann und eine Zierde der deutschen wissenschaftlichen Litteratur; der Umstand, dafs der Verfasser seine Neubearbeitung in verhältnismäfsig kurzer Zeit bewältigte und innerhalb vier Jahren drei starke Bände veröffentlichte, legt ein glänzendes Zeugnis für seine rüstige Arbeitskraft ab. In der Behandlung der Pentekontaetie ist Busolt in vielen Punkten tiefer eingedrungen, als es bei der ersten Auflage der Fall war; zwischen deren Erscheinen (1888) und der Herausgabe dieses Bandes fällt die epochemachende Auffindung der Aristotelischen Politie der Athener. Die Fragen, in welchen der Verfasser gegen früher zu einem richtigeren Urteil gekommen ist, sind in dem Vorworte zusammengestellt.

Von grofser Wichtigkeit ist bereits die zu Anfang von § 23 gegebene Einleitung in die Quellen der Pentekontaetie, in welcher Busolt seine im zweiten Band begonnenen Untersuchungen über Aristoteles' Politie weiterführt; treffend ist der auch an anderen Stellen wiederholte Nachweis, dafs die oligarchische Parteischrift, welche Aristoteles vorlag, auch von Theopompos benützt wurde. Busolt hat die richtige Konsequenz gezogen, Nachrichten, welche nur auf diese Quelle zurückgehen, wie die siebzehnjährige Regierung des Areopags, in der historischen Darstellung gar nicht zu berücksichtigen. Aber nicht blofs Aristoteles, sondern auch den Quellen der einschlägigen Viten Plutarchs, besonders Kimons und Perikles', hat der Verfasser hier und im ganzen Buche eine bis ins einzelne gehende Aufmerksamkeit zugewandt. Ebenso wertvoll sind die Ausführungen über Diodor und Ephoros, speziell über die Abhängigkeit des letzteren von Thucydides und über die Gruppierung der Ereignisse bei Diodor. Ungers Annahme über die makedonische Jahresepoche des Ephoros, an welcher Busolt noch im zweiten Bande festhielt, hat er jetzt mit Recht fallen gelassen. Auch was Busolt über die Jahreszählung bei Thucydides sagt (S. 199 Anm.), gehört in diesen Kreis.

Es sind vorzugsweise die Fragen der Organisation und der finanziellen Verwaltung, in welchen der Verfasser zu neuen und überzeugenden Ergebnissen gekommen ist. So tritt er jetzt der Ansicht bei, dafs der Phoros des Aristeides die Gesamtsumme von 460 Talenten betragen habe, und weist für dessen Veranlagung auf beachtenswerte Gesichtspunkte hin (S. 80 ff. Anm.); auch der Aufstellung, dafs die Steuerbezirke im delisch-attischen Bunde keine ursprüngliche Institution waren, sondern erst später eingerichtet wurden, mufs man nach seiner Beweisführung beipflichten. Über die attische Schatzverwaltung wird S. 214 ff. gehandelt; ich hebe daraus die recht wahrscheinliche Bemerkung hervor, dafs es bis 435/4 überhaupt keine Überschüsse in der Kasse der Hellenotamien gab. Dann wird nachgewiesen (S. 492), dafs die Bundesgelder für die Bauten in Athen in viel geringerem Mafse herangezogen wurden, als man gewöhnlich glaubt. Busolt versucht auch die Kosten der perikleischen Bauten zu berechnen; sein Ergebnis (vgl. auch S. 563 ff.), dafs sie hauptsächlich die Schuld daran trugen, dafs für den Krieg nur eine ungenügende Schatzreserve übrig blieb, wirft auf Perikles' Politik ein wenig erfreuliches Licht. Im Gegensatz zu seinen früheren Aufstellungen ist der Verfasser jetzt der Ansicht, dafs die Privatprozesse der Bündner nicht vor die attischen Geschworenen kamen; eine ausführliche Erörterung widmet er der Kleruchie auf Lemnos (S. 414 ff. Anm.): seine Annahme, dafs dort erst 447 eine attische Kleruchie begründet wurde, während die frühere Kolonisierung auf Miltiades als Fürst der Cherronesiten zurückging, wird auch dadurch verstärkt, dafs die Lemnier wähend des Xerxeszuges zuerst auf Seiten der Perser standen (Herod. VIII 11. 82). Endlich weise ich noch hin auf die lehrreiche Ausführung über die Parteiverhältnisse Böotiens nach der Schlacht von Tanagra S. 320 ff., aus welcher hervorgeht, dafs die Athener anfangs für die Oligarchen Partei ergriffen und sich erst, als letztere sich an Theben anschlossen, den Demokraten zuwandten. Fein ist der Hinweis auf die mannigfachen Züge von Ähnlichkeit, welche die perikleische Regierung mit der Herrschaft der Peisistratiden aufweist; in der neuerdings wieder heftig entbrannten Fehde um den sittlichen Charakter der Aspasia nimmt Busolt eine vermittelnde Stellung ein.

Die vielfache Förderung, welche die chronologischen Ansätze der Pentekontaetie in diesem Bande erfahren, hob ich bereits hervor; der Überblick darüber wird durch die zu Anfang eingefügte annalistische Tafel für die Jahre 479/8 bis 435/4 ungemein erleichtert. Um nur Einiges

hervorzuheben, so setzt Busolt die Vertreibung des Pausanias aus Byzanz durch die Athener jetzt in das Jahr 476 (früher 470) und die Eroberung von Skyros in die Jahre 474 oder 473; den Ostrakismos des Themistokles verlegt er in die Zeit zwischen 474 und 472, nnd macht weiter wahrscheinlich, dafs sich der geächtete Staatsmann mehrere Jahre lang in den kleinasiatischen Küstenstädten aufgehalten habe, bevor er sich an den persischen Hof begab. Das Datum der Eurymedonschlacht wird nach den Ansätzen der Chronographen auf Herbst 468 bestimmt. Wichtig ist ferner die sorgfältige Darlegung über die Chronologie des Helotenaufstands (Ausbruch im Sommer 464, Kapitulation der Heloten im Frühjahr 459) und des messenischen Hilfszuges des Kimon (Frühjahr 462); in ebenso eingehender Weise werden die Zeitverhältnisse des ägyptischen Zugs der Athener (Beginn zu Ende Sommer 459) und (S. 422) des Friedens 416/5 sowie der ihm vorausgegangenen Ereignisse untersucht. Dagegen scheinen einige andere Ergebnisse Busolts zweifelhafter Natur zu sein, so, wenn er den perikleischen Plan einer hellenischen Nationalversammlung (Plut. Per. c. 17) jetzt in das Jahr 448 setzt; nnd noch mehr die Datierung des Volksbeschlusses über den Getreidezehnten an die eleusinischen Göttinnen auf das Frühjahr 444 (S. 474 Anm. 2, dazu Nachtrag S. 529. 592). Es geht kaum an, die beiden Aktionen durch einen so grofsen Zwischenraum von einander zu trennen; und dann pafst zu dem erwähnten Ansatz wenig, dafs, wie Busolt selbst erwähnt, Athen im Jahre 445/4 an Getreidemangel litt, der Zeitpunkt für die Belastung mit einer solchen Abgabe also recht ungünstig gewählt gewesen wäre. Auch die Bestimmnng von Thucydides' Ostrakismos auf das Frühjahr 442, gegenüber der üblichen Annahme von 445 oder 444, kann nicht richtig sein; Plutarchs Ausdruck (Per. c. 16) *διηνεκῆ καὶ μίαν οὖσαν ἐν ταῖς ἐνιαυσίοις στρατηγίαις ἀρχὴν καὶ δυναστείαν κτησάμενος* deutet darauf hin, dafs er Perikles' 15 anfeinanderfolgende Strategieen nicht bis zu dessen Tod, sondern bis znr Absetznng im Sommer 430 zählte. Dagegen ist dem Ansatz von Thuriois Gründung auf 443 beizustimmen; es ist Busolt gelungen (S. 523 ff.), die Geschichte dieses Unternehmens in glücklicher Woise durch den Nachweis aufznhellen, dafs die Anlage von Thnrioi von dem Synoikismos von Sybaris (445), an dem die Athener teilnahmen, zn trennen ist und der Kolonistenzug nnter Führnng des Lampon erst für diese zweite Phase bestimmt war.

In einigen anderen Punkten mufs ich noch meine abweichende Ansicht konstatieren. Dafs die Anschauung, die Listen der Tributquoten seien

nach dem Logistenkollegium datiert, nicht richtig ist, haben Johannes Christ und W. Bannier bewiesen; die Dissertation des letzteren ‚*De titulis aliquot atticis rationes pecuniarum Minervae exhibentibus*‘ (Berlin 1891), welche auch für die Chronologie des samischen Krieges von Verdienst ist, scheint Busolt entgangen zu sein. Für die Feststellung des Phoros (S. 209 ff.) ist wohl an der Ansicht von R. Schoell festzuhalten, dafs die Bestätigung der Ansätze des Rates durch eine Heliastenkommission obligatorisch war. Der Zweifel Busolts daran, dafs die Samier den Antrag auf Verlegung der Bundeskasse im Synedrion stellten, erscheint als unberechtigt; nach dem offiziellen Sprachgebrauch der Zeit Plutarchs kann dessen Ausdruck *Σαμίων εἰσηγουμένων* (Aristeid. c. 25) nur ‚antragstellen‘ (in einer Körperschaft) bedeuten (vgl. meine Griech. Volksbeschlüsse 132. 201 ff. 204 ff.). Auch die Annahme, die Verträge mit den Städten des delischen Bundes hätten auf der Grundlage der Epimachie beruht (S. 224 Anm. 1), ist kaum glaublich; die Thatsache, dafs dies bei dem zweiten attischen Seebunde der Fall war, spricht eher dagegen, und auch bei letzterem wurde dieser Grundsatz den Mehrheitsbeschlüssen des Synedrion gegenüber praktisch unwirksam (vgl. meine Ausführung im Rhein. Mus. 49, 344 ff.). Ob die neue Erklärung (S. 229) der Wendung *ἄνευ τοῦ δήμου τοῦ Ἀθηναίων* in dem Beschlufs über Chalkis CIA. IV 27a gelungen ist, lasse ich dahingestellt sein; sie knüpft an die Nachricht des Aristoteles *Ἀθην. πολ.* c. 45, 1 über die Strafgewalt des Rates an, die aber für die Zeit dieses Psephisma nicht mehr gelten kann (Hermes 28, 597). Ich kann aus diesem Grunde auch nicht die Ausführungen Busolts über die Jurisdiktion des Rats und die Eisangelie (S. 270 ff.) für befriedigend ansehen. Merkwürdig ist ferner, dafs er an Theopompos' Nachricht, Perikles habe das Theorikon eingeführt, festhält. Über den Kalliasfrieden, dessen Realität er jetzt anerkennt, stellt Busolt die eigentümliche Ansicht auf, dafs in diesem Vertrag keine Bestimmung über die Stellung der kleinasiatischen Städte enthalten gewesen sei; aber dies wäre doch einer Preisgebung der Bundesgenossen von Seiten Athens gleichgekommen. Was die Bauten auf der Akropolis anlangt, so ist leider zu sagen, dafs Busolt sich von einigen kühnen, aber haltlosen Hypothesen Furtwänglers in seinen „Meisterwerken der griechischen Plastik“ zu sehr beeinflussen liefs: so darin, dafs der gewöhnlich Kimon zugeschriebene, unvollendete Bau des älteren Parthenon von Themistokles herrühre, und dafs die Athena Promachos nicht ein Werk des Pheidias, sondern des älteren Praxiteles gewesen sei. Auch in

der S. 460ff. versuchten Herunterrückung des Prozesses des Pheidias in das Jahr 433/2 kann ich nur einen Rückschritt gegenüber den Ergebnissen von Rudolf Schoell sehen; es wird dies nur durch eine Korrektur von Philochoros' Bericht möglich, was viel schwerer zu ertragen ist, als die Unebenheit in der Anspielung des Aristophanes (Fried. v. 605ff.); und dann spricht doch alle Wahrscheinlichkeit dafür, dafs die Denunziation des Metöken Menon gegen Pheidias an die Rechenschaftsablage der Kommission nach Vollendung der Goldelfenbeinstatue anknüpfte und nicht durch eine Reihe von Jahren von dieser getrennt war. Dafs die Gründung der Kolonie in Brea mit der von Plutarch (Per. 11) berichteten Aussendung in das Land der Bisalter zu identifizieren und in den Herbst 446 zu setzen sei, sieht der Verfasser selbst als unsicher an, und es wird die von ihm gelassene Alternative auf das Jahr 439 vorzuziehen sein. Endlich erscheinen mir die Gründe (S. 517) gegen die Identität Hagnons, welcher Theramenes' Vater war, mit dem Oikisten von Amphipolis nicht als durchschlagend; in Xenophon Hell. II 3, 30 ist *κατὰ τὸν πατέρα Ἅγνωνα* viel eher zu dem vorhergehenden *τιμώμενος ὑπὸ τοῦ δήμου* zu ziehen als zu dem Folgenden.

Prag. **Heinrich Swoboda.**

---

118) **I. P. Mahaffy, The Empire of the Ptolemies.** London, Macmillan and Co., 1895. XXVI u. 533 S. 8.

12 Sh. and Sixpence.

Der Verf., dessen Verdienste um die Erschliefsung und Verwertung neuer Quellen zur Geschichte des griechischen Ägypten von hervorragender Bedeutung sind und allgemeine Anerkennung gefunden haben, giebt in dem vorliegenden Buche eine zusammenhängende Behandlung der Ptolemäergeschichte. Dieser Versuch mufs schon deswegen mit lebhaftem Dank begrüfst werden, weil wir, einige veraltete Darstellungen (vorzugsweise Samuel Sharpe's Geschichte Ägyptens) abgerechnet, überhaupt kein Werk besafsen, welches diesen Zeitraum, der immer mehr in den Vordergrund der geschichtlichen Forschung rückt, in zusammenhängender Weise und mit Verwertung der von Tag zu Tag als wichtiger sich herausstellenden Zeugnisse der Inschriften und Papyri behandelte; dazu beherrscht M. in souveräner Weise das Quellenmaterial und war auch diesmal in der glücklichen Lage, noch unedierte Urkunden, darunter den seitdem erschienenen Grenfell-Papyrus, für seinen Zweck heranzuziehen.

Dennoch sind gegen das Buch, dessen Form manchmal ganz wunderlich anmutet, einige Einwendungen zu erheben. Dafs M. keine völlig abschliefsende Arbeit bieten konnte, betont er selbst in der Vorrede; bei den täglich sich mehrenden Funden ist dies auch schwer möglich. Allein das Werk kann auch in anderem Sinne nicht als abgeschlossen gelten. Es ist aus Vorlesungen hervorgegangen, welche der Verf. an der Universität Dublin hielt, und verleugnet diesen Ursprung keineswegs; die Erzählung, oft lebhaft und geistvoll, verfällt hie und da ganz in den behaglichen Plauderton eines Vortrags, und auch der merkwürdige Ausfall (S. 147) zugunsten der Occupation Ägyptens durch Grofsbritannien ist zunächst wohl auf englische Zuhörer berechnet. Störender wirkt, dafs wir manchmal mehr eine Materialsammlung als eine historische Darstellung erhalten, dafs, wie in der Geschichte Ptolemaios' II., — bei welcher die auswärtigen Ereignisse kaum berührt werden — die Fakten bunt und zusammenhanglos durcheinander gewürfelt sind. Damit steht in Zusammenhang, dafs, während man eine Quellenkunde des ganzen Zeitraums schmerzlich vermifst, an manchen Stellen der Verf. ganz zurücktritt und einfach lange Excerpte aus den alten Autoren (Polybios, Plutarch, Josephus) in englischer Übersetzung eingefügt werden; die Abschnitte über die Litteratur, welcher M. ein begreifliches und berechtigtes Interesse zuwendet, sind meist wieder einem seiner früheren Bücher („Greek Life and Thought from the age of Alexander to the Roman conquest") in wörtlicher Fassung entlehnt. Man möchte auch erwarten, dafs eine Reihe von wichtigen und für das Verständnis der Ptolemäergeschichte nicht zu umgehenden Fragen, wie die Thronfolge, die Samt- und Mitherrschaft u. a. untersucht würde; M. begnügt sich, sie in der Vorrede (S. X) aufzuwerfen, verzichtet aber, aufser ganz gelegentlichen Berührungen (S. 405. 491), auf deren Lösung. Bekanntlich sind seitdem diese Dinge von der deutschen Forschung (M. Strack) in Angriff genommen worden. Auch die merkwürdige Ansicht über die Beinamen der Könige hat wohl nur den Wert einer Kuriosität: M. sieht sie als Spitznamen an, welche von der spottlustigen Bevölkerung Alexandreias aufgebracht wurden; aber wann ist es im Laufe der Geschichte vorgekommen, dafs Spitznamen zu offiziellen Titulaturen von Herrschern erhoben und in Aktenstücke aufgenommen wurden? Endlich habe ich noch einen prinzipiellen Punkt zu berühren. M. ist der jüdischen Überlieferung, besonders Josephus, gegenüber völlig kritiklos und glaubt ihr die ärgsten Übertreibungen, wie das Verhältnis

Alexander d. Gr. zu den Juden, die Begründung der jüdischen Diaspora in Ägypten durch Ptolemaios I., die Geschichte vom Steuerpächter Josef u. a. m.; wir können es Hugo Willrich danken, dafs er seitdem solchen Anschauungen völlig den Boden entzogen hat. Auch was S. 89 über das Verhältnis zwischen Persern und Juden bemerkt wird, ist wohl aus Pseudo-Hekataios geflossen.

Trotz dieser Bedenken mufs zugegeben werden, dafs M.s Werk ganz unentbehrlich ist. Manche Partieen sind vorzüglich gelungen, so die Abschnitte über Alexander d. Gr. und den Gründer der Dynastie — besonders treffend erscheint das über die religiöse Politik Ptolemaios' I. Gesagte; auch in den übrigen Teilen steht der Verf. stets auf eigenen Füfsen und weifs den Dingen neue und oft überraschende Seiten abzugewinnen. Ich verweise auf die Charakteristik Ptolemaios' II.; auf die Vermutung (S. 201), aus welchem Grunde Ptolemaios III. sich bei seinem Eroberungszuge nicht nach Westen wandte und warum er von demselben nachhause zurückkehrte (S. 204. 205). Mit grofser Sorgfalt verfolgt M. die Reaktion des eingeborenen Elements gegenüber dem Hellenismus im 2. Jahrhundert, als deren Beförderer er mit Recht Ptolemaios Physkon ansieht; allerdings, ob die von ihm versuchte „Rettung“ dieses Herrschers (S. 389. 404) gelungen ist, lasse ich dahingestellt. Der eigentümlichen griechischen Militärkolonie im Fayyûm, welche wir durch die Flinders-Petrie-Papyri kennen gelernt haben und ihrer Entwickelung wird eingehende Aufmerksamkeit geschenkt und die „Kleruchenfrage“ wiederholt erörtert. Dafs der Kultur und besonders der Litteratur der Ptolemäerzeit ein breiter Raum zugestanden ist, wurde bereits bemerkt; in dieser Hinsicht hebt sich M.s Werk wohlthätig gegen die jüngste allgemeine Darstellung der Diadochengeschichte von Niese ab. Sehr zu loben ist endlich, dafs der griechische Text der nicht leicht zugänglichen Dekrete von Tanis und von Rosette dem ganzen Umfange nach aufgenommen und mit Erläuterungen versehen wurde; auch die an die Spitze des Buches gestellte chronologische Tabelle gewährt einen ganz guten Überblick.

Prag. **Heinrich Swoboda.**

119) **E. G. Hardy, Christianity and the Roman government.** A study in imperial administration. London, Longmans, Green and Co., 1894. XVI u. 208 S. 8.

Das Buch will ein Beitrag zur Geschichte der römischen Verwaltung vornehmlich in den beiden ersten nachchristlichen Jahrhunderten sein.

Es verdient aber das Interesse der klassischen Philologen und Schulmänner auch deshalb, weil es u. a. auch dem Taciteischen Bericht über die sogenannte Neronische Christenverfolgung eine eingehende kritische Betrachtung widmet. Hardy wurde zu seiner Studie durch Mommsens Aufsatz „Der Religionsfrevel nach römischem Recht" veranlafst (s. Histor. Zeitschr. 1890) und kommt zu dem Ergebnis, dafs die staatliche Einmischung in die Angelegenheiten der Christen in der genannten Zeit ausschliefslich von der Administrativ- und nicht von der Justizgewalt des Kaiserreichs ausging. Er schildert nacheinander das Verhalten der Republik gegenüber fremden Kulten, die Behandlung des Judentums, das erste Auftreten des Christentums in den östlichen Provinzen, das Christentum in Rom unter Nero, das Christentum unter den Flavischen Kaisern, Trajan und die Christen, die Verfolgung wegen des Namens, das Verhalten von Hadrian, Pius und Mark Aurel und endlich das Christentum in seinem Verhältnis zu den Collegia. Den speziellen Inhalt dieser neun nach ihren Titeln hier genannten Abschnitte giebt ein genaues Inhaltsverzeichnis am Anfang des Buches an, und den Schlufs bildet ein „Anhang über zwei Acta Martyrum".

In dem Kapitel „Das Christentum in Rom unter Nero" macht es Hardy sehr wahrscheinlich, dafs die erste Christengemeinde in Rom aus Heiden-Christen bestand. Im Zusammenhang hiermit widerlegt er mit überzeugenden Gründen sowohl die Vermutung von Schiller, die Neronische Verfolgung habe eigentlich den Juden gegolten (s. Gesch. der röm. Kaiserzeit II, S. 445—450) als auch die von Merivale, die Juden hätten die in erster Instanz ihnen geltende Anklage auf die Christen abgewälzt (s. The Romans under the empire VI, p. 448/9).

Bei dem Versuch, den Bericht des Tacitus als richtig zu erweisen, legt der Verfasser das Hauptgewicht auf den Ausdruck *odium generis humani* und giebt ihm die Deutung von „disaffection to the social and political arrangements of the empire". Die hierin inbegriffene Anklage gegen die Christen fiel weder unter den Begriff der *maiestas* noch in den Bereich irgendeiner der bestehenden *quaestiones*, da sie in das Respiciat der Verwaltung und nicht der Rechtsprechung gehörte. Die zuerst als Brandstifter angeklagten Christen wurden schliefslich nicht deswegen, sondern eben als „Christen" wegen des *odium generis humani* bestraft.

Namentlich die Ausführung über die Unpopularität der Christen und über die durch das Christentum bedingte soziale Revolution ist sehr lesens-

wert. Sie kann sich an Klarheit und Sachlichkeit getrost dem Essay Lightfoots „Christian life in the second and third centuries" (s. Historical Essays, London, Macmillan and Co., 1895) an die Seite stellen. Auch ein anderer Aufsatz dieses Gelehrten „Comparative progress of ancient and modern missions" (ebenda) bietet eine Parallele zu den Ausführungen Hardys über die mutmafsliche Anzahl der Christen in den ersten Jahrhunderten.

Das Buch Hardys verdient schon deswegen gerade philologisch gebildeten Lesern empfohlen zu werden, weil es in denkbarster Kürze und in innigster Verschmelzung die wichtigsten Probleme auf dem Grenzgebiete zwischen der profanen und der kirchlichen Altertumswissenschaft der beiden ersten nachchristlichen Jahrhunderte behandelt. — Aufgefallen ist uns, dafs unter den Quellen für den Kybele-Kult Catulls Attis und Julians Rede auf die Göttermutter nicht erwähnt werden.

Tauberbischofsheim. **J. R. Asmus.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 24. Juli. Nr. 15, Jahrgang 1897.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

120) **Flavii Iosephi, Antiquitatum Iudaicarum Epitoma.** Edidit **Benedictus Niese.** Berolini, apud Weidmannos, 1896. X u. 369 S. 4. Preis: ℳ 15.

Der Ausgabe des Iosephus läfst Niese hier die Epitome folgen, ebenso sorgfältig wie jenes Werk, obwohl der Druckfehlerteufel auch ihm einen kleinen Schelmenstreich spielt und gleich auf dem äufseren Titel von *Aniquitatum* handeln läfst. Der Wert der Epitome für die kritische Behandlung des vollständigen Iosephus ist recht bedeutend, wie man fast aus jeder Seite der Iosephus-Ausgabe entnehmen kann; daher ist dies Erscheinen dieser Ausgabe mit Freuden zu begrüfsen. Niese hat neun Codices benutzt, vor allem den codex Busbekianus in der Kaiserl. Bibliothek zu Wien und den codex Hennebergensis, später auch einen Berolinensis und Parisinus. Da die Ausgabe in einzelnen Heften im Laufe von neun Jahren erfolgt ist, so ist der kritische Apparat nicht ganz gleichmäfsig; vom ersten Bogen hat Niese deshalb einen Neudruck veranstaltet, in dem der Parisinus und der Berolinensis mit verwertet sind; andere Nachträge sind in den Addenda et Corrigenda gegeben.

Oldesloe. **R. Hansen.**

121) **S. Eucherii Lugdunensis opera omnia.** Pars I. Formulae spiritalis intellegentiae. Instructionum libri duo. Passio Agaunensium martyrum. Epistula de laude heremi. Accedunt ab Salviano et Hilario et Rustico ad Eucherium datae. Recensuit et commentario critico instruxit **Carolus Wotke.** Pragae, Vindobonae: F. Tempsky; Lipsiae, G. Freytag, MDCCCLXXXXIIII. XXV u. 200 S. 8. ℳ 5.60.

Den Hauptinhalt dieses Bandes machen die Formulae und Instruktionen Eucherius' aus. Sie sind uns in zwei sehr alten Handschriften S (Sessor. s. VI) und P (Paris. s. VII) überliefert, die nicht verschiedene Klassen repräsentieren, sondern, da sogar die Dispositionen der Schriften differieren, verschiedene Rezensionen darstellen, und zwar giebt S die erste Auflage des Eucherius, P und sein Anhang die retractata et amplificata, übrigens auch eine sprachlich verbesserte Niederschrift. Die zur gleichen Quelle mit P gehörigen Handschriften zeichnen sich durch Interpolationen aus, die noch in die jüngste Ausgabe (Paulys, 1894) hineingeraten sind. Bei der Herausgabe der Formulae und Instructiones hat sich Wotke in erster Linie an P gehalten, dessen Text fast immer einwandfrei ist. Bei Differenzen mit dem Cod. S haben dessen Abweichungen Platz in der Adnotatio critica gefunden. Die treffliche Verfassung der Handschriften gestattete dem Herausgeber fast immer, sich auf eine Auswahl der Lesarten zu beschränken; nur selten finden sich Konjekturen: 22, 5 würden wir *excelsus* mit S dem von Wotke gewählten *excessus* vorziehen. — 34, 12] Zu dieser Stelle ist wohl in der Adnotatio critica die Zahl 12 vor *mortuos SN* ausgefallen? 51, 21 ist doch vielleicht *clauduntur* mit *SMN* zu lesen. 55, 11 gieht Wotke mit *seu angeli* unter dem Text eine bessere Lesart, als im Text *(aut angeli)*. 70, 17 kann doch der Ausruf nicht das erste Mal *Ada* und unmittelbar darauf *Adam* heifsen; es ist letztere Form beide Male zu setzen. 70, 20 ist im Kommentar vor *reccidisti* die Zahl 19 in 20 zu ändern. 89, 19 mufs *scribitur* statt *inscribitur* geschrieben werden, da es sich nicht um eine Aufschrift wie 89, 5 handelt; vgl. 89, 10; 89, 25; 90, 12; 91, 15 u. ö. — 99, 15 ist *animam* (für *anima*) zu schreiben; *animam* hat auch die Vulgata an dieser Stelle. Die Schreibung *Babyllon* und *Babyllonius* mit doppeltem l 95, 18; 102, 18 u. ö. verträgt sich nicht mit der Aussprache und besonders nicht mit der dichterischen Behandlung des Wortes in dieser Zeit, die nur die Form mit einer Liquida kennt. Der Herausgeber ist auch nicht ganz konse-

quent, da er 57, 20 und 58, 1 beide Formen nacheinander gebraucht. — Versehen sind 88, 4 *absondi* statt *abscondi;* 98, 13 *apellatur;* 104, 11 *Christ* für *Christi;* vgl. auch noch 94, 13; 124, 10.

Sprachlich bringen diese an sich recht trockenen Schriften mancherlei Interessantes; voraussichtlich wird uns der Herausgeber das Material in einem Index am Schlufs des Gesamtwerkes geben, von dessen Vollendung wir hoffen bald berichten zu können.

---

122) **Ivo Bruns, De schola Epicteti.** Festschrift der Universität Kiel zum 27. Januar 1897. Kiel, Akademische Buchhandlung. 23 S. 8.

Epictets Schüler pflegten ihrem Meister Vorträge, die sie zuhause ausgearbeitet hatten, vorzulesen (*ἀναγινώσκειν*, wohl zu unterscheiden von *διαλέγεσθαι* = *declamare*). Epictet knüpfte an diese Schulvorträge, die er, weil ihm das Thema bekannt war, schon vorher zuhause durchdacht hatte, eine eingehende Besprechung an mit der sich ergebenden Verbesserung (*ἐπαναγινώσκειν*). Er selbst hat nie vom Konzept vorgetragen: II, 14, 1 wird deshalb auf einen Schüler bezogen, wie bereits Schweighäuser und Schulze gethan haben. Epictets Schüler zerfallen in 2 Klassen, die regelmäfsigen Hörer und solche, die nur gelegentlich anwesend waren. Letztere werden aber ebenfalls gefragt bezw. zurechtgewiesen. Unter den ersteren gab es einen engsten Kreis, dem die besten Elemente angehörten. Diese hörten, während die übrigen von gewissen Teilen des Unterrichts ausgeschlossen waren, 1) die fortlaufenden Vorträge des Meisters, 2) die Rezensionen der ausgearbeiteten Abhandlungen, 3) wurden sie unterwiesen in der Kunst des Dialoges, 4) wurden ihnen die Schriften der stoischen Philosophie, namentlich des Chrysippus erklärt, aber auch Epicur und die Akademiker wurden berücksichtigt. Die Schüler waren zum kleinsten Teil Nikopolitaner, in der Mehrzahl Ausländer, die in Nikopolis mancherlei Ungemach zu erdulden hatten. Wer sich dem unterzog, mufste eine bestimmte Absicht verfolgen. Sie wollten eben selbst später als Lehrer der Philosophie wirken; Epictet warnt sie vor Ungründlichkeit, Anmafsung, Eitelkeit. Dafs Epictet eine Art Akademie gehabt und Kollaboratoren benutzt habe für diejenigen Teile der Philosophie, die nicht nach seinem Geschmack waren, bestreitet Br. mit Recht. Dagegen werden Lehrer erwähnt, die mit ihren Zöglingen zusammen die Schule Epictets besuchten und von ihm gescholten werden, weil sie von diesen Zöglingen Arbeiten

anfertigen lassen, die diese nicht verstehen. — I, 4, 9 ist unzweifelhaft, wie Br. wünscht, die Lesart προκόπτει aufzunehmen; sie findet sich in vier Apographis und ist bereits von Schweighäuser als richtig erkannt. — Epictet, der die praktische Anwendung seiner Lehren fordert, findet das Ideal des stoischen Philosophen im Kyniker, der sich unerschrocken unter die Menge mischt, um die allgemeine Sittlichkeit zu heben.

Dies der Inhalt der von Anfang bis Ende fesselnden Abhandlung, die einen wertvollen Beitrag zum antiken Unterrichtsverfahren giebt.

Aurich. **R. Möcke.**

---

123) **Karl Krumbacher, Geschichte der byzantinischen Litteratur** von Justinian bis zum Ende des oströmischen Reiches (9. Band, 1. Abteilung des „Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, herausgegeben von Iwan v. Müller), 2. Auflage, bearbeitet unter Mitwirkung von A. Ehrhardt und H. Gelzer. München, C. H. Becksche Buchhandlung, 1897. XX u. 1193 S. 8. geh. ℳ 24.

In überraschend kurzer Frist, doppelt überraschend bei einem streng fachwissenschaftlichen und von den gewöhnten Litteraturpfaden abseits liegenden Werke, hat sich das Bedürfnis eingestellt, der 1890 erschienenen ersten Auflage von Krumbachers byzantinischer Litteraturgeschichte eine zweite folgen zu lassen. Ist es dem Verfasser s. Z. gelungen, auf einem weitgedehnten, kaum übersehbaren Untergrunde, der bis dahin aufser einer Reihe von Einzelarbeiten nur einige spärliche und meist mehr oder weniger verunglückte Bauversuche aufzuweisen hatte, ein Gebäude aufzuführen, das nicht nur den weitaus gröfsten Teil der byzantinischen Litteratur, die sich der Forscher bis dahin mühsam selbst hatte zusammensuchen müssen, in systematischer Ordnung und streng wissenschaftlicher, auf voller Höhe der Anforderungen unserer Zeit stehender Methode, verbunden mit anziehender, klarer Darstellung unter seinem Dache birgt, so hat die vorliegende neue Auflage nunmehr auch den Hauptbau, wie Rez. bei Besprechung der ersten als wünschenswert bezeichnete, durch Aufnahme der bei der Eigentümlichkeit byzantinischen Wesens und Lebens äufserst wichtigen theologischen Litteratur, sowie eines Abrisses der byzantinischen Kaisergeschichte — die erstere selbständig bearbeitet von A. Ehrhardt, Professor an der Universität Würzburg, der letztere durch H. Gelzer, Professor an der

Universität Jena —, wie durch zwei dem Stile des Haupttraktes angepafste Flügelbauten zur Vollendung gebracht.

Es ist eine erfreuliche Thatsache, dafs seit den beiden letzten Jahrzehnten, und sicher nicht ohne hervorragende Beeinflussung durch das mächtige Wogen und Ringen nach politischen und kulturellen Neuschöpfungen im ehemaligen byzantinischen Osten das Studium der byzantinischen Litteratur in eine neue, entwickelungsfrohe Phase getreten ist, und dafs die wissenschaftliche Forschung nicht mehr, wie es jahrhundertelang, von wenigen rühmlichen Ausnahmen, als deren glänzendster Vertreter unbestreitbar Du Cange anzusehen ist, abgesehen, der Fall war, an ihr achtungslos vorübergehen darf, sondern mit ihr als einem den übrigen Zweigen mehr und mehr ebenbürtig auftretenden Faktor zu rechnen hat. Ebenso unbestreitbar aber ist die Thatsache, dafs in dieser Frage Krumbacher mit seiner Litteraturgeschichte den glücklichsten Wurf gethan hat und dafs der jetzige Stand der byzantinisch-litterarischen Forschung mit seiner ruhig, aber unaufhaltsam fortschreitenden Entwickelung und Verbreitung in den wissenschaftlichen Fachkreisen in allererster Reihe auf ihn zurückzuführen ist.

Die kleine Ungenauigkeit auf S. 1148, wo dem Verzeichnis der orthodoxen Patriarchen von Konstantinopel von 315—1520 eine allerdings eingeklammerte, aber in der Überschrift nicht annotierte Liste ihrer Vorgänger von 38—315 vorausgeht, wird sich in der hoffentlich bald folgenden Auflage beseitigen lassen.

---

124) **Robert Poehlmann, Grundrifs der griechischen Geschichte nebst Quellenkunde.** Zweite völlig umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage. München, O. Beck, 1896. 268 S. gr. 8. Preis: geh. ℳ 5, in Hbfrz. ℳ 6.50.

Poehlmanns „Grundrifs der griechischen Geschichte" bildet einen Teil des in durchgreifender Neubearbeitung erscheinenden dritten Bandes von Iwan v. Müllers Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, der bekanntlich die Geschichte und Geographie des Altertums enthält. Obgleich das Buch dank dem Umstande, dafs dem Verfasser ein gröfserer Raum und auch sonst gröfsere Freiheit gewährt war, ein im wesentlichen neues ist, also eine ausführlichere Besprechung verdiente, mufs ich mich darauf beschränken, die Leser dieser „Rundschau" durch ein paar Bemerkungen auf die Vorzüge dieser Neubearbeitung aufmerksam zu machen.

Die Darstellung ist, wenn auch immer noch knapp, so doch wesentlich ausführlicher als in der ersten Auflage. Während sie in dieser den Titel trug „Grundzüge der politischen Geschichte Griechenlands“ und bloſs 111 Seiten umfaſste, weist die Neubearbeitung, die im Dezember 1895 abgeschlossen wurde, mehr als die doppelte Seitenzahl auf und ist erweitert zu einem „Grundriſs der griechischen Geschichte nebst Quellenkunde“. Völlig gleich geblieben ist, so viel ich sehe, bloſs das einleitende Kapitel, das einen Überblick über die neueren Darstellungen der politischen Geschichte von Griechenland enthält, sonst ist alles, bis auf die Überschriften der Kapitel, die selber um eines vermehrt worden sind, wesentlich verändert. Der Grundriſs bietet in der vorliegenden Gestalt nicht mehr bloſs die Hauptthatsachen der politischen Geschichte, sondern betont ganz wesentlich die wirtschaftliche und soziale Seite der Entwickelung entsprechend der Auffassung von der Aufgabe der alten Geschichte, die der Verfasser schon wiederholt entwickelt hat. Hingegen haben die Litteratur, Religion und die sogen. Altertümer fast keine Berücksichtigung gefunden, da diese Disziplinen in den folgenden Bänden des Handbuches gesondert dargestellt sind.

Über die Absichten, von denen der Verf. bei der Neubearbeitung sich hat leiten lassen, wollen wir ihn selber sprechen lassen, wobei wir im voraus bemerken, daſs er durch umfassende Heranziehung der neueren Litteratur und Forschungen sein Versprechen redlich erfüllt hat, „dem Grundriſs durch gröſsere Ausführlichkeit der Darstellung und Herabführung derselben bis auf die römische Kaiserzeit, durch Hinzufügung von Quellenübersichten, durch gröſsere Berücksichtigung auch des Zuständlichen und der für den geschichtlichen Verlauf wichtigen politischen und sozialen Ideen eine wesentlich erweiterte und brauchbarere Gestalt zu geben“. Wer wissen will, wie die Neubearbeitung sich im einzelnen von der ersten allzu knappen Übersicht unterscheidet, sei auf die Zusammenstellung der Zusätze und Änderungen in der Wochenschr. f. klass. Philol. 1896, Nr. 33 u. 34, S. 894—901 verwiesen.

Unser Schluſsurteil lautet: Poehlmanns Grundriſs, der in knapper, klarer Darstellung einen Überblick über die Ereignisse und die wichtigsten Ergebnisse der Forschungen auf dem Gebiete der griechischen Geschichte und ihrer Quellen enthält, eignet sich vortrefflich für Anfänger zu einer vorläufigen Orientierung über die Hauptprobleme und den gegenwärtigen Stand der Forschung, aber auch für Vorgerücktere als Kompendium für

die Repetition, sowie zum Gebrauche bei akademischen Vorlesungen, weil dem Vortragenden das zeitraubende Diktieren von Litteraturangaben fast ganz erspart ist. Ein besonderer Vorzug dieser Neubearbeitung ist der, daſs das Buch, obgleich einen Teil des Handbuches der klassischen Altertumswissenschaft bildend, doch selbständig geworden ist und daher auch ein besonderes Register erhalten hat, das die praktische Brauchbarkeit des Buches wesentlich erhöht hat.

Frauenfeld (Schweiz). **Otto Schulthefs.**

125) **L. Oberziner, Le guerre germaniche die Flavio Claudio Giuliano.** Roma, Loescher e Co., 1896. X u. 128 S. 8.

Der Verfasser schickt seiner Arbeit eine kritische Übersicht über die antiken Quellen für seine Untersuchung voraus Er stellt fest, daſs unsere Kenntnis von Julians germanischen Kriegsthaten fast ausschlieſslich auf Julians eigene „Kommentarien" zurückgeht, da Ammianus, Libanios und Zosimos, wo sie Stichhaltiges bieten, diese Quelle ausschreiben. Die beiden letzteren benützen daneben noch den Brief des Kaisers an die Athener und sind daher weniger zuverlässig als der Erstgenannte, der nur die objektiveren „Commentarien" verwertete. Eunapios konnte einige gute Notizen aus dem Tagebuch des Oribasios verwenden, Zonaras muſs, da er des Lateinischen nicht mächtig war, sein Wissen aus einer griechischen Quelle geschöpft haben, und diese ist wohl mit Julians „Kommentarien" identisch. Die durchweg gegen den Kaiser parteiischen Kirchenhistoriker sind nur vorsichtig an der Hand der Profanhistoriker zu benutzen.

Oberziner behandelt sein Thema in sechs Kapiteln, die wieder übersichtlich in einzelne Abschnitte gegliedert sind. Das erste Kapitel macht uns mit der Jugendgeschichte Julians bis zu seiner Erhebung zur Caesarwürde bekannt und fällt somit aus dem Rahmen der eigentlichen Untersuchung heraus. Ein eingehendes Inhaltsverzeichnis orientiert den Leser über die behandelten Einzelheiten, zahlreiche Anmerkungen enthalten antike und moderne Quellennachweise und kritische Auseinandersetzungen mit der modernen Fachlitteratur, die auch noch in einem bibliographischen Index am Schluſs des opulent ausgestatteten Buches zusammengestellt ist. Der Verfasser zeigt sich als genauen Kenner der Julian-Litteratur, namentlich der deutschen, und hier ist ihm nur sehr Weniges entgangen. So viel wir sehen, fehlt Kochs Aufsatz in den Neuen Jahr-

büchern für Philologie 1893 S. 362ff., die Abhandlungen von v. Borries im Hermes 1892 S. 170ff., in der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst XII, S. 242 und im Jahresbericht der Neuen Realschule von Strafsburg 1892, ein Beitrag von Klebs in Sybels Historischer Zeitschrift 1891, S. 289ff. und eine Notiz von Wiegand in der Oberrheinischen Zeitschrift VIII 8, S. 134ff. und 9, S. 176 (s. Wiegands Besprechung von Oberziners Schrift in der Oberrheinischen Zeitschrift 12, S. 176ff.) Auch das neueste Werk über Julian von A. Gardner: „Julian, Philosopher and emperor", New-York und London 1895, kennt Oberziner noch nicht. Leider kannte Oberziner Kochs jüngst erschienene Abhandlung: „De vorlogen door Keizer Julianus den Afvallige in de Niederlanden gevoerd (Bydragen voor Vaderlandsche Geschiedenis en Oudheidkunde, se Reeks, deel X.)" der eine grössere Arbeit in den Supplementen der Neuen Jahrbücher für Philologie folgen soll, nicht mehr benutzen. Eine Notiz über die mutmafsliche Tendenz der „Kommentarien" Julians hätte er auch in dem Programm des Referenten: „Julian und Dion Chrysostomos", Tauberbischofsheim 1895, S. 36, finden können. — Das Buch ist hübsch und sorgfältig geschrieben und gut gedruckt. An Druckversehen sind aufser den vom Verfasser berichtigten noch folgende zu korrigieren: S. 5 Anm. 5 ist zu lesen *stereotypa*, S. 55, 2: *senescente*, S. 76 in der Mitte: *aspettavano*, S. 79 in der Mitte: *incursione* und S. 110 Anm. 3: *ἕνεκα*.

Oberziners Ergebnisse sind im grofsen und ganzen keine neuen: Er begnügt sich damit, alles, was sich auf Grund von Ammians Bericht als haltbar nachweisen läfst, unter stetiger Prüfung aller darüber geäufserten Ansichten anderer Gelehrten übersichtlich zusammenzustellen, wobei ihm allerdings auch manche Berichtigung im kleinen gelungen ist. In dem wichtigsten Punkte seiner Untersuchung, in der Darstellung der Alamannenschlacht vor Strafsburg, folgt er mit Recht der Ansicht Wiegands (s. dessen Arbeit: „Die Alemannenschlacht vor Strafsburg 357", Strafsburg 1887). Bezüglich Julians Aufrichtigkeit bei seiner Ablehnung des Purpurs scheint uns Oberziner etwas zu optimistisch zu sein. Die mafslose Eitelkeit des Kaisers, der schon in seiner frühesten Zeit Achill, Alexander, Caesar und Mark Aurel sich zu Vorbildern erkoren hatte, und die systematische Propaganda des Neuplatonismus, dessen Führer Maximos von Ephesos den jungen Prinzen zum Heiland dieser Weltanschauung machen wollte, legt doch bei Julian eine gröfsere innere Aktivität in dieser Frage

nahe, als er selbst uns gern glauben machen möchte. — Vielleicht hätte auch die Erwägung, ob und wie weit Julians Vorgehen gegen die Germanen von Cäsars Vorbild abhängig war, zu einer nicht uninteressanten Parallele Gelegenheit bieten können, zumal Julian in den „Caesares" selbst hierzu Veranlassung giebt.

Die Arbeit Oberziners kann jedem, der sich für Julian interessiert, als eine gut ausgereifte, sachkundige und anregende Leistung empfohlen werden.

Tauberbischofsheim. **J. R. Asmus.**

---

126) **G. Meyer, Griechische Grammatik.** Dritte vermehrte Auflage. [Bibliothek indogermanischer Grammatiken Bd. III.] Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1896. XVIII und 715 S.

Nach Verlauf von 10 Jahren liegt nun die dritte Auflage der vortrefflichen Meyerschen Grammatik vor, welche sich vor ihrer Vorgängerin, wie die zweite Auflage, die vom Unterzeichneten im Jahrgang 1886 S. 285 ff. in verdienter Weise gewürdigt worden ist, gegenüber der ersten durch noch allseitigere Vertiefung in die zahlreichen einzelnen, vielfach sehr verwickelten Probleme der Laut- und Flexionslehre auszeichnet und die der früheren Auflage nachgerühmten Vorzüge, umfassendste Berücksichtigung der sprachwissenschaftlichen Litteratur und des reichen Zuwachses an neuem griechischem Sprachmaterial durch die zahlreichen inschriftlichen und manche handschriftliche Funde, in demselben unbestreitbaren Maſse besitzt. Der Gesamtcharakter des Buches ist nicht geändert worden, da der Verfasser mit Ausnahme der durch die Fortschritte der sprachwissenschaftlichen Forschungen der letzten Jahre notwendig gewordenen Abänderungen, Plan und Anordnung des ganzen Stoffes ebenso wie die Verteilung im einzelnen unverändert beibehalten hat. Es ist nicht durchführbar, alle Stellen einzeln aufzuzählen, in denen diese dritte Auflage von ihrer Vorgängerin sich inhaltlich unterscheidet sei es durch Änderung der früheren oder Einführung neuer, man kann wohl sagen durchaus wohlbegründeter Ansichten, wie es sich bei einem Sprachforscher von solcher Bedeutung, wie sie der Verfasser durch seine so vielseitigen Leistungen einnimmt, eigentlich von selber versteht, oder Vermehrung des Materials (man vgl. beispielsweise die § 55, 139, 141, 170, 242 und zahlreiche andere). Indessen mag doch auf einige Punkte hingewiesen werden, so auf die vollständige Abänderung der Darstellung des § 61

(S. 118), wo früher Entstehung von $\bar{\alpha}$ ion. att. η aus $\alpha\upsilon$ $\alpha\iota$ αF αj gelehrt worden war, ferner auf § 75 (S. 136), wo von der Reduktion der durch Assimilation entstandenen Doppelkonsonanz auf einfache gehandelt ist, auf § 95 (S. 160), welcher über Vokalentfaltung zwischen Liquida und Konsonant handelt und jetzt mit Recht sehr stark beschnitten erscheint. Wesentlich verändert ist ferner das Kapitel von der Metathesis in § 173 ff. (S. 244 ff.) und jenes vom Wechsel stimmhafter und stimmloser Verschlufslaute § 197 (S. 271 ff.). Bedeutend verbessert sind in manchen Teilen die Abschnitte über die Verbindungen von Konsonanten, sehr vermehrt und vervollständigt das Kapitel von der „Einwirkung nicht unmittelbar zusammenstofsender Laute aufeinander" § 300 ff. (S. 389 ff.). Sehr dankenswert ist die jetzt im Anschlufs an W. Schulze in § 309 (S. 403) gegebene Erklärung des Ursprungs und der Ausbreitung des Gebrauches der apokopierten Präpositionen. Ohne noch weiter in dieser Aufzählung fortzufahren, die ohnehin immer nur unvollständig bleiben könnte, erlaube ich mir noch einige wenige Punkte hervorzuheben, die ich mir bei Durchnahme des Buches angemerkt habe. S. 37 wird lat. *heri* unter Verweisung auf got. *gistra*- auf **hisi* zurückgeführt, was an und für sich ja ebensowohl möglich ist, wie die zweifellos richtige Herleitung von *serō* aus **sisō* Aber in *hesternus* (nach Marius Victorinus, Gr. Lat. VI 15, 15 K. ist allerdings *hēsternus* zu sprechen, jedoch müfste unter allen Umständen die Dehnung des Vokales auf sekundären Einflufs der Lautgruppe = *st*- zurückgeführt werden) kann *hes*- doch nur aus *hjes*- entstanden sein. Es kann also wohl auch bei *heri* mit der Herleitung aus **hjesi* sein Bleiben haben, vgl. auch Lindsay, The Latin language S. 264. Die im § 12 (S. 43) gegebene Erklärung von ἔ-ᾱσι aus **ἐσ-ṇti* entspricht meines Erachtens nicht dem wahren Sachverhalte, da aus der letzten Form doch wohl nur **ἔᾰσι* hätte hervorwachsen können. Vgl. § 21 S. 56 unten. Die richtige Erklärung steht bei Brugmann, Grundrifs II 1365. Wenn S. 48 und 633 die bekannte von Aristarch überlieferte Form πέπασθε aus **πέ-παθ-τε* hergeleitet wird, so ist dabei, wie mir scheint, aufser acht gelassen, dafs die letzte Form doch wohl nur **πέπαστε* ergeben hätte, wie der ganz analoge im § 277 (S. 362) angeführte Fall πέπεισται aus **πέ-πειθ-ται* zeigt. Man wird also πέπασθε, wie dies auch Brugmann, Grundrifs II 1358 thut, für eine ursprünglich mediale Form halten müssen (Grdf. **πέ-παθ-θε*, vgl. ἐπείσθην aus **ἐπείθ-θην*). Die Kategorie der Verba τράπω und Konsorten (S. 57 f.

§ 22) läfst sich nach meinem Dafürhalten ohne Anstand als 'Aoristpräsentia' bezeichnen, d. h. es kann τράπω ganz wohl der Fortsetzer eines Präsens *τρπώ *ταρπώ sein, das neben τρέπω von Anfang an bestand und nicht erst nach Analogie des starken Aorists gebildet zu sein braucht. Vgl. Brugmann, Grundrifs II 913 und 924. Die § 32 (S. 70) gegebene Darstellung des Verhältnisses der 3. plur. opt. auf- αν zu denen auf -εν dürfte kaum vollständig richtig sein, wie ich wieder der Kürze halber nur durch einen Verweis auf Brugmann, Grundrifs, II 1363 hervorheben will. 34 (S. 73) ist die Anmerkung zu ἄημι aus der zweiten Auflage beibehalten. Meines Wissens liegt aber keine Berechtigung zur Annahme vor, dafs die Formen ἄητον u. s. w. nicht ursprüngliches Erbe sind. Denn vē- gehört doch nach allgemeiner Annahme zu den sogenannten starren Wurzeln, die im Dual und Plural niemals eine Stammabstufung gehabt haben. Wenn § 162 (S. 236) aus der früheren Auflage der Satz stehen geblieben ist, dafs anlautendes ρ durchweg erst durch das Schwinden eines vor ρ ursprünglich stehenden v oder s anlautend geworden sei, worauf der V. noch in der Anmerkung zu § 163 (S. 238) zurückkommt, so möchte ich mir doch erlauben, meinem Zweifel gegen die Richtigkeit dieser Annahme Ausdruck zu geben. Mir scheint gerade ῥύομαι neben ἐρύομαι für ursprüngliches anlautendes ρ zu sprechen; vgl. Brugmann, Griech. Gramm. 2. Aufl. S. 42. Ferner halte ich die Zusammenstellung von ῥώομαι mit ai. *rās*- (de Saussure, Mémoire S. 169) für sehr wahrscheinlich, während mir die Annahme, das *rāpa* mhd. *rüebe* akl. *rěpa* lit. *rópė* Lehnwörter aus dem Griechischen seien, sowohl wegen der vokalischen Gestaltung der Stammsilbe (vgl. wegen des Deutschen Kluge, Etym. Wört. 5. Aufl. S. 306) als auch wegen der Verschiedenheit des Suffixes immerhin nicht recht glaubhaft vorkommen will. Auch ῥυσός 'runzlich' kann man meines Erachtens ohne Anstand mit O. Schrader Kuhns Zeitschr. XXX 481 zu dem lit. *raũkas* 'Runzel' stellen, wozu auch Prellwitz, Etym. Wört. s. v. geneigt zu sein scheint. Kurz es scheint mir doch etwas gewagt, ursprüngliches anlautendes ῥ- dem Griechischen vollkommen abzusprechen, wenn schon die nachzuweisenden sicheren Fälle gering an Zahl sind. Noch sei es mir gestattet, einen Punkt aus der Verbalflexion hervorzuheben, der zugleich eine gewisse prinzipielle Bedeutung hat. Im § 443 (S 533) wird, wie in der zweiten Auflage gelehrt, dafs das -ō der 1. sing. des Präsens aus der Kontraktion des thematischen Vokals und eines vorläufig nicht näher zu bestimmenden Suffixes

entstanden sei. Hier, glaube ich, hat der V. seine gewifs in vielen Beziehungen gerechtfertigte Skepsis (vgl. den Schlufs des Vorwortes) doch gar zu weit getrieben. Wenn irgendetwas aus den neueren und neuesten Forschungen über den indogermanischen Accent Glauben verdient, so ist es meines Erachtens der Satz, dafs lange durch Kontraktion entstandene Vokale in der Grundsprache geschleiften Ton hatten. Mit Rücksicht auf das Litauische, welches 1. sing. praes. wegen der Kürzung zu — *ŭ* auf gestofsenen Ton auch in der Grundsprache weist, halte ich die Annahme für vollkommen berechtigt, dafs das - *ō* in der 1. sing. praes. nicht auf Kontraktion beruhen kann, sondern auf ursprüngliches - *ō* zurückgehen mufs, und man darf meines Erachtens kein Bedenken tragen, dies auch wirklich als Lehrsatz vorzutragen.

Ich schliefse diese Besprechung mit der Versicherung, dafs es in der Absicht des Referenten nur gelegen war, durch die vorstehenden Zeilen nachzuweisen, dafs er die neue Auflage dieser unentbehrlichen griechischen Grammatik einer aufmerksamen Durchsicht unterzogen und sich dadurch legitimiert habe, dieselbe auch in dieser vermehrten und mannigfach verbesserten Gestalt aufs wärmste den Herrn Philologen und Jüngern der Sprachwissenschaft empfehlen zu dürfen.

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

127) **F. Nerz, Perfektum und Imperfektum respektive Passé défini und Imparfait.** Beilage zum Jahresber. des Königl. Alten Gymnasiums zu Nürnberg 1895. II u. 27 S. 8.

Verfasser behandelt dies schwierige Kapitel der Syntax, wie er es seinen Schülern im französischen Unterrichte mit gutem Erfolge klar gemacht hat. Zugleich möchte er auf den vorangehenden Unterricht im Latein einwirken und wünscht, dafs den Schülern in ihm gleich Richtiges beigebracht werde.

Dem deutschen Imperfektum mit seinen zwei verschiedenen Funktionen stehen im Lateinischen und Französischen je zwei Tempora gegenüber. Daher die Schwierigkeit und die Wichtigkeit, die richtige Wahl unter ihnen zu treffen.

Die Bedeutung des Perfektum (passé défini) und des Imperfektum (imparfait) ergiebt sich aus den Namen dieser Tempora: Das Perfektum (passé défini) stellt den Inhalt dar, der in der Vergangenheit zum Abschlufs gekommen ist, das Imperfektum (imparfait) denjenigen, der in der Vergangenheit noch unvollendet, noch in Währung begriffen ist.

Während die Namen der Tempora den ganzen Verlauf des Inhalts von seinem Ende aus betrachten lassen, kann man ihn aber auch von seinem Anfange aus ansehen; dann ergiebt sich das Perfektum (passé défini) als die Zeit der beginnenden Handlung, des entstehenden Zustandes, das Imperfektum (imparfait) als die der schon angefangenen Handlung, des schon bestehenden Zustandes. So entsteht die einfache und erschöpfende Regel: „Das Imperfektum bezeichnet eine Handlung oder einen Zustand in der Vergangenheit als schon angefangen, aber noch nicht vollendet; das Perfectum historicum bezeichnet eine Handlung oder einen Zustand in der Vergangenheit vom Anfang in ihrem Verlauf bis zum Ende“ (S. 17).

Im folgenden bespricht Verf. die Tempora bei paralleler Gleichzeitigkeit, das imparfait im Französischen zur anschaulichen Darstellung einer Reihe von aufeinanderfolgenden Ereignissen, das imparfait in eingeschobenen Sätzen (*disait-il* u. ähnl.), das Imperfectum de conatu, das Imperfektum in irrealen hypothetischen Sätzen und einige andere Fälle von untergeordneter Bedeutung. Überall wird eine Fülle lehrreicher Beispiele aus lateinischen (besonders Caesar) und französischen Autoren zur Illustrierung des Gesagten geboten.

Wenn ich mich auch nicht in allen Punkten mit dem Verfasser einverstanden erklären kann (z. B. nicht in seiner Begründung des imparfait in irrealen hypothetischen Sätzen, S. 27), so ist die Darstellung des Ganzen doch recht gelungen. Nur zweierlei möchte ich bemerken. Erstens scheint es mir zweckmäſsig zu sein, das Wesen und die Bedeutung des Imperfektums aus der Bedeutung seiner Endung zu erklären. Zweitens bedauere ich, daſs der Herr Verfasser neben dem passé défini nicht zugleich auch das passé indéfini (parfait) behandelt hat.

Den Lehrern des Lateinischen, sowie denen des Französischen sei die Abhandlung warm empfohlen.

Bremen. **H. Soltmann.**

128) **F. Hoppe, Bilder zur Mythologie und Geschichte der Griechen und Römer.** Unter Mitwirkung der K. K. Lehr- und Versuchsanstalt für Photographie und Reproduktionsverfahren in Wien. 30 Tafeln Lichtdruck in der Gröſse von 39×54 cm. Lieferung II—V à 6 Tafeln. Wien, C. Gräser, 1896. Jede Lief. 2 *M*.

Die Bilder sind mit Ausnahme von IV, 4 Pallas Giustiniani nach Gipsabgüssen und anscheinend nach guten Gipsabgüssen hergestellt. Als

einen wirklichen Mangel empfindet man dies nur dann, wenn das Original in einem anderen Material als Mormor vorliegt, wie z. B. bei II, 4. Sitzender Hermes aus Neapel: eine Bronzenachbildung dieser Bronzestatue macht einen wesentlich anderen Eindruck als ein Gipsabgufs oder ein nach einem solchen angefertigtes Bild. Im allgemeinen wird man stets die Bilder, die nach den Originalen hergestellt sind, den nach Abgüssen angefertigten vorziehen; allein man mufs doch auch bedenken, dafs es nur auf letztere Weise möglich war, die Lichtdrucktafeln so billig zu liefern.

„Bei der Auswahl der Bilder war der Grundsatz mafsgebend, nicht blofs Götter- und Heroengestalten und mythologische Scenen zu berücksichtigen, sondern auch Bildnisse weltgeschichtlicher Persönlichkeiten zu bieten, soweit dies den Bedürfnissen des Schulunterrichts entspricht.“ An diesem Grundsatz ist auch in der zweiten bis fünften Lieferung festgehalten worden. Von Götterstatuen werden gebracht aufser der schon genannten Bronzestatue des Hermes: IV, 4 Pallas Giustiniani (sog. Minerva Medica), Marmorstatue der Athena mit Schlange, im Vatikan; nach einer Photographie von Spithöver-Rom. V, 5 Athena Parthenos, die berühmte im Jahr 1880 gefundene Marmorstatuette, in der man eine Kopie der Kolossalstatue des Phidias erkennt, in Athen. V, 3 Apollo als Kitharoede (auch Musagetes genannt). Marmorstatue im Vatikan. V, 4 Artemis von Versailles, Marmorstatue im Louvre. V, 6 Poseidon, Marmorstatue im Lateran. An Götterköpfen und -büsten sind vorhanden: II, 3 Hera, Marmorkopf in der Villa Ludovisi. V, 2. Aphrodite von Melos, Marmorstatue im Louvre; der Lichtdruck zeigt den Kopf und die rechte Schulter, einen Teil der linken. III, 1 Ares, Marmorbüste früher in Villa Albani, jetzt in der Glyptothek in München. IV, 2 Dionysos, Marmorkopf im Kapitolinischen Museum; bemerkenswert der Ausdruck süfser Träumerei, der in dem Lichtdruck gut erkennbar ist. IV, 1 Apollo von Belvedere, Kopf und Schulterstück nach der Marmorstatue im Vatikan. Der Mythologie gehören an: II, 5 Niobe mit ihrer jüngsten Tochter, Marmorgruppe in den Uffizien. III, 2 Medusa, Marmorkopf früher im Palast Rondanini, jetzt in der Glyptothek in München. III, 3 Satyr, Marmorkopf in der Glyptothek in München. II, 6 Teiresias und Odysseus, Marmorrelief früher in der Villa Albani, jetzt im Louvre. Dazu kommen Statuen und Büsten geschichtlicher Persönlichkeiten: II, 1 Demosthenes, Marmorstatue im Vatikan. III, 4 Sophokles, Marmorstatue im Lateran. III, 5 und 6

Herodot und Thukydides, Doppelherme von Marmor in Neapel; wichtig, weil sie uns das sicher beglaubigte Bildnis des Thukydides bietet. IV, 6 Sokrates, Marmorkopf in der Villa Albani. IV, 5 Plato, Marmorkopf im Vatikan (mit der falschen Aufschrift Zeno). V, 1 Alexander der Grofse, Marmorbüste im Louvre; berühmt, weil unzweifelhaft nach dem Leben gearbeitet; auch im Lichtdruck ist die anormale Bildung der linken Gesichts- und Halsseite wahrnehmbar. II, 1 Caesar, Marmorbüste im britischen Museum; wichtig, weil sie, zu den wenigen sicheren Bildnissen des grofsen Diktators gehört. Schliefslich ist noch die schöne Wiedergabe des berühmten Sardonyx des Wiener Museums hervorzuheben: IV, 3 Gemma Augustea, Onyx-Kamee des Kunsthistorischen Museums in Wien, welche die Vergötterung des Augustus darstellt.

Die Lichtdrucke sind durchweg sauber ausgeführt, und die Benutzung der Tafeln kann entschieden empfohlen werden; um den Unterricht in den alten Sprachen, der Geschichte, der deutschen Litteratur zu beleben und anschaulich zu machen, bilden sie ein vortreffliches Mittel.

Darmstadt. **L. Buchhold.**

---

129) **Friedrich Koldewey, Geschichte der klassischen Philologie auf der Universität Helmstedt.** Mit dem Bildnisse des Professors Johannes Caselius. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn, 1895. X u. 226 S. 8. ℳ 6.

Verfasser ist als einer der hervorragendsten Schriftsteller im Fache der deutschen, speziell braunschweigischen Unterrichtsgeschichte schon längst so vorteilhaft bekannt, dafs jedes neue auf diesem Gebiete von ihm erschienene Werk, streng genommen, gar keiner Empfehlung mehr bedarf. So ist denn auch die vorliegende, auf genauester Kenntnis und durchweg richtiger Beurteilung der einschlägigen Quellen beruhende Arbeit geradezu als eine Leistung ersten Ranges zu bezeichnen, die man jedenfalls um so freudiger begrüfsen wird, als eine eigentliche Geschichte der Universität Helmstedt, insbesondere irgendwelche gröfsere Abhandlung über die Pflege der klassischen Studien daselbst bisher nicht existierte.

Die auf der Unterscheidung dreier Entwicklungsperioden der Hochschule beruhende Einteilung des umfangreichen Stoffes wird man nur billigen, auch unbedingt damit einverstanden sein, dafs die Darstellung mit der den Helmstedter Philologen hinsichtlich des Umfanges und der Behandlung ihres Lehrstoffes vorgeschriebenen Instruktion beginnt, zumal

dieselbe nicht die geringsten Berührungspunkte mit den heutzutage bei den Vertretern der klassischen Gelehrsamkeit üblichen Anschauungen aufweist. Sehr vorteilhaft unterscheidet sich das vorliegende Werk auch von manchen anderen dürren statistischen Zusammenstellungen über die Entwickelung einzelner Schulen, wie sie in unseren Tagen leider nur allzu häufig anzutreffen sind, dadurch, dafs nicht nur der äufsere Lebensgang, die innere Entwicklung und litterarische Thätigkeit der einzelnen philologischen Hochschullehrer, sondern ganz besonders ihre Lehrweise genau charakterisiert wird. Recht dankenswert erscheint der die Hauptergebnisse der Arbeit zusammenfassende Rückblick, welcher namentlich auch die Ursachen des Rückgangs und schliefslichen Verfalls der philologischen Studien in Helmstedt mit trefflichem Blick nicht etwa aus einer Untüchtigkeit der Lehrer, sondern aus allgemeinen Gründen ableitet.

Selbstverständlich wird fortgesetzt auf die hohe Bedeutung von Johannes Caselius, der 1576—1613 mit aufserordentlichem Erfolge in Helmstedt wirkte und vom Verfasser S. 54 richtig als der letzte wahrhaft hervorragende Vertreter des deutschen Humanismus bezeichnet wird, sowie seiner Schüler Georg Calixtus, Hermann Conring, Christoph Schrader und des jüngeren Heinrich Meibom hingewiesen, auch die Leistungen von Carpzow und dem älteren Wernsdorf, welche der Philologie nach einer Zeit langen Verfalls wieder zu ihrem Rechte verhalfen, nebst denen ihrer Nachfolger Wiedeburg, Lichtenstein und Bredow gebührend gewürdigt und endlich als eine besonders erfreuliche Thatsache hervorgehoben, dafs von keiner Universität so viele treffliche lateinische Gedichte und zierliche Reden ausgegangen sind als gerade von der Helmstedter.

Der Anhang, welcher den Wortlaut der lateinischen, vorbin erwähnten, dem Jahre 1576 angehörigen Instruktion für die Professoren, ein vollständiges Verzeichnis der benutzten gedruckten Quellen und ein sehr genaues Namen- und Sach-Register enthält, erhöht die Brauchbarkeit der vorzüglichen Arbeit wesentlich.

Pinne. **Löschhorn.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 7. August. Nr. 16, Jahrgang 1897.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

130) **Homeri opera et reliquiae.** Recensuit **D. B. Monro,** Oxonii e typographeo Clarendoniano 1896. 1039 S. 8. geh. 10 sh. 6d.

Die vorliegende Ausgabe, welche als „the Oxford Homer India Paper Edition“ bezeichnet ist, soll nach der Absicht des Herausgebers die sämtlichen unter dem Namen Homers gehenden Gedichte in einem Band, der nicht zu voluminös ist, enthalten. Diese Aufgabe hat sie gut gelöst. Wir glauben ein Buch von nicht mehr als 400—500 Seiten vor uns zu haben; die Raumersparnis ist durch das Papier erreicht, welches — als indisches bezeichnet — sehr dünn, aber trotzdem fest und dauerhaft ist. Der Druck ist scharf und deutlich und keineswegs so klein, dafs er den Augen schaden könnte. Eine volle Seite umfafst 32 Verse; die Dindorf-Hentzesche Textausgabe der homerischen Gedichte hat auf einer Seite 31 Verse, die Cauersche Odyssee trotz der kritischen Anmerkungen unter dem Texte nicht viel weniger. Der Druck ist sehr korrekt; ich habe keine Stelle gefunden aufser α 428 κέδνα (für κεδνὰ) ἰδυῖα, wo ein Druckfehler zu bemerken gewesen oder auch nur ein Accent oder ein Spiritus abgesprungen wäre (aufser Seite 977 V. 254.) In der Vorrede erklärt der Herausgeber, dafs er nicht beabsichtigt habe, die frühere Form der griechischen Sprache wiederherzustellen und nach diesem Ge-

sichtspunkte den ganzen homerischen Text durchzukorrigieren. Vielmehr bietet er uns für die Ilias seinen bereits in seiner Schulausgabe gebotenen Text, für die Odyssee den Text der von Merry besorgten englischen Ausgabe; jedoch hat er mehrfach, veranlaſst durch Arthur Ludwichs kritische Odysseeausgabe, Textänderungen hier vorgenommen. Weit höheres Interesse gewährt uns die Textesrezension der homerischen Hymnen von T. W. Allen. Derselbe hat zwar schon die Goodwinsche Ausgabe zu Ende geführt und herausgegeben, hatte aber damals noch keineswegs einen so vollständigen handschriftlichen Apparat wie später und konnte sich bei der Herausgabe keineswegs ganz frei und selbständig bewegen, wie er dann auch selbst sagt: „ne omnino opus incohatum periret, mihi commissum est ut perficerem, id quod pro parte egi, servatis ut par erat quae iam auctoris manu scripta erant, legibusque ac rationibus editionis si quas indicasset Goodwin obsecutus.“ Im Jahre 1895 hat derselbe Gelehrte im Journal of Hellenic studies (vol. XV) zwei sehr lesenswerte Abhandlungen über den Text der homerischen Hymnen, über den Wert der Handschriften und ihr Verhältnis zu einander veröffentlicht. Er hat uns darin gezeigt, warum er sich an verschiedenen Stellen für diese oder jene Lesart entschieden, wie er diese oder jene Stelle erklärt wissen will, welchen Konjekturen anderer er an verdorbenen Stellen seine Zustimmung giebt; er hat selbst manche eigene Konjektur entweder in den Text aufgenommen oder wenigstens zur Aufnahme und Prüfung vorgeschlagen. Während wir aber genötigt sind die einzelnen Stellen in jenen Abhandlungen nicht ohne manche Mühe aufzusuchen, können wir jetzt ohne jede Schwierigkeit erkennen, welcher Lesart er den Vorzug giebt. Nur diesem Teil des ganzen Buches sind unter dem Text handschriftliche und textkritische Bemerkungen hinzugefügt. Ein Versehen oder Druckfehler findet sich VII 13, wo unter dem Text bemerkt wird, die Handschriften hätten λυδοὶ „praeter M (λυδοὶ)“, wofür ληδοὶ zu setzen ist. Was die Reihenfolge der einzelnen Hymnen betrifft, so beginnt der Herausgeber mit den Fragmenten des Hymnus an Bacchus, zuerst den neun Versen aus Diodorus Siculus III 65, dann den 12 Versen des codex Mosquensis (in der Ausgabe mit M bezeichnet). Es folgt darauf der Demeterhymnus, auf ihn der Hymnus auf Apollo ungeteilt, sodann der auf Hermes; daran schlieſsen sich die übrigen in der gewöhnlichen Reihenfolge. Zur Bezeichnung der Handschriftenfamilien benutzt der Herausgeber dieselben Abkürzungen, die er in dem Journal of Hellenic studies angewandt hat. So bezeichnet

er mit p die Familie der Pariser Handschriften, mit x die Übereinstimmung des Estensis (E), Laurentianus (L), Parisiensis suppl. graec. 1095 (*Π*) und des Matritensis (T), mit y „marginalia codicum L*Π* interdum et in ET reperta“. Unter den Konjekturen Allens hebe ich folgende hervor: Hymnus auf Bacchus V. 11 lesen Baumeister, Abel, Gemoll ὦς (ὥς) *δὲ τὰ μὲν τρία, σοὶ πάντως τριετηρίσιν αἰεὶ ἄνθρωποι ῥέξουσι ἑκατόμβας* mit Ruhnken; bei Goodwin finden wir *ὡς δὲ τὰ σοὶ τρία πάντη ἅδεν τριετηρίσιν κτλ.*; Allen schreibt *ὡς δὲ τάμεν* (=*ἐτάμησαν*) *τρία σοι πάντως, τριετηρίσιν κτλ.* Im Hymnus auf Apollo V. 339 schreibt er *ἀλλ' ὅγε φέρτερος ἔστω ὅσον Κρόνου Ζεύς* für Hermanns *εἴη*; cod. M. hat *ἐστιν, ὅσον*. Für *Πύθιον* V. 373, wo das Metrum die Verlängerung des *ι* verlangt und daher Schneidewin und Bergk *Πυθῷον* änderten, schreibt der Herausgeber *Πύθειον* mit der Bemerkung „ut *δέλφειος* 496; sed huiusmodi nomina incerta omnia sunt.“ Im Hymnus auf Merkur V. 119 schreibt er für das überlieferte *δι' αἰῶνας* (-ος) *τε τορήσας*: *αἰῶν' ἀντιτορήσας*, V. 239 *'Ερμῆς ἀνεείλει ἓ αὐτόν*, in den Handschriften findet sich *ἀλέεινεν*; auch fügt er hinzu, daſs Postgate vorgeschlagen habe *ἀνεείλε'*. Vers 342 liest er *τὰ δ' ἄρ' ἴχνια δῖα πέλωρα*, die Pariser Handschriften haben *δῖα*, Mx *δοῖα*, wofür Barnes *τοῖα* korrigierte, was die neueren Bearbeiter, wie Abel, Gemoll, Goodwin, Ludwich gebilligt haben. Vers 400 verändert er *ἦχ' οὐ δὴ* der Handschriften in *ἦχ οὖδει*, wozu er im Journal bemerkt: „i. e. on the ground of the cave, where the cows were, in contradistinction to the roat meat (v. 135)“. Von Vermutungen, die er nicht in den Text aufnimmt, erwähne ich einige, wie h. Cer. 328 *τιμάς θ', ἅς κε βόλοιτο* für das handschriftliche *ἅς κ' ἐθέλοιτο*, wofür Hermann schrieb *ἅς κεν ἕλοιτο*, h. Ap. 299 für *κτιστοῖσιν λάεσσιν* (Ernesti conj. *ξεστοῖσιν*) *τυκτοῖσιν*, h. Merc. 48 *πειρήνας κατὰ νῶτα διὰ ῥινοῖο χελώνης* für *διὰ νῶτα*, V. 497 *ἑλών* für *ἔχων μάστιγα*. Von Konjekturen anderer, welche zum ersten male in diese Ausgabe aufgenommen sind, nenne ich folgende: h. Cer. 13 schlieſst er sich Tyrrell an, indem er schreibt *κῶζ' ἥδιστ' ὀδμή* für das handschriftliche *κῶδεις τ' ὀδμῆ*, ebenso h. Merc. 33, wo er dessen schöne Konjektur (the classical review VIII 1894 p. 398) *αἰόλον ὄστρακον ἔσσο χέλυς ὄρεσι ζώουσα* für *ἐσσὶ* aufgenommen hat; unter dem Text erwähnt hat er desselben Gelehrten Vermutung in dem nämlichen Hymnus V. 473 *πεδ' ἀφνειῶν* (für *παῖδ' ἀφνειόν*) u. V. 86 *αὐτοπορήσας*. Mit Postgate schreibt er V. 79 *ῥιψὶν* (für *ἔριψεν*), er erwähnt dessen Konjektur V. 109 *λείαινε* (für *ἐνίαλλε*); h. Cer. 226 interpungiert er mit Monro so,

dafs er nach *κελεύεις* einen Pnnkt setzt nnd den nächsten Satz mit *θρέψω* beginnen läfst. h. Ap. 321 scbreibt er mit Hollander *χαρίσσασθαι* (für *χαρίζεσθαι*, nur cod. M hat *χαρίσασθαι*), weil der Zusammenhang den Infin. Aor. verlange. Dafs der Herausgeher auch die Leistnngen von Gemoll, Ludwich, Goodwin u. a. sorgfältig henntzt hat, hrauche ich kaum zu erwähnen. Au einigen Beispielen will ich noch zeigen, wie er abweichend von den andern Herausgehern für die Lesart des cod. Mosquensis sich entschieden hat; so h. Ap. 110 liest er *ἀπὸ μεγάροιο* mit M, die übrigen mit den andern Handschriften *ἀπὲκ*, h. Merc. 306 *ἐελμένος*, wie auch Hermann (M *ἐέλμενος*), was Allen im Jonrnal Seite 290 zu rechtfertigen sncht, V. 552 *σεμναί*, wie ehenfalls Goodwin und Ludwich, h. Ven. 66 *ἐπὶ Τροίης*, 139 *οἱ δέ κε πέμψουσιν*, h. X 3 *ἐφ' ἱμερτὸν θέει ἄνθος*, X 5 *εἰναλίης τε Κύπρου*. In wenigen Fällen ist er von seiner im Journal geänfserten Ansicht abgewichen, so z. B. h. Ap. 272: *ἀλλά τοι ὥς* findet sich in m, *ἀλλὰ καὶ ὥς* xp. Der Sinn, sagt er, giebt der Lesart *τοι* den Vorzug vor *καί*. „*Ἀλλὰ καὶ* would represent the ahsence of chariots and horses as a disadvantage in spite of which the oracle might still prosper. Telphnsa's argument is: „there will be no chariots indeed, but so, you see (*τοι*) i. e. therefore, the place will do for an oracle. *Τοι* is persnasive and argumentative.“ Trotzdem schreibt Allen in seiner Ausgabe *ἀλλὰ καὶ ὥς*. Auch h. Merc. 90 sucht er im Journal die Lesart des cod. M. *ἐπικαμπύλα ξύλα* zu verteidigen: „*ξύλα* may well mean the bower woody stalk of the vines abont which the gardener is actually digging; this dry wood (*τὸ ξύλον τῆς ἀμπέλου*, Enr. Cycl. 572) is eminently „twisted“, *ἐπικαμπύλος* in contrast to the straight sboot wbich springs new each year“. Nichts desto weniger finden wir in der Ansgabe *ἐπικαμπύλος ὤμους*.

Auf die Hymnen folgen die Epigramme, dann die Fragmente des episcben Cyclus, wobei der Herausgeher sich eng an die Kinkelsche Ansgabe der Fragmenta Epicorum Graecorum angeschlossen hat. Den Schluss bildet die Batrachomyomachie, bei deren Textgestaltnng ihm ganz besonders Arthnr Ludwichs verdienstvolles Programm „Batrachomacbiae Homericae Archetypon ad fidem codicum antiquissimornm restitutum“ Regimontii 1894 unterstützt hat. Desselben Verfassers neuestes Werk „die Homerische Batrachomacbia des Karers Pigres nebst Scbolien und Paraphrase (1896) konnte selbstverständlich nicht mehr benutzt werden.

Magdehurg. **E. Eberhard.**

---

131) **Joh. P. Postgate, Silva Maniliana.** Cantabrigiae, Typis inciderunt J. et C. F. Clay prelo Academico, 1897. VII u. 72 S. 8. geb. 3 sh.

Postgate ist durch seine Herausgabe des Corpus Poetarum Latinorum veranlafst worden, seine Studien auch den Astronomica des Manilius zuzuwenden, und das vorliegende Werk ist die Frucht seiner Studien. Die Lesarten der Handschriften verdankt er Bechert, soweit nicht Rob. Ellis' Noctes Manilianae über sie Aufschlufs gaben; die des cod. Matrit. giebt er nach den Veröffentlichungen dieses Gelehrten. Die Schrift zerfällt in drei Kapitel. In Kap. I „De locis spuriis et suspectis" bespricht der Verfasser diejenigen von Bentley für unecht gehaltenen Verse, die er für echt hält, und weist ihre Echtheit nach. Dies geschieht in einigen zwanzig Fällen, teils durch Anweisung eines andern Platzes, teils durch eine sorgfältige Prüfung des Gedankenganges der ganzen Stelle, teils durch Besserung der Stelle durch Konjektur; einzelne von Bentley für unecht erklärte Stellen werden auch im zweiten Kapitel besprochen. Dieses hat die Überschrift: „De locis corruptis" und behandelt etwa siebzig Stellen der Astronomica. Die meisten werden durch Konjekturen zu bessern gesucht, vereinzelt wird auch nur eine Erklärung gegeben (IV, 642), an einer Stelle (zu V, 180 ff.) wird auf die Ähnlichkeit zwischen Stellen bei Properz und Manilius aufmerksam gemacht, ein Vers wird für unecht erklärt, und an zwei Stellen eine Lücke im Texte angenommen. Von den Konjekturen, die in den meisten Fällen in einer geringen Änderung der handschriftlichen Überlieferung bestehen, hat Referent den Eindruck, dafs sie besonnen sind, in nicht wenigen Fällen das Rechte treffen und so das Verständnis des Dichters wesentlich fördern. Im dritten Kapitel „De Matritensis codicis pretio et de quibusdam Manilianorum codicum corruptelis" erklärt Postgate Ellis' Urteil über den Cod. Matr. für im allgemeinen richtig, auch das über sein Verhältnis zum Cod. Voss. 2. Einzelne Lesarten des Cod. Matr., besonders solche, die orthographische Eigentümlichkeiten bieten, werden angeführt. Das Ende des Kapitels bildet eine Aufzählung von Korruptelen in den Handschriften des Manilius, z. B. Verwechselung einzelner Buchstaben, Umstellung einzelner Buchstaben, Wörter und Versausgänge u. a; endlich spricht Verfasser noch von den Interpolationen in Manilius. Ein Appendix und Indices bilden den Beschlufs des Buches, dessen vortreffliche Ausstattung noch besonders hervorgehoben zu werden verdient.

Erfurt. **Cramer.**

132|3) **M. Porci Catonis de agri cultura liber.** Recognovit **Henricus Keil.** Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri, 1895. V u. 88 S. kl. 8. Preis: ℳ 1.

Commentarius in Catonis de agri cultura librum. Ex recensione **Henrici Keil.** Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. XII u. 194 S. gr. 8. Preis: ℳ 6.

Trotz O. Schöndörffer ist Keil seiner schon früher vertretenen Ansicht treu geblieben, dafs wir in der vorliegenden Schrift nicht die ursprüngliche Fassung Catos vor uns haben; es habe sich vielmehr nicht nur im Texte manches dem spätern Sprachgebrauche angepafst und so sich Jüngeres mit Älterem gemischt, sondern auch die Reihenfolge innerhalb des Werkes sei gestört, ja manches ausgelassen worden. Auf Berücksichtigung dieses seines Standpunktes bei der Textgestaltung ist es aber dem Herausgeber nicht angekommen; er hält sich an das, was da ist, und will in seiner Ausgabe das zu emendieren suchen, was der Schuld der Abschreiber oder der Sorglosigkeit der Herausgeber zur Last fällt. Es kommt ihm somit darauf an, in zweifelhaften Fällen die Lesarten des Cod. Marcianus, auf den unsere Überlieferung zurückgeht, zu eruieren. Über die Abweichungen in den Ms. giebt eine unter dem hergestellten Texte fortlaufende Adnotatio Auskunft; unter ihr finden sich die Verbesserungsvorschläge der Gelehrten verzeichnet.

Der besprochenen Ausgabe, die übrigens nach des Verfassers Tode von G. Goetz besorgt worden ist, dient als Begründung und Erklärung desselben Verfassers Commentarius in Catonis de agri cultura librum. Was er bietet, mag ein Beispiel zeigen. Ich greife heraus S. 64, wo zu den Catonischen Worten „*aditio stercus paleas vinaceas aliquid horum*“ folgendes gegeben wird: zunächst, was die Ausgaben vor Victorius (1541) boten, dann eine Erklärung von *vinaceae* unter Berufung auf Columella, dabei Belege für den Gebrauch des Wortes als Maskulinum und als Neutrum.

Buchsweiler. **E. Grupe.**

---

134) **M. Tullii Ciceronis Cato maior de senectute.** Für den Schulgebrauch erklärt von **Heinrich Anz.** Zweite verbesserte Auflage. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1897. 8. ℳ 0.90.

Die Einleitung giebt auf vier Seiten in knapper, leicht verständlicher Form, was für den Schüler, der zum erstenmale an die Lektüre einer

philosophischen Schrift Ciceros herantritt, aus seinem Leben und seinen philosophischen Studien, sowie besonders über die Schrift de senectute zu wissen notwendig ist. Der Text schliefst sich im wesentlichen an C. F. W. Müller an und beansprucht keine wissenschaftliche Bedeutung, weshalb auch in der zweiten Auflage der kritische Anhang der ersten weggelassen ist. Nur selten scheint Anz zu einer bedeutenderen Änderung der Überlieferung geneigt. So weist er in der Anmerkung S. 51 darauf hin, dafs der Gedankengang von § 73 *(Solonis quidem)* bis § 76 „auffallend lässig" sei. „Folgende Änderung würde dem abhelfen: nach *statione vitae decedere* § 74, darauf § 76, 75, 73 *Solonis ... quam immortalitas consequatur*". Was Anz über die mangelhafte Anordnung der Gedanken in den angeführten Paragraphen sagt, kann man unterschreiben, ohne deshalb die von ihm vorgeschlagene Reihenfolge für wesentlich besser zu halten. Mit Recht ist daher im Text nichts geändert. Mehr Beifall verdient die Anmerkung zu § 34, nach der die Worte *audire ... roboris* eine passendere Stelle in § 36 nach *opprimantur* finden würden. Doch auch hier ist die Änderung des Textes vermieden.

In der Erklärung ist durchgehends das zum Verständnis nötige sachliche und sprachliche Material in passender Auswahl beigebracht, freilich wüfste ich keine Stelle anzuführen, in der uns die vorliegende Ausgabe über die vortreffliche Sommerbrodtsche hinausführte. Ein besonderes Gewicht legt Anz auf die Gliederung der Schrift in Haupt- und Unterteilen, die schon äufserlich durch den Druck kenntlich gemacht wird. Das Thema der vier Hauptteile wird ja von Cicero selbst angegeben, den Inhalt der einzelnen Unterteile in gemeinschaftlicher Arbeit mit den Schülern zu finden, wird immer eine lohnende Aufgabe für den Lehrer sein, und deshalb hat es auch wohl der Herausgeber verschmäht, darüber Andeutungen zu geben, selbst auf die Gefahr hin, dafs bei Privatlektüre, für die die Ausgabe ebenfalls bestimmt ist, der Schüler sich über den Inhalt der einzelnen Unterteile nicht klar wird. Ich kann das Verfahren des Herausgebers nur billigen.

Schliefslich hebe ich noch einige Stellen heraus, an denen mir die Anmerkungen verbesserungsbedürftig erscheinen.

§ 1. *Licet enim mihi versibus iisdem adfari te, Attice, quibus e. q. s.* Die Anmerkung: „*licet* erhält durch die Stellung versichernde Kraft" verstehe ich nicht. — § 4. „*plerique* (= οἱ πολλοί) die grofse Mehrzahl", besser: die grofse Masse im Gegensatz zu wenigen Einsichtigen. —

§ 6. „*futurum est* nicht gleich *erit*" ist für den Schüler zu wenig gesagt. — § 31. Nestor brauchte nicht zu fürchten, wenn er sich der Wahrheit gemäfs rühmte, für unbescheiden oder geschwätzig gehalten zu werden. Denn *(etenim)*, wie Homer sagt, aus seinem Munde flofs die Sprache süfser als Honig. Hier giebt Anz an, *etenim* sei gleich ‚in der That' oder gleich betontem ‚und'. Aber besser als beides pafst auch hier die gewöhnliche Bedeutung ‚denn'. — § 32. Bei *occupatum esse alicui* konnte wohl auf den Gegensatz *vacare alicui* verwiesen werden. — § 38. Seltsam ist hier die Anm. zu *omnia colligo*: „wohl für eine andere Schrift". Umgekehrt und sicher mit Recht sagt Sommerbrodt: „für das vorhererwähnte Buch". — Ebenso ziehe ich § 46 für die Worte ‚*a summo*' die Erklärung Sommerbrodts „an unserer Stelle ist der *summus* der äufserste Platz auf dem *lectus summus*" der von Anz „vom Obersten d. h. zu oberst Sitzenden" vor.

Verfehlt ist § 56 die Anm. zu *eum:* „es hätte auch *se* stehen können". Dann wäre es eben eine Unregelmäfsigkeit gewesen, und das hätte mindestens hinzugesetzt werden müssen. § 56 will Anz *officium* mit ‚Verbindlichkeit' übersetzen, richtiger wohl ‚Bewufstsein der Pflichterfüllung'.

Im ganzen ist das Buch wohl geeignet, seinen Zweck zu erfüllen.

Oels i. Schl. **Leopold Reinhardt.**

---

135) **Robert v. Schneider, Album auserlesener Gegenstände der Antikensammlung des allerhöchsten Kaiserhauses.** Wien, R. Gerolds Sohn, 1895. 50 Tafeln in Lichtdruck und 20 S. Fol. ℳ 25.

Die Wiener Antiken waren bisher vornehmlich durch die Bilderwerke v. Sackens bekannt, tüchtige Leistungen, die aber doch den hohen Ansprüchen der Gegenwart nicht mehr genügen konnten. Daher war eine phototypische Veröffentlichung des Besten sehr zeitgemäfs. Die Tafeln, welche Bildwerke aus allen Perioden der griechisch-römischen Kunst enthalten, sind vortrefflich gelungen; besonders erfreuen die schönen Photographieen der weltberühmten Cameen, die hier denn doch leichter als in dem „Jahrbuch der Kunstsammlungen des all. Kaiserhauses" zugänglich sind. Der Text orientiert vortrefflich; die Zeitbestimmungen sind mit besonnenem Urteile gegeben.

Im einzelnen ist etwa Folgendes zu bemerken: Tafel VI. Die Benennung „Artemis“ steht nicht eben fest; die Bildung des Halses deutet wohl eher auf eine junge Frau, wir meinen jenen Frauentypus, für welchen die alexandrinischen Poeten schwärmen. Tafel XIII, 1 soll die sogen. Berenike von Herculaneum in älteren Jahren darstellen. Indes kommt sowohl die Adlernase als das übergrofse Untergesicht im zweiten und ersten Jahrhundert v. Chr. immerhin so oft vor (worüber bald Näheres), dafs sie zur Charakterisierung eines Individuums nicht genügen, wenn andere Dinge abweichen, wie es hier der Fall ist. — Tafel XIX (das bekannte alexandrinische Relief): Da ein Hirt sich kaum ein Haus aus Steinquadern baut, werden die Striche eher farbige Linien des Verputzes bedeuten. Es könnte aber auch ein Tempelchen von der Art der griechischen Landkapellen (Erimoklisa) gemeint sein. — Tafel XX 1: Statt „Hirsch“ ist „Damhirsch“ zu setzen (eine Gattung, die gerade am mittelländischen Meer häufig vorkommt), ebenso statt „Kymbala“ „Glocken“. — Tafel XXIII 1: Die Schildkröte als Basis der Spiegelstütze hat entweder auf Aphrodite oder auf den Fabrikationsort Aigina Bezug. Ähnliches gilt von zwei grofsen schildkrötenartigen Vasen geometrischen Stils, die wir eben erwarben. — Tafel XXV 1 fehlt ein Wort über die Augen der bronzenen Athena, wie überhaupt in allen Beschreibungen von Bronzen die technische Ausführung der Augen angegeben werden sollte. — Tafel XXV 2. Das Motiv des Diskoswerfers ist von Kitz, Agonistische Studien I (München 1892) S. 31—39 ausführlich behandelt. — Tafel XXVIII. In seine Deutung der Bronzestatue vom Helenenberg (Virunum) hat sich der Verfasser so eingelebt, dafs er seinen Lesern statt einer Beschreibung sofort seine Hypothese gibt („Mit dem kurzen Wurfspiefs, dem ἀκόντιον, in der linken Hand“ und „die rechte Hand zum Gebet erhebend“). Auch in der Form, dafs der Athlet „vor die Gottheit“ — gemeint ist wohl vor die Statue des Gottes? — trete, scheint mir diese Auffassung weder durch die Stellung der Augen noch die der Hand gesichert. — Tafel XXXI. Die vorgeneigte Stellung des Hypnos ist als Schlaftrunkenheit zu bezeichnen; die Symbolik geht natürlich zuerst von stehenden Figuren aus (Philostrats Bilder I, 2). — Tafel XXXII wird wohl nicht einen Strategen, sondern den bärtigen Ares darstellen; das kleine Format pafst besser für die Figur eines Gottes. — Tafel XXXVI bildet eine Fischerstatuette ab. Der Herausgeber macht dazu eine kurze Bemerkung über die Genrebilder von „realistischer Auf-

fassung und idyllischer Stimmung, welche der Mehrzahl nach in der ersten Kaiserzeit entstanden sein dürften". Wir möchten bestimmter zwischen einer realistischen Gruppe und einer mehr idyllischen unterscheiden. „Der Fischer in der griechischen Litteratur" wäre ein dankbares Thema, man denke nur an Lucian und die Epistolographie. Die Figur mit ihrem idealisierten Kopf — Typus: heruntergekommenes Genie — und dem süfssauern Ausdruck pafst vortrefflich zu diesen Litteraturprodukten. — Tafel XXXVII 1. Eine grofse Sirene mit Spiegel (in Terrakotta) befindet sich jetzt im hiesigen Museum. — Tafel XXXVII 5. Der schlafende Nubier (wir sagen lieber: Negersklave) hat nur eine ganz äufserliche Ähnlichkeit mit dem zechenden Satyr der Münzen von Naxos. — Tafel XL 3. Die (etruskische) Inschrift läuft von rechts nach links. 10. Ist hier nicht Orpheus dargestellt? 12. Der dritte Buchstabe scheint mir nicht ein verkehrtes A, sondern ein süditalisches punktiertes V. — Tafel XLII 1. Statt „Profilkopf des Tiberius [14—37], war zu schreiben: „Pr. des jugendlichen Tiberius". Das Blitzbündel auf der Achselklappe erinnert an die horazische Siegesode „Qualem ministrum fulminis alitem", von der unser Cameo zeitlich nicht weit absteht. — Zu Tafel XLVIII wird der sogen. Schatz des **Attila** mit grofser Wahrscheinlichkeit der sassanidischen Kunst angereiht; der angebliche Adler ist doch wohl der Vogel Ruk des Schahname.

Würzburg. **K. Sittl.**

136) **Fr. v. Reber und A. Bayersdorfer, Klassischer Skulpturenschatz.** München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., 1896/7. I. Jahrg. Heft 3—7.

Von diesem schon früher von uns empfohlenen Unternehmen liegen fünf weitere Hefte vor. Seit März ist die Einrichtung getroffen, dafs die Hefte, deren jedes sechs Blatt enthält und im Abonnement nur 50 Pfge. kostet, künftig alle 14 Tage anstatt monatlich erscheinen. Eine weitere willkommene Neuerung ist, dafs die dem Umschlag aufgedruckten Erläuterungen künftig auf besonderen, nur einseitig bedruckten Blättern gegeben werden, so dafs sie bequemer benutzt werden können. Über die geplante Ausdehnung des Werkes erfahren wir nichts; es dürfte sich wohl, wie der klassische Bilderschatz durch eine Reihe von Jahren hinziehen, so dafs der Käufer schliefslich ein stattliches Museum der Skulptur aller Jahrhunderte beisammen haben wird. Und es kann ja dem Kunstfreund

nur erwünscht sein, wenn er mit der Zeit eine möglichst reichhaltige Sammlung von Bildwerken zusammenbringt, einen wirklichen Bilderschatz, in dem er sich mit Mufse umsehen kann, ohne nur auf die selbst bei der gröfsten Freigebigkeit mit Illustrationen doch immer eine verhältnismäfsig sehr beschränkte Auswahl bietenden kunstgeschichtlichen Werke angewiesen zu sein. Die neuen Lieferungen entsprechen sowohl in der Art der Ausführung, die alles Lob verdient, als auch in der Wahl des Dargebotenen den höchsten Erwartungen, und der Text giebt in knappen Worten ohne Schönrednerei das Wesentliche über Meister, Zeit, Fundort, Aufbewahrung und Gröfse der Bildwerke. Aus dem reichen Inhalt heben wir besonders hervor die schöne Wiedergabe des sidonischen Alexandersarkophags, die Euripidesbüste, die Statue des Poseidippos, die feinen und reizvollen Reliefs einer hellenistischen Marmorbank, ferner eine Madonna von Michel Angelo in Brügge, zwei prächtige Gestalten aus der Ahnenreihe um das Grabmal Maximilians I. in Innsbruck und die ergreifende Steinstatue der h. Martha von Troyes.

Wir wünschen dem schönen Unternehmen einen glücklichen Fortgang und recht viele Käufer, die gewifs alle ihre volle Befriedigung darin finden werden.

Calw. **Paul Weizsäcker.**

---

137) **Benedictus Niese, Grundrifs der römischen Geschichte nebst Quellenkunde.** Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. München, Beck, 1897. VIII, 265 S. 8. (= Handb. d. kl. Altertumsw. Hsg. v. J. v. Müller. 3. Bd., 5. Abt.). ℳ 5.—.

Die im Titel genannte „Quellenkunde" ist zu dem früheren „Abrifs der römischen Geschichte" von Niese in dieser zweiten Auflage hinzugekommen, und dieser Zuwachs nebst reichlicherer Litteraturangabe in den Anmerkungen und am Schlusse der einzelnen Abschnitte machen die „Vermehrung" gegen früher aus. Sie beträgt, Titel, Vorwort, ausführliches Inhaltsverzeichnis und Namen- und Sachregister eingerechnet, die alle neu hinzugekommen sind, hundertundneunzehn Seiten und hat die Brauchbarkeit des Buches thatsächlich wesentlich erhöht. Selbstverständlich ist die seit 1889 erschienene neuere Litteratur nachgetragen und manche Versehen der ersten Ausgabe verbessert. Die Einteilung der acht Hauptabschnitte ist manchmal geändert, die Gliederung klarer und über-

sichtlicher gemacht, und auch rein äufserlich ist das Werk durch einzelne technische Änderungen leichter benutzbar geworden. Leider gilt dies nicht von der Korrektheit des Druckes, der namentlich in der ersten Hälfte der Revision noch sehr bedürftig gewesen wäre. Abgesehen von den durch den Verfasser selbst berichtigten Druckfehlern sind noch recht viele stehen geblieben. Aufserdem sind viele Interpunktionsversehen zu korrigieren. Inkonsequent ist der Verfasser im Gebrauch des i und j in den Namen Velleius, Petreius und Seianus, des p und pp in Appennin, des c und k in Lucullus und des t und tt in Britannien, britisch u. s. w. Mangel an Folgerichtigkeit zeigt sich auch im Gebrauch der Form: Sugambern und Sugambrer, Samniter und Samniten. Die Formen: Samnitenkrieg S. 46, 27, Bruttien, Piräeus sind nicht die gewöhnlichen. Ebenso sind die von Niese wohl absichtlich gebrauchten Bildungen, wie „Gründungsage, Königzeit, Kriegschiff, Kriegschauplatz u. s. w. nicht gebräuchlich, so wenig wie die Wendung „zur Hilfe kommen", die er ausnahmslos anwendet. — Wir machen diese formalen Versehen und Absonderlichkeiten nur deshalb namhaft, weil wir es hier mit einem Lehrbuch zu thun haben, das gerade auch nach dieser Seite einwandfrei sein sollte. Nur aus diesem Grund heben wir auch hervor, dafs die stilistische Behandlung der ersten Hälfte weit weniger sorgfältig ist als die der flüssiger und gewandter geschriebenen zweiten. Manche stilistische Härten erklären sich allerdings durch das bei einem solchen Handbuch berechtigte Streben nach Kürze. Hiermit ist aber z. B. die durchgängige Ersetzung des Hilfszeitworts „wurde" durch „ward" und die ständige Auslassung des Hilfszeitwortes „worden" nicht gerechtfertigt. Wollte man Raum sparen, so konnte dies z. B. durch die Weglassung der selbstverständlichen Bestimmung „v. Chr." und „n. Chr." bei den Zahlen geschehen. Undeutsch ist endlich auch das Wort „Amtsbezeichnis" (S. 179, 41).

Unstreitig die beste Neuerung an dem Buch ist die „Quellenkunde", die aus einzelnen Zusammenstellungen der für jeden Abschnitt in Betracht kommenden Quellen besteht und jeweils der geschichtlichen Darstellung in kleinerem Druck vorausgeschickt ist. Vielleicht wäre dem dabei verfolgten Zwecke durch schematische Tabellen am Schlufs des Buches besser gedient, zumal man hierdurch namentlich über die entlegeneren Autoren wie Skylax Theophrast Antiochos von Syrakus u. a. schneller und anschaulicher orientiert würde. In der bisherigen Darstellung kann

z. B. der Anfänger S. 90, Anm. 1, 5 ff. das lakonische „Dio Cassius (Zonaras)" nicht verstehen, bis er durch S. 96, 32 ff. und S. 176, 18 ff. über den Sinn aufgeklärt wird. S. 132, 15 ff war u. a. auch auf die verlorenen „Getika" des Dion Chrysostomos aufmerksam zu machen, S. 192, 31 auf Senekas „Apocolcynthosis"; unter den Archaisten S. 209, 13 fehlt Dion Chrysostomos, bei M. Aurelius S. 209, 23 die Schrift des Kaisers *εἰς ἑαυτόν*, bei Ammianus Marcellinus war S. 223, 3 u. a. auch Julian unter seinen Quellen zu nennen: von diesem Kaiser durften auch die „Caesares" S. 235, 17 ff. nicht völlig übergangen werden. Ebenso wenig durften, namentlich bei Arcadius S. 239 § 52 Synesios gänzlich fehlen. S. 225, 10 ff. sagt Niese von Philostorgios „dessen Werk ist nur in kurzem Excerpt (Anm. 1: bei Photius bibl. Cod. 40) überliefert". Das ist unrichtig: Wir haben noch eine weit ausführlichere „Epitome", die ebenfalls unter dem Namen des Photius geht, und einige Fragmente bei Suidas und Niketas Akominatos (s. hierüber den Aufsatz des Referenten: „Ein Beitrag zur Rekonstruktion der Kirchengeschichte des Philostorgios" in der Byzantinischen Zeitschrift IV, S. 30 ff.). — S. 235, 34 wird Julians Schrift gegen die Christen unter dem Titel: *κατὰ Χριστιανῶν* citiert. Dieser stammt aber lediglich aus christlicher Überlieferung, bei dem Kaiser wird er wohl *κατὰ Γαλιλαίων* gelautet haben, da er die Christen nie anders als „Galiläer" nannte (vgl. die Arbeiten des Referenten „Gregorius von Nazianz und sein Verhältnis zum Kynismus" in den Theologischen Studien und Kritiken 1894, S. 335, Anm. 1 und „Theodorets Therapeutik und ihr Verhältnis zu Julian" in der Byzantinischen Zeitschrift III, S. 123 ff.). — S. 147, 11 muſs es heiſsen Sabis (Sambre) anstatt Somme und S. 201, 18 Claudius Civilis statt Julius, was auch die erste Ausgabe schon hat.

Die Litteraturangaben sind ziemlich ausgiebig, aber von sehr ungleichartiger Reichhaltigkeit; besonders gegen das Ende nehmen sie sehr ab. Zahlreichere Verweisungen auf die litterarhistorischen Abteilungen des Handbuchs wären durchweg sehr erwünscht gewesen. S. 18, 15 ff. hätten z. B. Büchelers „Umbrica", S. 192, 31 ff. dessen Schrift „De Ti. Claudio Caesare grammatico", S. 209, 14 ff., Schmid, Der Atticismus in seinen Hauptvertretern, S. 209, 3, das „Limesblatt", S. 229, 5 ff., Schultze, Gesch. des Untergangs des griech.-röm. Heidentums und Hardy, Christianity and the Roman Government und S. 234, Anm. 1

Gardner, Iulian philosopher and emperor sicherlich eine Erwähnung verdient.

Wir sind überzeugt, daſs eine Neuauflage des Buches, wenn sie demselben gröſsere Gleichartigkeit in allen den genannten Punkten bringt, seine auch jetzt schon lobenswerte Brauchbarkeit nur erhöhen wird.

Tauberbischofsheim. **J. R. Asmus.**

---

138) **O. Willmann, Didaktik als Bildungslehre** nach ihren Beziehungen zur Sozialforschung und zur Geschichte der Bildung. Zweite verbesserte Auflage. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn, 1895. 8. 2 Bde.: XV, 426 u. 555 S.

Preis: I: ℳ 6. 50. II: ℳ 7. 50.

Die Einsicht, daſs zum Unterrichten nicht bloſs Fachkenntnisse nötig sind, sondern auch didaktisches Können, hat sich ja besonders unter Fricks und Schillers Einwirkung weithin verbreitet. Aber damit das didaktische Können nicht bloſs eine äuſserliche Fertigkeit sei, muſs noch hinzutreten didaktisches Wissen. Der Lehrer „muſs den Boden kennen lernen, auf dem er zu arbeiten haben wird, sowohl das Bildungswesen im ganzen als die Schulgattung, der er sich widmet; er soll von den historischen und sozialen Voraussetzungen des Bildungswesens, von seinem Stammbaum und seiner Stellung im Lebensganzen Kenntnis erhalten, und die Bildungsarbeit nach ihren Zwecken, Inhalten, Formen und Vermittelungen, in ihren Beziehungen zur Ethik, Psychologie, Logik und Wissenschaftslehre betrachten lernen. Dadurch gewinnt er ein Bindeglied zwischen seiner Berufsthätigkeit und den allgemeinen Interessen“. Diese Worte sind aus Willmanns Didaktik (Bd. II, S. 540) entnommen und geben am besten an, was dieses Buch selbst dem Leser gewährt. Aber nicht leichten Kaufs. Es ist ein Buch, das nicht oberflächlich überlesen, sondern gründlich studiert sein will; aber dann offenbart es sich auch als unversiegbare Quelle didaktischer Weisheit. Und es hebt den Lehrer in seiner eigenen Schätzung, indem es ihm das Bewuſstsein schafft, eines hohen Amtes innerhalb der menschlichen Gesellschaft zu walten. Er kann sich dann nicht mehr wie ein Rad in einer Maschine erscheinen, wie das wohl noch vorkommt, sondern er erkennt, daſs er ein wichtiges Glied in einem Organismus ist, insofern er der Verwalter eines hohen Lehrgutes sein soll, das er erhalten, verbessern und künftigen Geschlechtern übereignen soll. Dem Janushaupt vergleichbar soll der Lehrer rückwärts schauen in die

Vergangenheit, die ihm die Güter der Gesittung überreicht, und vorwärts in die Zukunft, der er das Lehrgut in planvoller Weise übermittelt. Seine Fürsorge mnſs dabei gleichzeitig auf die einzelnen Persönlichkeiten gerichtet sein, die er ihrer Anlage gemäſs auszugestalten hat, und auf die Gesamtheit, die Gesellschaft, deren weiteres Gedeihen durch die Jugenderziehnng gefördert werden soll. „Die Jngend ist in den Dienst der Fortpflanzung der geistigen Güter zu stellen" (I, 77). Freilich kann der einzelne Lehrer nicht das gesamte Lehrgut so kennen, daſs er zweckmäſsig damit schalten kann, nein, in uno habitandum, in ceteris versandum est. Aber gewisse Kenntnisse und Anschauungen sollen das Gemeingut aller Lehrer sein. Und hierzu gehört das, was in diesem Werke geboten wird.

Das Ganze zerfällt auch innerlich in zwei Teile, einen geschichtlichen und einen systematischen. Der erste Band enthält die geschichtlichen Typen des Bildungswesens in neun Kapiteln: 1) Die Bildung in ihrem Verhältnisse zur Kultur, Zivilisation, Gesittung. 2) Morgenländische Bildung. 3) Die griechische Bildnng. 4) Die Bildung bei den Römern. 5) Die christliche Bildung auf römischem Boden. 6) Die Bildung des Mittelalters. 7) Die Renaissance. 8) Die Aufklärung. 9) Die moderne Bildung. In meisterhafter Weise sind die einzelnen Elemente herausgehoben, die sich im Bildungsgang der Menschheit berühren, sich bekämpfen oder ineinanderschmelzen, sich verdrängen oder fördern. Hat der Leser aus diesem Bande von der vielfachen Umgestaltnng des Lehrgutes erfahren, so macht ihn der zweite Band in vier Abschnitten bekannt mit den Bildungszwecken, dem Bildungsinhalt, der Bildungsarbeit, dem Bildungswesen. Die Klassifikation der Bildungsstoffe, die sachverständige Abwägung des Wertes der einzelnen Bildungsmittel, ihre Scheidung in fundamentale und accessorische, die beachtenswerten Ratschläge für die Behandlung der einzelnen Lehrfächer im Rahmen der betreffenden Schulen, der stetige Hinweis auf die planmäſsige Verflechtung der verschiedenen Vorstellungsgruppen und auf die Notwendigkeit, den gesamten Bildungsinhalt ethisch zu konzentrieren, dies alles wirkt in seiner tiefgründigen und übersichtlichen Darstellung so überzeugend, daſs der Leser sich gefangen geben muſs. Keiner wird das Werk aus der Hand legen, ohne für die Ausgestaltung seiner eigenen Lehrerpersönlichkeit die nachhaltigsten Anregungen empfangen zu haben. Für Anfänger freilich ist das Buch nicht so sehr zu empfehlen. Man muſs schon eigene Erfahrungen mitbringen, um das Gebotene würdigen und in sich aufnehmen zu können.

Wir müssen uns begnügen, mit diesen wenigen Worten auf das bedeutende Werk hingewiesen zu haben, weil die erste Auflage desselben ausführlich in dieser Zeitschrift von O. Perthes besprochen worden ist und es in der jetzigen Auflage nur wenige Veränderungen erfahren hat. Daſs solch ein Buch nach sechs Jahren eine zweite Auflage erlebte, ist übrigens ein ebenso erfreuliches Zeichen für die Bestrebungen der deutschen Lehrerschaft wie für die Trefflichkeit des Buches. Die Verspätung der Anzeige möge man entschuldigen. Glücklicherweise veralten Werke von solchem Gewichte nicht so schnell, daſ sdie Verspätung nachteilig wäre.

Oldenburg i. Gr. **Rud. Menge.**

139) **Wilhelm Wartenberg, Lehrbuch der lateinischen Sprache als Vorschule der Lektüre.** Lernstoff der Sexta. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Goedel), 1897. VIII u. 140 S. gr. 8.

Die hohe Brauchbarkeit der ersten Auflage dieses trefflichen, unter genauester Berücksichtigung der Forderungen der neuen Lehrpläne ausgearbeiteten Schulbuches ist von der maſsgebenden Kritik gebührend anerkannt. Verf. hat nunmehr unter Benutzung einiger fast nur formeller, ihm von den früheren Rezensenten gegebener Winke von Anfang an, soweit dies Prinzip nur irgend durchführbar war, wenigstens kleinere sachliche Einheiten zum Übersetzen zusammengestellt und die früheren zusammenhangslosen Einzelsätze aufgegeben. Als ein Hauptverdienst der Arbeit ist die Thatsache zu bezeichnen, daſs dem Bedürfnisse der ersten Schullektüre entsprechend der gesamte Wortschatz aufs strengste abgegrenzt und immer in geeigneter Weise verwendet ist; auch dürfte es nur zu billigen sein, daſs Verf. die Geschlechtsregeln der dritten Deklination nicht, wie üblich, auf den Noninativ, sondern auf den reinen Wortstamm gründet und gerade dadurch so einfach, wie nur irgend möglich, gestaltet hat. Ebenso wird es wohl allgemeinen Beifall finden, daſs er das Perfekt vom Perfektstamm ableitet und nicht nur einen groſsen Teil der Verhältnis-, Umstands- und Bindewörter, sondern in der vorliegenden Bearbeitung auch der Pronomina wegen ihres überaus häufigen Gebrauches schon frühzeitig den Sätzen einverleibt, nicht minder, daſs er die Lehre von den Deponentibus durch einen kurzen, am Schlusse gegebenen Ausblick auf dieselben ersetzt hat.

Wir wünschen der trefflichen Arbeit eine möglichst weite Verbreitung, der sie vollkommen würdig ist.

Pinne. **Löschhorn.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 21. August. Nr. 17, Jahrgang 1897.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

140) **Äschylos: Orestie,** griechisch und deutsch von **Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorff.** Zweites Stück: Das Opfer am Grabe. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1896. 268 S. 8.

Es ist bezeichnend für die Arbeitsweise der grofsen Philologie, dafs sie einem allbekannten und vorhandenen Gedicht einen Plan und einen Kopf als Urheber aberkennt, dagegen einem nicht vorhandenen und gänzlich unbekannten Gedicht „einen Plan und einen Kopf“ zuschreibt. Die kleinere Philologie steht in solchen Fällen da und lauscht und staunt. „Die Geschichte hat einen so komplizierten Inhalt, dafs ihr Entstehen nur auf einen Plan und einen Kopf zurückgeführt werden kann“, S. 23. Offenbar ist der Inhalt der Ilias so plump, dafs er unmöglich einem Kopf darf zugemutet werden. Diese einheitliche und komplizierte Geschichte aber, eine „delphische Orestie“, ein delphisches Epos, lag Äschylos vor. An die Einheit dieses nirgends bekannten Gedichtes wird in der vorangeschickten Abhandlung „Blutrache und Muttermord“ mit aller Innigkeit und Stärke geglaubt.

Noch eine andere Stelle dieser Vorrede kann für das Verständnis von Ilias und Odyssee mit Nutzen verwertet werden: „vielleicht darf man wirklich vermuten, dafs der Dichter das grofse Lied (306—478 den Kommos), das als eine selbständige Kantate völlig abgerundet sein würde, nicht in einem Zuge mit dem Dialoge gedichtet, sondern als etwas Fertiges ein-

gefügt habe". Gröfsere Gedichte werden überhaupt selten in **einem** Zuge entstehen.

„Muttermord (heifst es S. 27) ist ein so scheufsliches Verbrechen, dafs es dafür schlechthin keine Entschuldigung giebt, und wenn es ein Gott gut heifst, so kann das **kein guter Gott** sein." Vgl. S. 31. 34. Das ist uns neu, und in den Choephoren steht einstweilen nichts davon; aber weil es uns so neu ist, wollen wir uns vor einem Urteil wohl hüten.

S. 33: „Dafs Äschylos an ein kaltes unentrinnbares Schicksal, eine Maschine, welche die Menschen als Automaten bewegte, oder an einen Erbfluch aufserhalb der allerdings unerbittlichen Logik des ewigen Gesetzes von Schuld und Strafe geglaubt hätte, ist nicht wahr". Ein so närrischer Philosoph war also dieser Äschylos. —

Was die Gestaltung des Textes betrifft, so bewundern wir vor allem die Verse, die v. Wil. zur Ausfüllung von Lücken **selbst** gedichtet hat — auch Goethe ist in einem Göttinger Programm einmal so ergänzt worden — vor Vs. 285 *ὅρ.* (nicht eben nötig), vor 751 *καὶ* (auch nicht), vor 1014 *νῦν* und vor 1042 und 1043 (sehr erwünscht). Schon diese neuen Verse zeigen uns, dafs alle möglichen Mittel und Gaben bei der Herstellung dieser neuen Ausgabe der „Choephoren" zusammenwirkten. Anderseits gefällt uns aber auch die Bescheidenheit, dafs v. Wil. wenigstens an fünf Stellen mit einem Kreuz einfach zugiebt, einen Sinn ohne Gewaltthat nicht herauszubringen; wir müssen unsere Bescheidenheit allerdings noch weiter ausdehnen.

Vs. 1 „der du die Majestät meines Vaters unter deiner Obhut hast", überzeugend. — 31 *οἶβος* (vgl. *ὄτοβος*)? Wil.: *οἶκτος*. — 58 *τις*, Klytaemnestra; Wil. = das Volk. — 61 *M ἐπισκοπεῖ* (*ἐπισκοτεῖ?*) *τοῖς*; Wil. *τοὺς*. — 65 Wil. „manchen birgt die Nacht, ehe die Sühne kam", *ἄκραντος*. — 71 *οἴγοντι*; Wil. *θιγόντι*. — 80 *M ἀρχὰς βίου βίᾳ φερομένων*, Verrall: those who usurp the control of a life; Wil. streicht *βίου* und *φερομένων* und verbindet *βίᾳ φρενῶν*. — Nach 123 *πῶς* nimmt Wil. eine Lücke von acht Versen an. — Das Gebet 124 hat zwei **Hälften**; die eine enthält die Bitte für die Bittende selbst, die andere den Fluch für die Feinde, *κείνοις* und *κακὴν*, *ἡμῖν . . . ἐσθλῶν*; wenn nun *ἐκ μέσου* zur **Hälfte** (Passow) heifst, so könnte *ἐν μέσῳ* eine ähnliche Bedeutung haben; aber dunkel ist Vers 146 *ταῦτ'* in der That. Wil. schreibt einfach statt *τ. κ. ἀρᾶς*: *μελομένοις* (*θεοῖς*) *τελεῖν*. — 154 *ἔρυμα* beziehen wir auf die *χοαί*; Wil., wie Verrall, auf das Grab: „Sein

Grab ist uns Zuflucht in Freud und Leid", etwas sentimental. — 160 Σκύθης Ἄρης, παλίντονα βέλη πιπάλλων, ein skythischer Ares, der den Bogen schüttelt und das Schwert führt; Wil. Σκύθην Ἄρη, wobei παλίντονα βέλη allerdings gestrichen oder mit Kreuz versehen werden müssen. — 208 αὐτοῦ wird gestrichen, Pylades habe da nichts zu suchen; aber 207 allein ist sonderbar; das weiſs sie ja schon, στίβοι. — 209 Wil. rechtfertigt Äschylos gegenüber Euripides: μετρούμεναι συμβαίνουσι sage nicht, daſs sie „mit einem Bindfaden messe oder in die Spuren hineintrample", sondern nur, daſs sie am „Abdruck des Ballens und der Ferse, mit dem Auge messend", dieselbe „Race" erkenne; ungefähr wie Verrall. — 230 σκέψαι gehört vor 228 ἰχν.; von einem „falschen Präsens" (ἰχνοσκοποῦσα) ist keine Rede. Wil. streicht 228 ἰχν. und 229 σαυτ. — 231 ὕφασμα ist nach Wil. ein „Mantel" oder „Rock", den Elektra dem erwachsenen Bruder woh oder stickte und nach Phokis schickte. Wenn das aber wahr wäre, hätte es Euripides wohl auch gemerkt. — 262 wird ἀπὸ σμικροῦ „leichter Hand" übersetzt, also der Gegensatz σμικροῦ μέγαν nicht wiedergegeben; genauer Verrall: from small thou canst raise the house to great. — 275 ἀποχρ. steht bei Wil. vor 278 τὰ μὲν; aber die χρημάτων ἀχηνία erduldet er ja schon jetzt. — 278 Andern Menschen erzeugt die Erde Besänftigungen (μειλίγματα) des Unglücks (δυσφρόνων neutr.), uns beiden aber Krankheiten. μηνίματα Wil. ist uns unverständlich. — 285 ὁρ. Obgleich er hell sieht, regt er das Auge dennoch in Finsternis. Wil. zieht λαμπρὸν zu νωμ. und ergänzt vor 285 einen Vers, der ein Objekt zu ὁρῶντα enthält. — 305 Rh. Mus. X, 462 (s. Blaydes) εἰ δ' ἐμὴ (φρὴν θήλειά ἐστιν), τάχ' εἴσεται. Ob aber mein Geist weibisch ist, wird er bald wissen. Wil. εἰ δὲ μή „Bald bewährt er, was er ist". Es ist der einzige grobe Fehler, den wir gefunden haben. — 344 νεοκρᾶτα nach Wil. ein Subst., „den frischen Siegestrank". — 353 εὐφόρητον „und wir trügen's geduldig"; allerdings ansprechender, als Verralls fürchterliche Konjektur und Erklärung (ἐμφόρητον mit Häusern angefüllt). — 361 λάχος χεροῖν καὶ βάκτρον (dafür βάκτρον, nach dem regens statt nach dem rectum sich richtend) πιμπλάντων (vgl. πληροῦν πρυτανείαν): derjenigen, welche das Amt der That und des Rates versehen. Wil. setzt zu πιμπλάντων das Kreuz der Unlösbarkeit. — 370 Ergänze καὶ σὴν (καί σου, τούτου) θανατηφ. = Und möchte deinen Heimgang, einen Heimgang, der von diesen Schmerzen nichts weiſs, einer erst in der Zu-

kunft vernehmen! d. h. möchtest du doch noch leben! Darauf der Chor: Das wäre allerdings gröfser als alles Glück; aber u. s. w. Wil. ergänzt τότ' ἦν; der Sinn ist mir nicht klar. — 379 τούτῳ, Wil. = „diesem Toten", vortrefflich. — 389 lies φρενὸς αἶθον (statt θεῖον) Was verberge ich den Brand des Geistes? er fliegt gleichwohl empor. Wil. φρενὸς οἶον = „Immer schlagen die Flammen des Wunsches hoch aus dem Herzen (φρενὸς?) empor". — 390 Meines Herzens Mut, mein Hafs weht scharf, wie der Wind dem Vorderteil entgegenweht. Wil. giebt gerade das Gegenteil: „der erstickende Druck der Verzweiflung, immer wirft er sie (die Flammen des Wunsches) nieder". So dunkel und schwer ist dieser Kommos. — 394 Ἔρως ἀμφιθαλής ist der Gott der Männer und Mädchen, und Zeus heifst hier ἀμφ. als Beschützer von Bruder und Schwester. Wil. übersetzt es „allmächtig". — 415 hat ein Kreuz; wir erkennen es durchaus an; aber 320, 328, 440 sind uns auch jetzt noch unverständlich. — Sehr unnötig ist die Konjektur 482 οἰκεῖν μετ' ἀνδρὸς, θεῖσαν Αἰγίσθῳ ⟨μόρον⟩ = „Gönne mir Gemahl und Hausstand, wenn Aigisthos mir erliegt", statt *M* φυγεῖν μέγαν προσθεῖσαν Αἰγ. ⟨πόνον⟩ = Gönne mir der grofsen Qual zu entfliehen, sie dem Aig. zufügend. — Die Umstellung von 505—507 παῖδες ... τὸν ἐκ hinter 509 αὐτὸς ist verlockend. — 517 Wil. δυσφρονοῦντι. — 544 Wil. mit Kreuz ηπλείζετο. ἡρπαλίζετο? — 574 hat Wil. „ἐρεῖ mit geringer Zuversicht in εἰσιν geändert". — 603 wer nicht durch gefiederte (d. h. erotische) Sorgen schon belehrt ist, nach *M.* Wil. ὑπόπτερος (unterworfen?) φροντίσιν φαλαῖς, von φαλός „dumm" (Passow): „wen nicht Wunsch und Wahn verblendet". — 623ff. durchaus unverständlich. — 632 Wil. δημόθεν (= δημόθεν?). — 639 Wil. ἄγχι πλευμόνων. ἀγχιπλευμόνων? das Schwert der Liebenden schlägt durch Sitte und Recht hindurch? — 644 Wir streichen γὰρ οὐ = das „Es ist nicht recht", das mit Füfsen getreten wird, (und) die ganze Majestät des Zeus beiseite schiebend, gerade wie es nicht recht ist. παρεκβαίνοντες, als ginge ἀγχιπλεύμονες voraus. Wil. streicht τὸ μὴ (vgl. 930): θέμις γάρ· οὐ λὰξ u. s. w. — 648 Δίκας u. s. w. wird als Frage von Wil. gedacht. — Wil. schreibt Κλυταιμήστρα „Klytaimestra". — 699 *M* Ὀρέστης (ἀρὰν) παροῦσαν ἐγγράφει; Wil. Ὀρέστην ... (ἐλπίδα) παροῦσαν ἐκγράφεις (oder ἐγγράφεις) = „nah war sie (die Hoffnung): du (der Fluchgeist) verlöschest sie". Der Satz ist allerdings doppel- oder dreisinnig. — 712 Führe ihn ins Haus, diese aber als Hinterdreinlaufende und Mitwandernde (also mit ihm);

nach *M.* Wil. bestreitet die Anwesenheit eines Gefolges, nach 208. 561 allerdings mit Grund, und schreibt *ἄγ' οὗτος* (*ὀπισθόπους* Nom.) *τε* ... *ξυνέμπορος*, dreimal ändernd. — Ein unendliches Satzgebilde entsteht bei Wil. 738 durch *οὕτω* (statt *θέτο*). — *τὰ τῶν κελευμάτων ἀνωφέλητα M* 752 scheint nicht unpassend; Wil. dichtet einen Vers mit einem Subst., *ὑπηρέτημα*, von welchem *κελευμάτων* abhängig ist. — Um den Mangel an bestimmten Zeitwörtern abzuhelfen, stellt Wil. 797 *κτίσον* (*ῥυθμόν*) ein, 830 *ὄρσο ῥύσια* (erhebe dich zur rettenden That?) statt *M θροούσᾳ* (scil. Clytemnestrae), 832 *πρᾶσσε* (*καρδίαν σ.*), 159 *εἶσ'* (*ἀνὴρ*). — Zu 806 ff. *τόδε καλῶς* setzt Wil. das Kreuz der Verzweiflung bescheidener als Verrall, der hier Unmögliches herausliest. Dann kommen wieder entzückende Kühnheiten, in diesem Chor. — 883 *M πέλας*, Wil. *πέρας* „ihr Nacken fällt auf Messers Rand". — 906 und 907 *τούτῳ* werden von Wil. gestrichen. — Der Sinn 960: „das Göttliche ist Herr; jetzt dienen wir nicht schlechten Herren", wäre schön. Aber zu dem Ausdruck setzen mit Wil. auch wir das Kreuz der Unlösbarkeit. — 1025 Abresch *κρότῳ*; Wil. witzig *ἣ δ' ὑπ. κότῳ* die Furcht pfeift, und das Herz tanzt „nach der Schauermelodie".

Sehr schön schreibt Wil. S. 43 vom Schlufs des Stückes: „Diese kurze Scene, in der die Stimmung des Orestes die ganze Skala der Gefühle durchläuft, vom Siegesstolze zur Todesangst, vom Hohne zum Mitleid, vom Hochgefühle des Königs zum Zittern des armen Sünders, diese Scene in ihrer Kürze, in jener künstlerischen Stilisierung, die nur eine auf das Wesentliche zurückgeführte Natur scheint, die eben spezifisch hellenisch ist — schaut euch um in der dramatischen Litteratur aller Völker, ob ihr ihresgleichen findet".

Bern. **Karl Frey.**

---

141) **Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum. Vol. XXXV. Epistulae imperatorum pontificum aliorum** inde ab a. CCCLXVII usque ad a. DLIII datae. Avellana quae dicitur collectio. Recensuit, commentario critico instruxit, indices adiecit **Otto Guenther.** Pars I. Prolegomena. Epistulae I—CIV. Lipsiae, G. Freytag, 1895. XCIIII u. 493 S. 8. ℳ 14.80.

Für die Textkritik der in dieser Sammlung vereinigten Briefe und Dokumente kommt bei der überwiegenden Mehrzahl der Stücke allein der Cod. V (= Vatic. lat. 3787, saec. XI) in Betracht. Ein früher hervor-

zugter anderer Vaticanus (= *a*), fast aus derselben Zeit stammend, ist durch Günthers Untersuchungen als Apograph aus V nachgewiesen und kann daher füglich ganz aus dem Apparat ausscheiden, ebenso wie die jüngeren Mss., die in allen Abweichungen nicht mehr Bedeutung beanspruchen können, als die Konjekturen späterer Herausgeber. Darüber hat Günthers eingehende Beweisführung keinen Zweifel gelassen. Nur bei einzelnen Nummern dieser Sammlung verfügt die Kritik noch über Codices, die neben V Anspruch auf Geltung machen können. Eine weitere Beihilfe gewähren die Manuskripte anderer Kollektionen, welche das eine oder andere Stück der Avellana ebenfalls überliefern. Das aus diesen Hilfsmitteln hierher gehörende Material hat der Herausgeber natürlich sorgfältig mit berücksichtigt, wie denn sein Apparat überall den Eindruck grofser Zuverlässigkeit macht. Das von Günther geübte textkritische Verfahren ist besonnen, und seine Resultate werden meist Zustimmung finden. Im folgenden notieren wir einige Stellen, in denen wir Bedenken gegen den neuen Text haben.

S. 16, Z. 19 ist die Konjektur einer jüngeren Handschrift *appellat ad verum* ... (Christum) aufgenommen, während sich mit *appellat adversum* (so Cod. V) wohl auskommen läfst, wenn man *adversus* als zugewandt, gewissermafsen anwesend, auffafst. — 18, 31 ist *utendum* (V) immerhin brauchbar, sollte also dem minder beglaubigten, wenn auch ansprechenderen *vitandum*, wie Günther nach derselben jungen Handschrift bietet, nicht den Platz räumen. — 21, 5 *Pauli vasis electionis* ... *pronuntiati*] Günther; *vas* und *pronuntiantis* die Handschr., woraus sich leichter *P. vas se electionis pronuntiantis* ergiebt. — 22, 13 steht *quicumque* (Adverb) dem handschriftlichen *quecumque* doch näher als Günthers *quibuscumque*. — 53, 22 hat G. die Emendation W. Meyers *sub ea conditione evagandi* aufgenommen. V giebt *ne vagandi*, aber *ne* ist doch wohl nur gedankenlose Wiederholung der letzten Silbe von *conditione* und deshalb ganz zu tilgen. — 55, 15 gefällt uns Günthers Korrektur im Kommentar *inquietus* besser als die Lesart *inquietos* im Text. — 68, 19 ist doch *altercatione* eine leichtere Änderung als die gewaltsame Einfügung ⟨*per*⟩ *altercationem*. — 82, 18 *De merito sacerdotis, quem suis deus idoneum probavit, cessavit certamen. sanctum igitur* etc. So G. nach Petschenig, der *cessavit* für *esse* (V) einsetzte. Wir möchten in *esse* die vulgäre Form statt *ipse* erkennen und dies herstellen. Ferner scheint uns in *certamen* eine falsche Auflösung des ursprünglichen

certa mens (*s* mag vor folgendem *sanctum* bei der Trennung verloren gegangen sein) vorzuliegen. Demnach wäre zu schreiben: *De merito sacerdotis, quem suis deus idoneum probavit ipse, certa mens. sanctum* etc. — 136, 16 *Davidicae* G.; *davitice* oder *daviticae* die Mss. Die Form mit *t* ist aber bei den Patres latini die übliche, sie mufs also auch hier wieder in ihre Rechte treten. — 206, 8 *inflammantes* G., eine unnötige Korrektur für das durchaus angemessene *inflammant* (*inflamant* V). — 210, 16 statt *digne* lesen wir *digni*. — 336, 17 ist *quo* G. für *quod* (V) ohne zwingenden Grund geändert. — 409, 26 ist die Änderung *nec* (G.) für *hec* (V) bei der Häufung der folgenden Negationen wenig wahrscheinlich; leichter käme man mit *hic* aus. — 428, 11 halten wir die besser beglaubigte Lesart der Vulgata *fideles* fest, wofür G. *filii* konjizierte. — 456, 23: *cum saepenumero in Romanis historiis legatur Livio oratore* (*libi o orare* V) *saepissime in hac urbe ... hominum milia deperisse*] G. Hier ist zunächst *saepissime* nach *saepenumero* höchst verdächtig, ferner ist ein Abl. abs. *Livio oratore* (oder wie sonst gelesen wird *Livio auctore*) in diesem Zusammenhang überhaupt nicht möglich. Daher möchte man annehmen, dafs in einer früheren Handschrift *saepissime* als Glosse über *saepenumero* gestanden hat und etwa *Livi ab urbe* über *Romanis historiis;* später sind dann die Zusätze mit in den Text geraten und zu der jetzigen unbrauchbaren Fassung verstümmelt. Will man aber an der Wiederholung des *saepissime* nach *saepenumero* keinen Anstofs nehmen und darin nur eine gewisse Umständlichkeit oder Lässigkeit des Verfassers sehen, und will man ferner *Livio orare* für annähernd ursprünglich halten, so würden wir etwa folgende Emendation vorschlagen: *Livium auctorare* (oder ⟨*a*⟩ *Livio auctorari*). — 453, 20 läfst sich aus dem handschriftlichen *investiis* leichter *inquisitis* als *investigatis*, was auch in die neue Ausgabe übergegangen ist, herstellen. — 460, 18 *auctoritatem caeli sidera perhibent adhibere et fatalem indu⟨cere⟩ errorem*] G. Hier liegt in dem überlieferten *fatalem indu* (V) eine falsche Auflösung vor; es genügt eine andere Abteilung, und jeder Einschub ist dann überflüssig: im Original stand *fatali mendo*.

So viel zum ersten Bande von Günthers Epistulae, dem der Herausgeber hoffentlich recht bald den zweiten folgen läfst. † †

142) **Julius Beloch, Griechische Geschichte.** 2. Band: Bis auf Aristoteles und die Eroberung Asiens. Mit einer Karte. Strafsburg, K. J. Trübner, 1897. XIII u. 713 S. 8. Preis: ℳ 9.

Mit dem vorliegenden Bande ist diese Darstellung der griechischen Geschichte abgeschlossen, wie aus der dem ersten vorangeschickten Ankündigung der Verlagsbuchhandlung und dem nunmehr dem zweiten Bande angefügten Gesamtregister ersichtlich ist. Mit den Zuständen nach der Eroberung Athens durch die Spartaner beginnend, reicht derselbe bis zur Zerstörung und Eroberung der persischen Residenzen durch Alexander. Schon die Wahl dieses Endpunktes, statt des sonst üblichen mit dem Tode Alexanders zeigt deutlich, daſs der Verf. auch in diesem Bande dem in der Einleitung ausgesprochenen Grundsatz treu zu bleiben bestrebt war, und nicht in den Einzelpersönlichkeiten die treibenden Kräfte der historischen Entwickelung sieht, sondern in den Volksmassen, deren Bestrebungen sich in jenen Männern verkörpern. Im übrigen ist aber noch mehr als der erste dieser Band mit der gewiſs begründeten starken Betonung der Bedeutung eines Philipp von Makedonien oder des Timoleon eine unbeabsichtigte Widerlegung jenes Satzes der Einleitung, und die von den Fortschritten der Wissenschaften und Künste handelnden Abschnitte sind mit gutem Grunde ohnedies durchweg auf die Forscher- und Künstlerindividualitäten gestellt. Unter diesem also mehr prinzipiellen als in der Praxis durchgeführten, weil undurchführbaren Gegensatz Belochs gegen den Personenkultus, haben gleichwohl Sokrates und Platon ganz unverdient zu leiden gehabt.

Ein anderer allgemeiner Einwand betrifft die Ökonomie des Werkes. Der nicht viel mehr als ein Jahrhundert umfassende Zeitraum griechischer Geschichte, der in dem zweiten Bande behandelt ist, nimmt einen etwas breiteren Raum (656 S. gegen 603) ein als die Darstellung der dem Jahre 404/3 vorausgehenden Jahrhunderte. Der Grund dieser Ungleichheit entspringt, wie alle Eigentümlichkeiten dieses Werkes, selbständigen und in sich geschlossenen Grundanschauungen des Verfassers. Wer wie B. die ganz sicher beglaubigte griechische Geschichte eigentlich erst mit dem Geschichtswerk des Thukydides anheben läſst, wird um die Begründung dieser verschiedenen Ausführlichkeit nicht verlegen sein. Diese gröſsere Breite kommt nahezu ausschlieſslich der politischen Geschichte im engeren Sinn zustatten. Denn der zweite Band enthält nicht mehr Kapitel als der erste, die von den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen,

von Litteratur uud Kunst handeln. Auch das ist in der Beschaffenheit der Überlieferung hegründet, nur scheint mir fraglich, oh das gebildete Publiknm die so ausführlichen Darstellnngen der kriegeriscben nnd diplomatischen Wirrnisse, die das vierte Jahrhundert ausfüllen, mit dem gleichen Interesse verfolgen kann, wie der Fachmann, der aucb hier überall an der aus den Quellen scböpfenden nnd vielfach zu neuen Ergebnissen gelangenden Darstellung seine Freude haben mufs. Das Lesepublikum dagegen, das ja B. im Ange hat, dürfte die gröfsere Ausführlichkeit dieses Bandes nicht gebührend zu würdigen imstande sein, und vielleicht nur die „Die Reaktion", „Die wirtschaftliche Entwickelnng seit dem peloponnesischen Kriege", „Litteratur nnd Kunst", „Der Ansbau der griechischen Wissenschaft" und „Die Gesellschaft und ihre Organisation" betitelten Ahschnitte als dem ersten Band ehenbürtige Lektüre betrachten und dahei zu seiner Überraschung wahrnehmen, wie wenig wir im Grunde üher die Gesellschaft im 4. Jahrhundert wissen, und daher vielleicbt Zweifel hegen, oh es wirklich möglich ist, aus einer so schweigsamen Überlieferung über die in den Volksmassen liegenden treihenden Kräfte der historischen Eutwickelung viel zu erfahren. Es geht also in Belochs Buch mit dem starken Accent, der auf die Einhaltung des „kollektivistischen" Standpnnktes der Geschichtsforschung und Geschichtsdarstellnng gelegt wird, ähnlich wie sonst; niemand wird verständigerweise die Berechtigung desselhen hestreiten, die Bemühungen müssen willkommen geheifsen werden, die sich auf die Erkenntnis der sozialen und wirtschaftlichen Erscheinnngen hei den Griecben richten, allein mehr noch als anf anderen Gebieten der Geschichte stellt die Beschaffenheit unserer Überlieferung einer wirklichen Erkenntnis der Massenerscheinnngen fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen.

Es liegt mir also durchaus ferne, das Verdienst verkleinern zu wollen, das sich gerade Beloch dadnrch nm die griechische Geschichte erworhen hat, dafs er die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungen in der Entwickelung des griechischen Volkes stärker, als es bisher üblich war, betont hat, allein Bedenken gegen die Richtigkeit vieler seiner Behauptungen und Schlufsfolgerungen dürfen angesichts des nnzureichenden Materiales, anf dem sie anfgebaut sind, nicht unterdrückt werden. O. Seeck hat jüngst in einem Aufsatz (Jahrb. für Nationalökonomie und Statistik, III. Folge, Bd. XIII, S. 161 ff.) sebr begründete Einwände gegen die statistiscben Berechnungen, Schätzungen und die willkürliche Beseitigung einzelner

Zeugnisse durch Beloch erhoben. Ich erwähne das deshalb, weil auch in dem vorliegenden Band jene prinzipielle Gegnerschaft gegen hohe Ziffern von dem Verf. festgehalten ist, der er in seinem Buche „Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt" Ausdruck gegeben hat. Durch die Angaben der Ἀθ. πολ. sind z. B. die Bedenken gegen die Richtigkeit der Ansätze von Beloch, soweit es sich um die Bevölkerung Attikas im 5. Jahrhundert handelt, über blofse Mutmafsungen hinaus erstarkt, und die Angaben des Thukydides über die Wehrmacht des attischen Staates sind jetzt vor allen Angriffen gesichert. Klein sind in dem antiken Hellas die territorialen Verhältnisse gewesen, aber eben darum hat sich die Not der zu dichten Bevölkerung nur um so fühlbarer gemacht. Wie soll man das starke Bedürfnis und die unleugbare Thatsache der aufserordentlichen Expansion des griechischen Stammes seit Alexander verstehen, die eingetreten ist, obwohl während des 4. Jahrhunderts Tausende als Söldner in die Fremde gezogen waren? Angesichts solcher Erscheinungen ist das Bestreben des Verfassers, alle Zahlen herabzusetzen, völlig unbegreiflich, um so mehr, als er mit vollem Recht der Meinung entgegentritt, dafs der peloponnesische Krieg die Kräfte vom Hellas geknickt hätte (S. 368).

Einen ähnlichen Standpunkt wie gegenüber den hohen Zahlen der Wehrpflichtigen und Sklaven nimmt der Verf. auch bei der Beurteilung der wirtschaftlichen Gegensätze und Veränderungen ein. Ich halte es z. B. nicht für richtig, wenn S. 28 bemerkt wird, ein Gegensatz zwischen Grundbesitz und mobilem Kapital habe in Athen nicht bestanden. Die Geldwirtschaft des 4. Jahrhunderts mag ja an modernen Verhältnissen gemessen ebenso unbedeutend erscheinen wie die gröfsten antiken Heere im Vergleich zu denen der Gegenwart; die Bankleute und Fabrikanten, die grofsen Kaufleute und Rentiers haben darum in dem Athen des 4. Jahrhunderts doch ganz dieselbe Rolle gespielt wie die grofsen Kapitalisten der Gegenwart, und wenn einzelne von ihnen einen Teil ihres Vermögens in Grund und Boden angelegt haben, so folgt daraus keineswegs, dafs zwischen Grundbesitz und mobilem Kapital damals noch kein Interessengegensatz bestand. Dieser Gegensatz ist vielmehr beim Ausbruch des peloponnesischen Krieges deutlich zutage getreten, durch dessen Verlauf noch wesentlich verschärft worden, und er wird durch die Thatsache, dafs der eine oder andere von den athenischen „Rothschilds" sich eine oder mehrere Herrschaften gekauft hat, nicht aus der Welt geschafft. Noch einmal wird später (S. 351) betont, dafs die damaligen Handelsgeschäfte sich in kleinen Ver-

hältnissen bewegt hätten. Allein die von allen Seiten in Theorie und Praxis erhobene Forderung nach gleicher Güterverteilung, die scharfe Verurteilung von Geld- und Handelsgewinn, über die bei B. gar nichts steht, sind doch ausreichende Beweise dafür, wie schwer damals die Gegensätze von arm und reich empfunden worden sind. Diese Forderungen sind ferner keineswegs, wie B. die Sache fafst, eine blofse Folge davon, dafs die Demokratie zur Klassenherrschaft geworden war, sondern ein Resultat der ganz enorm gesteigerten wirtschaftlichen Gegensätze, deren Entstehen eben die demokratische Verfassung trotz aller Prohibitivmafsregeln zum Schutze der Unbemittelten nicht hatte hintanhalten können, was ja später von dem Verf. auch zugegeben wird (S. 35). Auch der zunehmende Luxus, von dem später (S. 359) die Rede ist, beweist deutlich, dafs sich in den Händen Weniger grofse Kapitalien angesammelt haben, und an der Preissteigerung, deren Eintreten sehr richtig hervorgehoben wird (S. 356), hat gewifs die zunehmende Geldwirtschaft, die Verteuerung durch den Zwischenhandel, kurz das „freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte“ einen gröfseren Anteil, als B. zugeben will. Ich halte die Beurteilung der wirtschaftlichen Erscheinungen, die Pöhlmann in seiner Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus gegeben hat, für bei weitem zutreffender als die Darstellung bei Beloch. Für diesen ist Platon nichts weiter als ein geistreicher und poetisch begabter Vertreter einer ethisch-theologischen Anschauung, die jedoch niemanden habe befriedigen können (S. 405), über seiner Schule lag, da er alt war, eine versumpfte geistige Atmosphäre (S. 429), und Platons Stern erbleicht nach Beloch vor dem Siege der Wissenschaft über die Theologie und die Skepsis rasch. Der Wert anderer idealer Güter als der exakten Wissenschaft existiert für den Verf. nicht, so hoch er auch den des Griechentums für die Menschheit einschätzt, und es ist daher begreiflich, dafs ihm der Zusammenbruch der Demokratie nur eine Folge des Umstandes ist, dafs die niederen Volksklassen noch keineswegs reif für die Ausübung der politischen Rechte in dem Mafse gewesen seien, wie sie ihnen von den demokratischen Verfassungen geboten ward (S. 22). Die Frage, ob dies überhaupt möglich sei, wird von dem Verf. nicht aufgeworfen. Dafs nur die legitime Monarchie in dem Hellas des 4. Jahrhunderts habe Ordnung schaffen können, hebt er zwar ausdrücklich hervor (S. 477), für die Leiden der grofsen Masse hat er aber ebenso wenig ein Herz, als er für edle Menschen und Reformatoren, wie Sokrates und Platon, ein Wort der Anerkennung zu

finden weifs. Mit dem Schlagwort „Reaktion“ gegenüber dem wissenschaftlichen Aufschwung, wird die sokratisch-platonische Philosophie abgethan und behauptet, dafs im allgemeinen die Hellenen Sokrates keinen Fortschritt in der ethischen Erkenntnis verdanken (S. 15). Sokrates ist ein Opfer der Reaktion, zu deren Förderung er selbst so viel beigetragen hatte (S. 17) und kühl bis ans Herz hinan wird S. 17 die tiefe Wirkung der sokratischen Lehre zum guten Teil auf den Eindruck zurückgeführt, den der Märtyrertod des Weisen und seine heitere Ruhe bis zum letzten Augenblick auf die Zeitgenossen geübt hatte. So starke Ausdrücke wie hier findet B. nur noch, wo er von der viehischen Brutalität der syrakusanischen Ritterschaft gegen ein wehrloses Weib zu berichten hat (S. 151).

Gründlicher kann man gegen den Kultus, der mit den grofsen Männern getrieben wird, nicht Front machen, als es in dem Abschnitt am Anfang des Buches geschieht, der von Sokrates handelt. Zum Beweis dafür, dafs der Verf. diesen Bemühungen bis zum Schlusse treu geblieben ist, verweise ich noch darauf, dafs er den Marsch des Darius über den Amanos in die Ebene von Issos zwar als ein strategisches Meisterstück bezeichnet, dann aber auf Alexanders Seite nur die Leistungsfähigkeit und überlegene Kriegstüchtigkeit seiner Truppen hervorhebt und Darius vorwirft, dafs er die Vorteile seiner Stellung nicht zu benutzen gewufst habe (S. 635), und ferner Parmenion, der gewifs ein tüchtiger General war, militärisch das Hauptverdienst an der Eroberung Asiens zuschreibt, das die höfische Geschichtschreibung von Kallisthenes angefangen, nach Möglichkeit herabzusetzen bemüht war (S. 625).

Ich thäte aber Unrecht, wollte ich diese Besprechung einseitig blofs auf die Hervorhebung solcher Details beschränken, in denen ich infolge grundsätzlich abweichender Anschauungen mit dem Verf. nicht übereinstimme. Die Gerechtigkeit verlangt zu betonen, dafs in diesem durchaus auf selbständiger Forschung und eigenartiger Anschauung ruhenden Bande sehr vieles nicht nur im einzelnen, sondern auch in der Gesamtauffassung besser als bisher erkannt worden ist. So ist es vor allem B. trefflich gelungen, für die verwirrende Masse der Einzelerscheinungen in der politischen Geschichte des 4. Jahrhunderts richtige leitende Gesichtspunkte, die eine Übersicht über den Zusammenhang der ost- und westhellenischen Ereignisse gewähren, zu finden. So scheint mir z. B. sehr richtig betont, dafs die Reformprojekte, die in dieser Zeit auftauchen, alle auf eine ständische

Gliederung der Gesellschaft abzielen (S. 30), ebenso ist das Emporkommen der Militärmonarchie sehr gut herausgehoben und dabei dem bosporanischen Reich die rechte Stelle angewiesen (S. 91 u. 176); von Alkibiades sagt B. treffend, dafs er alle Aussicht gehabt hätte, eine ähnliche Stellung zu erreichen wie Dionysios in Syrakus, dafs er aber im entscheidenden Augenblick die Gelegenheit vorübergehen liefs. Bemerkenswert ist die zusammenfassende Beurteilung über Agesilaos (S. 230), über Epameinondas (S. 290), über Onomarchos (S. 327), sowie die Ansicht, die S. 204 über den Königsfrieden geäufsert wird, indem nachdrücklich Sparta gegen den Vorwurf in Schutz genommen wird, die Griechen Kleinasiens preisgegeben zu haben. In der Beurteilung des Demosthenes berührt sich B.s Anschauung nahe mit der kürzlich in dem Buche von Bruns „Das literarische Porträt“ näher ausgeführten; es scheint mir aber von Beloch auf einen wesentlichen Punkt die Aufmerksamkeit gelenkt zu werden, wenn er betont, Demosthenes habe nicht vor Gebildeten gesprochen und für Gebildete geschrieben; die Heftigkeit der Invektive bei Demosthenes hängt also damit zusammen, dafs er weit mehr als die älteren Redner auf das geistige Niveau der Menge herabstieg.

Ich habe früher als einen besonderen Vorzug dieses neuen Werkes über griechische Geschichte hervorgehoben, dafs es ganz auf selbständigem Quellenstudium beruht. Das giebt sich im grofsen wie im kleinen auf jeder Seite zu erkennen, und darin ist sein grofser Wert und seine Unentbehrlichkeit auch für die Forschung begründet. Über die Angaben der *Ἀϑ. πολ.* des Aristoteles hat B. im ganzen keine günstige Meinung, er vertritt die auch von anderen geäufserte, aber meines Erachtens bisher nicht bewiesene Ansicht, dafs dem verfassungsgeschichtlichen Teile die Atthis des Androtion zugrunde liege (S. 413), die Darstellung der drakontischen Verfassung gilt ihm wie vielen, wie ich überzeugt bin, mit Unrecht als eine verfassungsgeschichtliche Fälschung der Oligarchen von 411. Die Angaben des Kap. 30 und 31 enthalten nach B.s Ansicht die Verfassung des Theramenes, die Aristoteles irrtümlich auf die Vierhundert bezogen habe. Auch die Forderung der Rückkehr zur *πάτριος πολιτεία* habe nicht, wie Aristoteles und Diodor berichten, einen Bestandteil der spartanischen Friedensbedingungen gebildet, sondern sei erst von Theramenes gestellt worden (S. 71. 107. 109). Die Einsetzung der oligarchischen Regierung gehöre nicht unter Pythodoros, sondern ans Ende des Archontates des Alexias.

Auch sonst finden sich an zahlreichen Stellen, wie natürlich in einem darstellenden Werke nur mit kurzer, daher oft unzureichend scheinender Begründung ganz eigenartige Forschungsergebnisse mitgeteilt. Die Untersuchungen von Boerner über die Chronologie der Jahre zwischen 411 und 403 werden gröfstenteils abgelehnt (S. 79. 100. 102), die unter dem Namen Herodes überlieferte, gewöhnlich dem Herodes Atticus zugeschriebene Rede hält B. für die Arbeit eines sophistisch gebildeten Thessalers aus der Zeit um das Jahr 400 v. Chr. (S. 132). Auch gegen Judeichs kleinasiatische Studien wendet sich der Verf. wiederholt, und die Bestrebungen, den Agesilaos als ein Werk des Xenophon, das er mit Benutzung seiner Hellenika verfafste, zu erweisen, haben ihn offenbar nicht überzeugt (S. 147. 230). Die Untersuchung von Fabricius über die Befreiung Thebens gilt ihm als verfehlt (S. 233. 235). Die Rede über Halonnesos wird im Gegensatz zu der jetzt geltenden Ansicht für eine Fälschung auf den Namen des Demosthenes erklärt und nicht für ein in das demosthenische Corpus geratenes Werk des Hegesippos gehalten (S. 539). Die meines Erachtens sehr triftigen Gründe, die B. bestimmen, die mehrfach verfochtene Ansicht abzulehnen, dafs Strabon ein grofses Sammelwerk über Alexander d. Gr. verfafst habe, wird, wer sich mit diesem Problem befafst hat, leicht ergänzen (S. 658), dagegen ist mir nicht verständlich, worauf sich die Ansicht stützt, dafs Ptolemaios in seiner Alexandergeschichte den Kallisthenes benutzt habe.

Wenn der Leser aus den angeführten Thatsachen den Eindruck gewonnen hat, dafs ich das Werk von Beloch, trotz zahlreicher Einwendungen in wichtigen prinzipiellen Fragen und in minder wichtigen Einzelheiten für sehr bedeutend und vortrefflich geschrieben halte, in dem viele Punkte der griechischen Geschichte zum erstenmal in ein rechtes Licht gerückt sind und das dem deutschen Leserpublikum zum erstenmal eine anschauliche Vorstellung von der Bedeutung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände im alten Griechenland zu gewähren sucht, so ist damit der Zweck dieser Zeilen erreicht.

Graz. **Adolf Bauer.**

---

143) **H. Seeger, Elemente der lateinischen Syntax** mit systematischer Berücksichtigung des Französischen. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung, 1895. VIII u. 270 S. gr. 8.

Die sehr beachtenswerte Arbeit bedurfte kaum der einliegenden Begleitschrift: „Dürfen die humanistischen und die realistischen Gymnasien

sich beim Unterricht in der lateinischen Syntax eines und desselben grammatischen Lehrbuchs bedienen?", da seit den anerkennenswerten Bestrebungen Völckers (Schönebeck) u. a. diese Frage schon im Sinne des Verfassers entschieden ist. Seegers pädagogische Leistungen, namentlich sein Lehrbuch der neufranzösischen Syntax, seine französische und deutsche Schulgrammatik haben durchgehends verdienten Beifall gefunden. Gerade durch die vom Verfasser gewählte Gegenüberstellung des lateinischen und französischen Ausdrucks werden, was Verfasser eifrig erstreht und thatsächlich recht gut erreicht hat, die Sprachregeln vollständig begründet und die innere Verbindung des lateinischen und französischen Unterrichts angebahnt. Auch werden die sogenannten grammatisch-stilistischen Bemerkungen, wie sie fast in allen lateinischen Grammatiken, selbst den auf den neuen Lehrplänen beruhenden, am Schlusse beigefügt zu werden pflegen, durch das vom Verfasser eingeschlagene Verfahren entbehrlich, da sich aus den von ihm beigebrachten Parallelsätzen auch die üblichen Phrasen ableiten lassen.

Die Gliederung des syntaktischen Lehrstoffes beruht nach des Verfassers trefflicher Anordnung auf einer für alle unsere Schulsprachen einheitlich gestalteten Disposition und Terminologie, und zwar letztere auf der von Hoffmann vorgeschlagenen, die, wie Seeger mit Recht hervorhebt, längst überall hätte eingeführt werden sollen. Die uns im allgemeinen wenig geläufigen Bezeichnungen: „Permissivsatz, objektiv kausale, sowie subverbiale und subnominale Bestimmung" wird niemand tadeln und die vom Verfasser für Ausdrucksweisen, wie *virtus continentiae*, la rivière de Loire und ähnliche erfundene Bezeichnung *genitivus nuncupativus* wird man sogar unbedingt billigen, da sie entschieden weit besser ist als die bisherigen, durch die Uneinigkeit der Grammatiker ins Leben gerufenen termini genitivus appositivus, epexegeticus, explicativus und definitivus, von denen einer immer noch allgemeiner und unbestimmter ist als der andere.

Im einzelnen haben wir nicht das Geringste auszusetzen, insbesondere auch kein einziges Beispiel gefunden, das nicht an seinem Platze wäre oder sich durch ein geeigneteres vertauschen liefse. Was die Gliederung und Abgrenzung des syntaktischen Lehrstoffs betrifft, so hat sich Verfasser vorwiegend an die lateinische Schulgrammatik von Kühner und die französische von Mätzner angeschlossen, also die Satzlehre in eine Syntax des einfachen und mehrfachen Satzes zerlegt, sodafs ersterer mit der Lehre von Tempus und Modus des verbum finitum beginnt, letztere in die Lehre

von der Beiordnung und Unterordnung zerfällt und die Nebensätze in Substantiv-, Adjektiv- und Adverbialsätze eingeteilt werden.

Das vorliegende Werk ist als eine sehr zeitgemäfse und gediegene Leistung zu bezeichnen, der die weiteste Verbreitung sicher ist.

Pinne. **Löschhorn.**

144) **Th. Drück und F. Grunsky, Griechische Übungsbücher.** 1. und 2. Teil für Klasse V und VI (Unter- und Obertertia) von **F. Grunsky**, 3. Teil für Klasse VII und VIII (Sekunda) von **Th. Drück.** Leipzig, Braun, 1896. 8. I: 196 S. II: 100 S. III: 109 S.

Diese zunächst wohl für württembergische Schulen bestimmten Bücher können ohne weiteres auch für Schulen mit preufsischem Lehrplan empfohlen werden. Der erste Teil behandelt die regelmäfsige Deklination und Konjugation mit Einschlufs der Verba liquida stufenweise nebeneinander. Zwischen die Übungsstücke mit Einzelsätzen sind bald einzelne kleinere und später längere zusammenhängende Lesestücke eingestreut. Der zweite Teil behandelt die Verba auf μι, die unregelmäfsigen Verba und, was wir für einen recht glücklichen Griff des Lehrplanes und damit des Buches erklären, die Hauptpunkte der Moduslehre parallel mit den Verben auf μι und in besonderem Abschnitt die Hauptpunkte der Kasuslehre. Zeit und Gelegenheit hierzu bietet die Obertertia vollauf. Der Sekundateil, welcher natürlich nur deutsche Sätze und Übungsstücke enthält, behandelt die Tempus- und Satzlehre eingehender und als Anhang die Hauptregeln derselben in kurzer Fassung. Alle drei Teile sind mit gleicher Sorgfalt im einzelnen angefertigt. Wir haben nur eine Ausstellung zu machen, die mangelnde Anlehnung der deutschen Übersetzungsstücke an die griechischen.

Arnstadt. **B. Grosse.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 4. September. Nr. 18, Jahrgang 1897.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

145) **Alessandro Veniero, Gli epigrammi di Callimaco.** Girgenti, Stamperia di Salvatore Montes, 1897. 36 S. gr. 8.

Das Schriftchen bildet gewissermaſsen eine Fortsetzung des auf die Hymnen des Kallimachos bezüglichen Buches (Callimaco e le sue opere. Palermo 1892), welches im Lit. Centralblatt 1893, S. 954 eine keineswegs freundliche Beurteilung gefunden hat. Auf eine Übertragung der Epigramme, von der ich als Nichtitaliener nur sagen kann, daſs sie getreu zu sein sich bemühe, folgen textkritische Bemerkungen zu 23 von den 70 Nummern. Es sind 70; den Epigrammen sind nämlich angereiht: fr. 37 (dem V. mit Dittrich — Jahrb. f. klass. Phil. CXLI, 831 -- A. P. IX, 185 voranstellt), 70, 71 (das mit p. 555 u. 262 kombiniert wird: [*Τὸν διέλυσε τάφον δεινῶς ἐμὸν*] *οὐδὲ τὸ γράμμα* | *ᾐδέσθη τὸ λέγον μ' υἷα Λεωπρέπεος* | *κεῖσθαι, Κήιον ἄνδρ'* [*ἀγαθὸν*] *δρομέσιν γ' ἐπίνικον* | [*γράψαι*] *ἡ χαλεπὴ μῆνις ἐπιχθονίων* | *οὐδ' ὑμέας κτλ.*), 105 (das V. übrigens mit Schneider den Aitia II, 9 zuweist), 106 (dem vorangestellt werden fr. an. 378, fr. 98 δ, 261 u. 267 *Γαστρὸς ἄπο πλείης βουλὴν καὶ μῆτιν ἀμείνω·* | [*εἰμὶ γὰρ οὖν,*] *Μουσέων δ' οὐ μάλα φειδὸς ἐγώ,* | *λίχνος καὶ τὸ πυθέσθαι* [*ἀεί·*] *μύθου δὲ πασαίμην* | *ἥδιον* [*ἢ*]*θιβρῆς Κύπριδος ἁρμονίης.* | *καὶ γάρ κτλ.*), 180 (das — vgl. Dittrich a. a. O. — mit fr. 366, 412 u. 235 verbunden wird: *Δαίμων, τῷ κόλποισιν ἐνιπτύουσι γυναῖκες,* | *ἔστιν μοι, Μάγνης ἐννεάμυκλος ὄνος·* | [*καί γ*]*έ τί φησι ἄμηρος*

ἐρήμῳ θῆν ἐπὶ πείρῃ | Πὰν ὁ Μαλειήτης τρύπανον αἰπολικόν | [τόν σε] δύνασθαι). Eine Förderung vermag Ref. weder in diesen Kombinationen, noch in den sonstigen Bemerkungen zu erblicken, für welche aufser den Ausgaben von Meineke, Schneider und Wilamowitz und der Anthologie von Dübner-Cougny nur Susemihl und die Aufsätze von Dittrich, Herwerden (Mnemosyne II, 302 ff. u. XIV, 366 ff.) und Kaibel (Hermes XXXI, 264 ff.) verwertet sind. Bei 5, 3 fehlt die Schreibung *ναυτίλος* aus Kaibels Athenäus-Ausgabe (VII, 318); Reitzenstein, Epigramm und Skolion ist z. B. zu 30 (A. P. XII, 43) nicht erwähnt, obwohl V. eine bereits in Druck befindliche Arbeit über das alexandrinische Epigramm im dritten vorchristlichen Jahrhundert ankündigt. — 39 (A. P. XIII, 24), 4 erklärt er ernsthaft, das von Wilamowitz aufgenommene Wort *πάνα* nicht zu verstehen (Non capisco che cosa sia la voce *πάνα* accettata dal W.), während doch dieser nur die handschriftliche Lesart mit vorangestellter *crux interpretum* abdruckt.

Wien. **Wilh. Weinberger.**

146) **Chronica Minora** collegit et emendavit **Carolus Frick.** Vol I. Accedunt Hippolyti Romani praeter Canonem Paschalem fragmenta chronologica. Lipsiae, in aedibus B. G. Teubneri, 1893. CCXXIII u. 637 S. 8 [1]). ℳ 6.80

Aufser einer umfangreichen Praefatio, in welcher teils eine Zusammenstellung der Quellen der betreffenden Schriftsteller, teils eine Übersicht und Besprechung der handschriftlichen Unterlage gegeben wird, enthält das Werk die Texte: 1) des Liber Generationis, 2) des Chronikons des J. 334 n. Chr., 3) der Origo humani generis, 4) des Hilarianus: De cursu temporum, 5) des Chronikons des J. 452 n. Chr., 6) der Excerpta Latina Barbari, 7) der Consularia Ravennatia, 8) des Excerptum Sangallense, 9) des Liber Chronecorum, 10) Hippolyti Romani fragmenta chronologica.

Drei von diesen Stücken (1, 2, 6) sind nur in einer lateinischen Übersetzung der verloren gegangenen griechischen Originale erhalten. Ein grofses Verdienst Fricks besteht nun darin, dafs er, so gut es eben möglich war, zu diesen drei Taktaten die griechische Rückübersetzung giebt. Am wichtigsten von diesen ist die der Excerpta Latina Barbari, weil das

1) Der Text dieser Sammlung war schon 1890, vor dem Erscheinen der Chronica Minora von Th. Mommsen, gedruckt; die Praefatio, die später erschien, wurde 1893 mit dem eigentlichen Werke vereinigt.

an zahlreichen Stellen fast oder ganz unverständliche Latein des Barbarus durch die gegenübergestellte griechische Rückübersetzung, von welcher bereits ein Grieche, Georgios Anagnostopulos (*Περὶ τῆς Λατινικῆς Ἐπιτομῆς τοῦ βαρβάρου*. Jena 1885) einige Teile gebracht hatte, erst einigermaßen verständlich wird. Sämtlichen zehn Stücken ist ein genauer kritischer Apparat beigefügt.

Es folgen sorgfältig angelegte Indices, die aus drei Gruppen bestehen. Die erste Gruppe enthält deren zwei: I) Imperatores Romani, II) Fasti Consulares. Die zweite enthält einen vollständigen Index Nominum (mit Ausnahme der Namen der Konsuln), der so angelegt ist, daſs die richtige Namensform zu Anfang steht und die von den Verfassern der Traktate vielfach veränderten und verderbten Formen mit genauer Stellenangabe angefügt sind [1]). Die dritte Gruppe enthält einen Index Latinitatis, der nach den einzelnen Schriften der Sammlung geordnet ist. Neun Seiten Corrigenda et Addenda bilden den Schluſs des verdienstvollen Werkes. Manche der angeführten Texte bietet bereits Theod. Mommsen in seinen Chronica Minora I; einige jedoch fehlen bei letzterem, und die Excerpta Latina sind nur teilweise bei ihm vorhanden. Insofern bildet also die Sammlung von Frick eine vortreffliche Ergänzung zu dem Mommsenschen Werke.

Die umfangreiche, eine Fülle von Gelehrsamkeit enthaltende Praefatio, welche eine detaillierte Übersicht über die Quellen enthält, beginnt mit dem Liber Generationis, einer Chronik, die bis zum Jahre 234 n. Chr. geht, ursprünglich, wie bereits gesagt, griechisch geschrieben war, aber nur noch in einer lateinischen Übersetzung erhalten ist. Frick hat zuerst mit Recht erkannt, daſs fast der vierte Teil dieser Schrift, wenn auch mit einigen Änderungen und Ergänzungen, fast wörtlich aus den Stromata des Clemens von Alexandrien entnommen ist. Es ist dies die Zeit von Jesu Naue bis zur Herrschaft des Kyros. Bis ins einzelne lassen dies die Zusammenstellungen Fricks erkennen. Andere Teile, auſser historischen noch chronologische und ethnographische, sind verschiedenen Schriften des Hippolytos entlehnt. Freilich stimmen, wie Frick, Praef. p. V sqq. nachweist, manche chronologische Angaben mit dem System des Hippolytos nicht überein.

1) Was peinliche Genauigkeit angeht, so kann man sich bei diesen und anderen Stellenangaben auf Frick verlassen. Ich war in der Lage, bei anderer Gelegenheit tausende derselben nachprüfen zu müssen: er lieſs mich niemals im Stiche.

Die dritte Schrift, Origo humani generis, die eine chronologische Behandlung der jüdischen Genealogieen bis auf die Eltern Jesu im engen Anschlufs an die lateinische Bearbeitung des Pseudo-Hippolytos giebt, ist in einem Turiner Codex als Anhängsel an den Ostercyklus des Hilarianus enthalten. Der Verfasser und die Zeit der Abfassung sind auch nach Fricks Ansicht unbekannt [1]). Diesem sehr ähnlich ist ein anderes Schriftchen, Genealogia oder Liber Genealogus, dessen Verfasser offenbar die Origo stark ausgeschrieben hat. Die Gründe, welche Mommsen (Chron. Min. I, S. 155) dagegen anführt, sind nichtig und werden durch die Zusammenstellungen Fricks Praefat. p. LXVIII—LXXVII widerlegt. Im Gegensatz zu ersterem, der die Origo für ein späteres Excerpt ansieht, erkennt Frick Praefat. LXVII in der Origo mit Recht die ursprüngliche Gestalt.

Das vierte Werkchen: De cursu temporum oder de duratione mundi, welches zum Verfasser den afrikanischen Bischof Julius Hilarianus hat, ist 397 geschrieben und enthält vor allem die biblische Chronologie, giebt aber nebenbei auch Zahlen aus der profanen Geschichte. Der Schlufs enthält die apokalyptische Erzählung vom Antichrist in phantastischer Weise. Seine Quellen waren offenbar Eusebios bezw. Hieronymus und Africanus; insbesondere geben auf letzteren, wenn auch nicht direkt, seine chronologischen Angaben über die Zeit der Richter und das Weltende sowie die Liste der Perserkönige zurück (vgl. H. Gelzer, Afrikanus II., S. 121 ff. und C. Wachsmuth, Einleitung in d. Stud. d. alt. Gesch., S. 189 u. 190). Die Ansätze in letzterer berühren sich mit einem jedenfalls in Spanien geschriebenen Chronikon d. J. 452 so, dafs für beide mit Frick, Praefat. p. LXXXI eine gemeinschaftliche Quelle, die auf Afrikanus in letzter Linie zurückgeht, anzunehmen ist.

Die umfangreichste und wichtigste Schrift dieser Sammlung sind die sogen. Excerpta Latina Barbari, auch kurzweg der Barbarus des Scaliger genannt, die auch nur in einer in barbarischem Latein verfafsten Übersetzung eines verlorenen Alexandrinischen Chronikons, das in griechischer Sprache abgefafst war, enthalten sind. Eine genaue Quellenübersicht dieses Werkes giebt Frick, Praefat. LXXXIII—CCIX, deren Richtigkeit in fast allen Punkten einleuchtet. Wenn er jedoch Praefat. p. CCIX meint, dafs der unbekannte Übersetzer mehrere Zeitbestimmungen, wie

1) Wachsmuth, Einleitung in das Studium der alten Geschichte, S. 190, setzt das Schriftchen gleich nach 405 an.

Epifi, Pauni, Famenoth, Toth aus eigener Kenntnis hinzugefügt habe, so mufs ich ihm hierin widersprechen. Diese Angaben stammen ohne Zweifel aus dem griechischen Originale, da es koptische Monatsnamen in gräcisierter Gestalt sind. Auch über die Ableitung des dürftigen handschriftlichen Materials, welches wir von dieser Schrift besitzen, bin ich heute noch anderer Meinung. Während Frick und mit ihm Wachsmuth der Ansicht sind, dafs das Hamburger Apographon eine von zwei Abschreibern für Scaliger angefertigte und an vielen Stellen verbesserte Abschrift des einzigen, noch erhaltenen Pariser Codex sei, glaube ich in der Festschrift der 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, Köln 1895, S. 203ff. und im Programm des Kgl. Kaiser Wilhelm-Gymnasiums zu Köln, 1896, S. 2 nachgewiesen zu haben, dafs genanntes Apographon die Abschrift einer verloren gegangenen Handschrift ist, die mit der Pariser auf eine gemeinsame Quelle zurückgeht.

Was die Gestaltung des Textes der Excerpta betrifft, so giebt Frick an zahlreichen Stellen, vielfach auf grund der griechischen Rückübersetzung, feinsinnige Emendationen, deren Richtigkeit auf den ersten Blick einleuchtet. Inbetreff einer Konjektur bin ich jedoch anderer Ansicht. In der Ausgabe von Frick S. 338 (Ausg. von Alfred Schoene fol. 51 ^{b}, 1—9) heifst es: *Hisdem consulibus* — gemeint sind Augustus und Siluanus = 752 *ab urbe condita* oder 2 v. Chr. — *dominus noster Iesus Christus natus est sub Augusto VIII Kl. Ianuar.: in deserto natus est cuiusdam nomine Fuusdu, quod est Eusebii.* Statt *Fuusdu,* wie die Pariser Handschrift hat, bieten das Hamburger Apographon und die beiden Ausgaben Scaligers: *Puusdu.* Wie die Stelle jetzt lautet, sind die Worte unverständlich. Zudem wissen wir aus dem Buche Ruth 4, 10ff., dafs die Umgegend von Bethlehem nicht öde und wüst, sondern im Gegenteil fruchtbar und mit herrlichen Weideplätzen versehen war. Das Klima war milde, es wuchsen dort Oliven, Granaten, Feigen, Mandeln, selbst vereinzelte Palmen fanden sich dort (vgl. Wetzer und Welte, Kirchenlexikon, 2. Bd., S. 538f.) [1]). Frick vermutet nun, dafs in der griechischen Vorlage des Barbarus gestanden habe: *ἐν ἐρήμῳ ἐγεννήθη ἐν σπηλαίῳ τινὸς* u. s. w. und verweist auf das apokryphe Evangelium Jacobi XVII, 3 und XVIII, 1. Nach dem Wortlaut der ersten Stelle aber kam es dem hl.

1) *Desertum* in der Bedeutung „Trift" zu fassen, wie Fr. Kaulen, Handbuch der Vulgata, Mainz 1870, S. 195 mit Beziehung auf Numeri 13, 1 („Profectusque est populus fixis tentoriis in deserto Pharan") will, ist willkürlich.

Joseph vor allem daranf an, Maria an einen Ort zu bringen, der menschenleer war (ὅτι ὁ τόπος ἐρημός ἐστιν). Daher vermute ich, dafs hinter *in deserto* ein Wort [1]) und zwar ein Substantiv ausgefallen ist, das entweder dem Barbarus bei der Übersetzung entgangen ist oder das er nicht übersetzen konnte [2]). Dieses Wort mag σπήλαιον (Höhle, Stall) oder σηκός (Stall) gewesen sein. Schieben wir eins von diesen ein, so ist die Stelle verständlich: *in deserto ⟨stabulo⟩ natus est cuiusdam nomine Fuusdu.* Höhlen dienen heutzutage noch bei den Morgenländern häufig zur Unterbringung von Menschen und Herden, als Wohnungen oder als Ställe (vgl. Wetzer und Welte, S. 538 f.).

Die übrigen Traktate, die sich noch in der vorliegenden Sammlung finden, übergehe ich und fasse mein Urteil dahin zusammen: Inbezug auf Akribie und gesundes historisches Urteil verdient die Sammlung Fricks volle Anerkennung. Das kleine Format des Buches jedoch eignet sich nicht recht zu Gegenüberstellungen von mehreren Schriftstellern zugleich, wie sich das besonders Praefat. LXXX und LXXXVIII—CLXXXIX fühlbar macht. Wir hoffen daher, dafs der Herr Verfasser bei der Veröffentlichung weiterer chronologischer Schriften, die er in Aussicht stellt, sowie bei einer neuen Auflage des vorliegenden Bandes ein gröfseres Format wählen wird.

Köln. **J. J. Hoeveler.**

---

147) **Paul Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache.** Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1896. IV u. 428 S. 8. Preis: ℳ 10.

Der Titel des Buches wird falsche Vorstellungen von seinem Inhalt erwecken. Kretschmer bringt keine „Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache“, sondern er liefert Beiträge zu den einleitenden Kapiteln einer solchen Geschichte; er bringt kein zusammenfassendes, erschöpfendes, auch Nichtspezialisten bequem zurechtweisendes Kompendium, sondern er behandelt fragmentarisch, untersuchend, manchmal rasch vorwärtsstrebend, meistens sehr weit ausholend, die prähistorischen Anfänge des Griechischen. Aber was sein Buch durch diese in der Natur der Sache begründete Darstellungsweise als systematisches Lehrbuch einbüfst,

1) Der Ausfall eines Wortes an dieser Stelle mag auch das überflüssige *natus est* an zweiter Stelle verursacht haben.

2) Über die Unkenntnis des Barbarus hinsichtlich des Griechischen vgl. Festschrift der 43. Philologenversammlung S. 201, Anm. 6.

das gewinnt es reichlich wieder durch die Schärfe und die Tiefe einer selbständigen wissenschaftlichen Forschung; wenn es auf Wirkung in die Breite verzichten mufs, so wird es dort, wo es einschlägt, um so nachhaltiger wirken.

Das Buch zerfällt in zwei ziemlich scharf geschiedene Teile, die vielleicht erst nachträglich unter dem mifsglückten Titel in einen Rahmen gezwängt wurden. Die erste kleinere Hälfte ist in der Hauptsache eine zerfetzende Kritik bisheriger Anschauungen über die indogermanische Ursprache und das indogermanische Urvolk; aus der zweiten treten in scharfen Umrissen drei Einzeluntersuchungen hervor über Sprache und Herkunft der thrakisch-phrygischen, der illyrischen und der kleinasiatischen Stämme. Die griechische Sprache, die man nach dem Titel als Hauptgegenstand des Buches vermuten möchte, wird eigentlich nur in zwei Kapiteln, im 6. und im 12., vorgenommen: sie bildet mehr einen ideellen Mittelpunkt, um den der Verfasser verwandte Fragen gruppiert.

Es ist schmeichelhaft für den Verfasser, dafs man den Hauptwert seines Werkes bald in der einen, bald in der andern Hälfte gesucht hat. An positiv neuen Ergebnissen ist der zweite Teil sicher reicher; dem ersten werden Freunde unserer Wissenschaft ein lebendigeres Interesse entgegenbringen: es ist ja erfahrungsgemäfs nun einmal nicht anders, als dafs die Behandlung der letzten und schwierigsten Fragen einer Wissenschaft den Nichtfachmann am meisten erwärmt.

Freilich der erste Eindruck wird für ihn ein ziemlich deprimierender sein. Steht er der idg. Sprach- und Altertumswissenschaft sympathisch gegenüber, dann wird er mit einer gewissen Wehmut fortwährend die Schollen auf die Särge von Hypothesen fallen hören, die ihm aus älteren landläufigen Darstellungen dieser Fragen als liebe Freunde vertraut waren. Gehört er zu jenen Historikern und Philologen strengster Observanz, welche in der Indogermanistik eine junge, verführerische, aber leichtfertige und phantastische Schwester ihrer strengen Gebieterinnen sehen, mit der man sich am besten nicht allzu tief einläfst, dann mischt sich wohl auch ein Stück Schadenfreude in die Resignation, und sie sehen vielleicht mit dem sarkastischen Herausgeber der Beil. z. Allgem. Zeitung (1897, Nr. 83, S. 5, Anm. 1) in der gesamten sogen. Prähistorie nur „ein ungefähr ebenso scharfsinniges und ebenso zweckloses Gerede, wie in den theologischen Untersuchungen des 17. Jahrhunderts etwa über die Sprache und die sonstigen Verhältnisse der Engel“.

Nicht so resigniert und nicht so sarkastisch wird der Fachmann der débâcle scheinbar festgefügter Anschauungen gegenüberstehen. Aus verschiedenen Gründen nicht. Kretschmers Ergebnisse in diesem Punkt treffen ihn nicht unvorbereitet. Er weifs, dafs Kretschmer nur die vereinzelten Strömungen in ein breites Bette zusammenleitet, die, wie es dem Tieferblickenden nicht entging, schon seit Jahrzehnten veraltete Vorstellungen von der idg. Ursprache und dem idg. Urvolk immer mehr unterwühlten. Er sieht, dafs Kretschmer hier wenig neue Truppen ins Feld zu führen hat, dafs er im Grunde nur Johannes Schmidts bekannte Wellentheorie energisch und konsequent auf besondere Fälle anwendet. Aber vielleicht hat er sich einige Wahrheiten selbst noch nicht so klar gemacht, wie sie ihm durch Kretschmers Ausführungen wieder vor die Seele treten. Ich versuche, sie in drei Sätzen möglichst scharf zu formulieren.

I. In der idg. Mythologie sind die sprachlich sichern Gleichungen seit der strengen Handhabung der Lautgesetze stark zusammengeschmolzen. Es bleiben etwa übrig: ai. Diaus pitar, gr. *Ζεῦ πάτερ*, epirot. *Δει-πάτυρος*, lat. Diespiter, Vok. Juppiter, umbr. Jupater — alat. deivos, gall. devos, anord. tivar, agsächs. Tiꝫ, Gen. Tiwes, urgerm.* Tīwaz, lit. dē̃vas, skr. dēvá-s „himmlisch, Gott" — aslav. bogŭ, apers. baga, avest. baγa- „Gott", skr. bhága- „Segenspender" — lit. Perkúnas „der Donnergott", skandinav. Fjǫrgynn — ai. Ušas, gr. *Ἠώς* — ai. Sū́rya-, gr. *Ἥλιος*. Damit steht die Existenzberechtigung einer idg. Mythologie, wenn auch einige dieser Gleichungen nur einen kleineren Sprachkreis umfassen, trotz O. Gruppe nach wie vor ganz zweifellos fest. Ebenso sicher ist aber, dafs ihre Vertreter weit übers Ziel hinausgeschossen und dafs sie häufig genug ungesichtetes oder allzu kärgliches Material kritiklos verschwendet oder ausgeprefst haben. Sie sind vorläufig — wer weifs wie lange? — zu einer abwartenden Haltung verdammt. Erst wenn die einzel-sprachliche und die allgemein-ethnologische Mythenforschung, die sich im Kampf mit der idg. die Waffen geschärft haben, zu einem gewissen Abschlufs gediehen sind, wird die Arbeit der Indogermanisten wieder einzusetzen haben.

II. Die idg. Altertumswissenschaft (linguistische Palaeontologie) mufs aus ihrer seitherigen Isolierung heraustreten und sich mit der prähistorischen Archäologie und Anthropologie in fruchtbare Verbindung setzen. Kretschmer ist der letzte, der die Schwächen dieser beiden jungen Wissenszweige verkennt: vgl. nur, wie er S. 29 ff. über die populär ge-

wordene Klassifikation der Anthropologen nach Schädelformen und Haarfarben urteilt. Aber er weist nachdrücklich darauf hin, dafs der Sprachforscher hier in die zweite Linie zu treten hat, und dafs auch sprachlich unanfechtbare Gleichungen hier sachlich wenig bedeuten. Die von linguistischer Seite zur Debatte gestellte Hypothese eines kleinen einheitlichen idg. Urvolkes bleibt zwar auch in Zukunft eine Notwendigkeit. Nur stehen nicht mehr die Fragen nach der Urheimat und Urkultur dieses vorausgesetzten Urvolkes im Vordergrund, sondern es gilt zunächst, besonders aus den prähistorischen Spuren, die der Spaten des Archäologen freilegt, das älteste Verbreitungsgebiet der idg. Einzelvölker schärfer zu umgrenzen und namentlich alle Gegenden auszuscheiden, welche sicher erst später von Indogermanen besiedelt wurden. Dafs auch bei dieser Arbeitsmethode die ehrwürdige These von der asiatischen Urheimat fallen wird, läfst sich schon jetzt bestimmt voraussehen. Und mit ihr manches andere: die Vorstellungen von Wanderungen und kriegerischen Einfällen ganzer Völker werden an historisch-kontrollierbaren Erscheinungen zu klären sein, und das, was Renan bei einem andern historischen Vorgang *une infiltration lente* genannt hat, wird vielleicht erhöhter Aufmerksamkeit wert erscheinen. Die beliebte, reinliche Aufeinanderfolge der ältesten Kulturstufen als der Jägerei, der Viehwirtschaft und des Ackerbaues hat durch Bücher wie Karls von der Steinen, Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens, Berlin 1894, einen starken Stofs erlitten; auch hier bleiben dem Indogermanisten die meisten Konsequenzen noch zu ziehen.

III. Die idg. Sprachwissenschaft betrachtet es nicht mehr als ihre Hauptaufgabe, die idg. Grundsprache zu rekonstruieren. Zwischen der einheitlichen Ursprache und den Sprachen der historischen Einzelvölker liegen unendlich viele Zwischenstufen: unsere sprachlichen Rückschlüsse müssen in den meisten Fällen auf einer derselben stehen bleiben. Was wir unter der Formel „idg. Grundform“ erschliefsen, gehört also, chronologisch genommen, verschiedenen Stufen an; in dem einen Fall dringen wir bis hart an die Grenzen des glottogonischen Nebelreiches; im andern müssen wir uns mit einer relativ jungen Grundform bescheiden. Dafs trotz dieser Erkenntnis die Formelsprache der Indogermanisten fortbestehen kann und aus praktischen Gründen fortbestehen mufs, ist selbstverständlich; dafs die Methode, die ihr das Leben gab, die sprachvergleichende, bei der Durchforschung historischer Sprachperioden die fruchtbarste ist und bleibt, kann nur der leugnen, der im beschränkenden Bann ererbter

Anschauungen nicht über die Grenzen des kleinen Äckerleins hinaussehen kann oder will, dafs er von der Wissenschaft zu Lehen genommen hat. Oder soll diese Methode, der auch Kretschmer sein Bestes verdankt, einer besondern Rechtfertigung bedürfen, in einer Zeit, da der 1. Band der zweiten Auflage von Brugmann-Delbrücks Monumentalwerk, noch ehe die erste vollendet ist, uns die reiche Fülle des inzwischen (seit 1886) Erarbeiteten vorlegt und zu weiterem Forschen verheifsungsvolle Anregungen bietet?

Ich habe mich bemüht aus den meist negativen Ausführungen des Verfassers das herauszuschälen oder zu erschliefsen, worin nach m. A. die positiven Keime einer fruchtbringenden Weiterentwickelung unseres Wissens liegen. Kretschmer selbst hat einen solchen Keim im zweiten Teil seines Buches zur vollen Entfaltung gebracht. In einer Weise, die man nach dem kritischen Pessimismus des ersten Teiles nicht erwartet hätte, legt er hier sein wissenschaftliches Glaubensbekenntnis dahin ab, dafs die Sprache trotz allem in ethnologischen Fragen die verhältnismäfsig zuverlässigste Führerin ist, und dafs, wo ihre Beweiskraft aufhört, wir eben an den Grenzen unseres Wissens stehen (S. 293). Die Hauptresultate seiner tiefbohrenden und umsichtigen Untersuchungen sind folgende (ich stelle sie aus seinen eigenen Worten zusammen):

1. Es sind zwei scharf unterschiedene illyrische Dialekte anzunehmen, ein nördlicher und ein südlicher, welche mehr durch morphologische und lexikalische als durch lautliche Übereinstimmungen miteinander verbunden waren: jener vertreten durch das Venetische, dieser durch Messapisch und Albanesisch (S. 271).

2. In Kleinasien haben wir es, von den idg. Phrygern abgesehen, weder mit idg. noch mit semitischen Stämmen zu thun (S. 292).

3. Alle kleinasiatischen Stämme aufser den eingewanderten idg. sind untereinander verwandt (S. 292).

Ich bin nicht imstande, alle Einzelheiten der zweiten Hälfte des Buches, soweit sie über das Griechische hinausgehen, nachzuprüfen, da ich das Material nur zum kleineren Teil beherrsche. Nur im 7. Kapitel, das von den thrakisch-phrygischen Stämmen handelt, bin ich dem Verfasser auf allen Wegen nachgegangen und habe ihn, von ein paar Fehltritten abgesehen, überall als sichern Führer und glücklichen Pfadfinder erprobt. So wird das Urteil auch auf die übrigen Kapitel zu übertragen sein. Besonders überzeugend wirkt die ruhige und sichere Art, mit der er aus

einem gemeinsamen kleinasiatischen Lautwandel und aus der Gleichartigkeit der Personalnamen nach Suffix und Wurzel die Grundlagen zu der oben unter 3. aufgeführten Schlufsfolgerung gewinnt.

Welches Licht werfen nun aber all diese Untersuchungen auf Sprache und Volkstum der Griechen? In Kap. 6 erörtert Kretschmer die Beziehungen des Griechischen zu den verwandten Sprachen, wobei erklärlicherweise die griechisch-italischen Übereinstimmungen besonders zergliedert werden; Kap. 9 gilt den Makedoniern, in denen der Verfasser ein den Griechen eng verwandtes Volk sieht; Kap. 11 führt uns die vorgriechische Urbevölkerung von Hellas vor, und das etwas aphoristische Schlufskapitel 12 behandelt das Griechische als Einzelsprache. Dabei ergiebt sich als neues oder durch neue Gründe gestütztes Arbeitsergebnis etwa folgendes:

1. Das Phrygische, wofür wir auch das Altarmenische einsetzen können, steht als selbständiges Mittelglied zwischen dem Arischen und dem Griechischen (S. 168—170).

2. Die mit *-νθ-* und die mit s-Suffix gebildeten griechischen, aber aus dem Idg. nicht erklärbaren Ortsnamen, wie *Λαβύρινθος*, *Κόρινθος* oder *Κνωσσός*, *Λάρισα* berühren sich ihrer Bildung nach so auffallend mit kleinasiatischen wie *Ἄλινδα*, *Πίγινδα* oder *Πρυμνησσός Ἀτταναςσός*, dafs diese Kleinasiaten in prähistorischer Zeit notwendig auch über die Inseln des ägäischen Meeres und den Süden der Balkanhalbinsel verbreitet gewesen sein müssen (S. 401—408). Über das Verhältnis dieser Frage zu den Pelasger-Hypothesen vgl. übrigens Eduard Meyer, Forschungen zur alten Geschichte I, Zur älteren griechischen Geschichte: Die Pelasger, S. 1—124, Halle a. S., Niemeyer, 1892.

3. Die ganze Entwickelung der griechischen Dialekte zeigt eine konvergierende Tendenz; die Spracheinheit liegt nicht am Anfang der Dialektentwickelung, sondern an ihrem Ende. Die divergierende germanische Sprachentwickelung läfst sich mit der griechischen gar nicht vergleichen. Die schwierige Frage nach der Entstehung der Sondersprachen kann nicht mit einer einzigen Theorie und nicht von den Linguisten allein beantwortet werden.

Aufser diesen grofsen Problemen wendet der Verfasser überall, wo sich Gelegenheit giebt, auch Einzelheiten die liebevollste Sorgfalt zu. Ich verweise nur auf die Bemerkungen S. 247—249 über *ἵππος* statt des nach lat. equus, skr. ašvas zu erwartenden *ἔκκος* (tarent.-epidaur. *ἴκκος*), vgl.

jetzt auch Meillet, Mémoires de la Soc. de Linguistique IX (1896), p. 136 sqq. Hochinteressant sind auch die Ausführungen S. 280—282 über das Verhältnis von lat. *Ulixes, Olixes* zu *Ὀδυσσεύς* und dem inschriftlichen *Ὀλυσσεύς*. Für die Kategorie der Lallwörter wird bei der Besprechung der kleinasiatischen Lallnamen S. 334—357 manch prinzipieller Gesichtspunkt neu gewonnen; zu den italischen Lallwörtern wäre nachzutragen, was August Zimmermann, Fleckeisens Jahrbücher 1896, S. 419—420 darüber bietet.

Zu beanstanden bleibt natürlich manches. S. 164 wird es als zweifelhaft hingestellt, ob neben andern Wörtern *πίσος* : *pisum* in die „graecoitalische Urzeit" zurückgeht oder den Römern erst von den Westgriechen zugetragen wurde. Die erste Möglichkeit fällt ohne weiteres weg, weil sonst das intersonantische s dem Rhotacismus erlegen wäre, den wir bekanntlich chronologisch ziemlich genau ansetzen können. Die von Fick, wenn auch nicht ohne Bedenken, übernommene Etymologie S. 193, welche *Βερέκυντες* zu mhd. brëhen „glänzen" stellt, scheint mir durch Solmsen, K. Z. 34, S. 37—38 sehr stark erschüttert. Der jetzt nach dem *Ἅγιος Ἠλίας* benannte Tumulus von Saloniki gleicht nach dem Buche selbst S. 176—177 „in der Anlage genau" den phrygischen, nach den Nachträgen S. 421 unterscheidet er sich „durch seine Gröfse erheblich" von ihnen; es fragt sich, ob er bei diesem Sachverhalt die ihm von Kretschmer zugeschriebene Beweiskraft für die europäische Herkunft der Phrygier behält. S. 186 meint Kretschmer, man scheine bisher übersehen zu haben, dafs eine Stelle des Xanthos über die Herkunft der Phrygier bei Strabo XIV, 680 in engem Zusammenhang mit den Versen des Troerkataloges B 862 stehen müsse, während aus den Worten, die jener Strabostelle unmittelbar folgen, doch hervorgeht, dafs schon Apollodor die beiden Stellen in Zusammenhang brachte. Oder legt Kretschmer den Nachdruck auf „engen" Zusammenhang und glaubt er diesen erst aufgedeckt durch seine Erkenntnis, dafs *Φόρκυς* B 862 Gräzisierung eines vorauszusetzenden* *Φέρεκυς* sei?

Doch was bedeuten diese und ähnliche Kleinigkeiten gegenüber dem Gesamteindruck, den das inhaltsreiche Buch macht? Es wird, um bei dem Bilde der vom Verfasser so energisch verfochtenen Wellentheorie zu bleiben, noch auf lange Zeit hinaus immer weitere Kreise ziehen. Wenn diese Kreise im Kampf der Meinungen von anderer Seite gestört werden, was liegt daran? Dem künftigen Verfasser einer wirklichen Geschichte

der griechischen Sprache ist nach einer bestimmten Richtung hin in glücklichster Weise der Weg geebnet: wer wird uns das ersehnte Buch bescheren?

München. **Gustav Herbig.**

148) **Percy Gardner, Sculptured tombs of Hellas.** London, Macmillan & Co., 1896. XIX u. 259 S. mit 87 Abbildungen und 30 Lichtdrucktafeln. Preis: geb. ℳ 25.

Die griechischen Grabsteine haben bereits viel von sich reden gemacht; allerdings ist dies zumeist vom kunstgeschichtlichen oder epigraphischen oder religionsgeschichtlichen Standpunkt geschehen. Ein Buch, welches dieses Gebiet zusammenfassend und gemeinverständlich behandelte, war bisher nicht vorhanden. In dem prächtig ausgestatteten Bande, der die „archaeologia elegantior" Englands um eine schöne Nummer vermehrt, ist die Einleitung (Kap. 1—3) den Totengebräuchen und dem Glauben an ein zukünftiges Leben gewidmet; natürlich wird hierbei auf Rohdes „mit Meisterhand" entworfene „Psyche" hingewiesen. Es ist in dieser kurzen Besprechung nicht möglich, bei einem so schwierigen Stoffe zu verweilen. Der Inhalt der griechischen Gräber wird selbstverständlich nur skizziert; vielleicht regt diese Skizze endlich einmal jemand an, die zahlreichen Fundthatsachen über Grabform und Grabinhalt zusammenzustellen und gegenüber den Prähistorikern die Ehre der klassischen Archäologie zu retten. Nach einer Übersicht der mykenischen und der alten kleinasiatischen Gräber (Kap. 4 und 5) beginnt die Besprechung der griechischen Grabsteine, welche mit Recht von den spartanischen ausgeht. Dieses 6. Kapitel ist interessant zu lesen, nur läfst sich die Bemerkung über Verehrung des Asklepios in Sparta (S. 78, Z. 1) nicht halten (s. Wide, Lakonische Kulte, S. 182). Von jenen spartanischen Gräbern nimmt der Verf. den Anlafs, im nächsten Kapitel die „Totenmähler" und andere Zeugnisse von Heroisierung der Toten zu erörtern; es fällt auf, dafs er auf Löschckes Deutung der sitzenden Frau als Θεὰ βασίλεια (Vermutungen zur griech. Kunstgeschichte, Dorpat 1884, S. 17), der z. B. v. Duhn (Arch. Ztg. 1885, Sp. 21) zustimmt, nicht eingeht.

Sonst werden die allgemeineren Betrachtungen an die attischen Denkmäler angeschlossen: Kap. VIII: Perioden und Formen der Denkmäler, Kap. IX: Porträte, Kap. X: Familienscenen, Kap. XI: Bedeutung und Stil der Reliefs und Kap. XII: Inschriften. Unter den interessanten

Werken, welche, den ersten Teil der „attischen Grabreliefs" füllend, manchen Blick in die Sturm- und Drangzeit der griechischen Kunst gestatten, kommt der Grabstein der Mynno (p. 157 f., Conze T. 17) unverdient schlecht weg; die Kniee sind nicht plump, sondern das Kniegelenk markiert, was in der archaischen Kunst und bei den altdeutschen Meistern nicht selten ist. Bezüglich der Brust aber bezeichnet dieser Stein einen scharfen Kontrast gegen die archaischen Profildarstellungen, indem durch eigentümliche Faltung und Weite des Gewandes der Busen überhaupt nicht deutlich sichtbar ist. — Zu dem Grabstein der Thebanerin Amphotto (T. 17, p. 158) kann ich bemerken, daſs in altthebanischen Gräbern thönerne Poloi gefunden werden; einen besitzt Berlin, einen zweiten nunmehr Würzburg. — In dem Abschnitte über die Bedeutung der Grabmäler werden die Symbole verständig erörtert. Man vermiſst aber Citate der archäologischen Litteratur (z. B. S. 183 über den Hahn M. Fränkel, Arch. Ztg. 42, 139 ff.). Die Taube ist auf den unzweideutigen Grabsteinen stets nur Spielzeug für Kinder; könnte nicht auch auf dem Denkmal der Eutamia (T. 30) die kleinere Figur das Töchterchen sein? — Der Verfasser neigt wieder zu der Auffassung, daſs die Hand in Hand abgebildeten Personen Abschied nehmen; dagegen spricht alles, s. meine „Gebärden" S. 313 ff. — In dem Ikariosrelief (Fig. 73) soll das halbnackte Weib „the wife of the hero" sein; ist dies euphemistisch gemeint? Wir möchten die hübschen Frauenfiguren vergleichen, welche den Toten in das Grab mitgegeben wurden.

Die drei letzten Kapitel handeln von den jüngeren Grabbauten Kleinasiens und den Sarkophagen. Das Maussolleion wird nach der neuesten Rekonstruktion von Oldfield (abgebildet S. 231) kreuzförmig angenommen; aber dieser scharfsinnige Architekt ist durch Silligs Text zu einer (sehr entschuldbaren) falschen Übersetzung und dadurch zu seiner Theorie verleitet worden. Die Worte *„Supra πτερὸν pyramis altitudine inferiorem aequavit"* deutet er, als ob unter dem Pteron eine zweite Pyramide gewesen sei; natürlich ist aber mit Detlefsen zu lesen: *„altitudinem inferiorem aequavit"* (Die Pyramide war ebenso hoch wie der untere Teil des Baues). — Zum Alexander-Sarkophag ist Judeichs Aufsatz (Jahrbuch 10, 165 ff.) nicht berücksichtigt.

Die bildliche Ausstattung ist so vortrefflich, wie man sie von der berühmten Firma erwarten darf. Wir finden eine Reihe von sehr wenig bekannten Werken, z. B. den charakteristischen Kopf eines Zeitgenossen

des Demosthenes S. 155, in gelungenen Photographieen. Ein wichtiges Londoner Relief ist S. 165 leider nach den „*Marbles*“ reproduziert, deren Kupferstich weder hinsichtlich der Körperformen noch des von Xanthippos gehaltenen Gegenstandes Vertrauen erweckt.

Würzburg. **Sittl.**

149) **Julius Nelson, Über die Behandlung der Kunstgeschichte im Gymnasialunterricht.** Aachen 1897. Progr. 32 S. 4.

Der Verf. hält sich für berechtigt, über die besonders im letzten Jahrzehnt vielfach behandelte Frage seine Meinung zu sagen, selbst auf die Gefahr hin, nichts wesentlich Neues vorbringen zu können (S. 9). Das dürfte in der That auch recht schwer sein. Die zahlreichen, dem Kunstunterricht auf den höheren Schulen gewidmeten Schriften sind so reich an vortrefflichen, beherzigenswerten Vorschlägen, daſs es nicht nötig ist, nach neuen sich umzusehen, wohl aber für die Idee im allgemeinen einzutreten. Denn wenn die starke Bewegung für den Kunstunterricht in ernstgemeinten Rezensionen noch als Ausfluſs einer zu weitgehenden Schwärmerei und als Mode bezeichnet wird, so genügt das vollauf, die immer wiederkehrende eingehende Begründung des Anspruchs auf Einführung des Kunstunterrichts an den höheren Schulen zu rechtfertigen.

Wie viele seiner Vorarbeiter auf diesem Gebiete, wünscht auch der Verf. eine stärkere Berücksichtigung der Kunst im Unterrichtsbetriebe der höheren Schulen, weil ihm die allseitige und harmonische Ausgestaltung einer Persönlichkeit erst dann verbürgt scheint, wenn nicht nur der Verstand geschärft und geklärt, sondern auch das Gefühl vertieft und verfeinert und der sittliche Wille gestählt und gekräftigt sei. Von diesem Grundgedanken geleitet und in richtiger Würdigung der durch die Zeitverhältnisse veränderten Bildungsideale und Ziele des Gymnasiums fordert Verf. neben der Einführung in die Antike auch eine angemessene Belehrung über die deutsche Kunst. Seine diesbezüglichen Ausführungen S. 1—17 verraten wahres, warmes Interesse an der guten Sache, sind streng logisch und immer maſsvoll, müssen daher auch überzeugend wirken. Oberster Zweck der Besprechung von Kunstwerken ist ihm die Weckung und Pflege des Kunstsinnes und die Ausbildung des Kunstverständnisses. Verf. will sein Ziel erreichen einmal durch gelegentliche Besprechung von Kunstwerken im sprachlichen, im Religions- und Geschichtsunterricht

der oberen Klassen. Mit Recht warnt er davor, bei Schülern der unteren Coeten die Fähigkeit vorauszusetzen, ein Kunstwerk mit mehr als rein äußerlichem Interesse zu betrachten. Außer diesen gelegentlichen Anregungen sollen zusammenhängende, geordnete und in sich geschlossene Besprechungen die Ausbildung des Verständnisses der alten und der deutschen Kunst anbahnen. Da nach des Verf. Ansicht solche Betrachtungen auf freudige Anteilnahme nur dann rechnen dürfen, wenn sie in den regelmäßigen Unterrichtsstunden stattfinden, so teilt er dem Geschichtsunterricht diese Aufgabe zu. Denn „die Kunstentwickelung ist bei jedem Volke abhängig von dessen geistiger Anlage, von dem, was es erlebt hat, also von seiner Geschichte, von der Eigenart des Landes, in dem es wohnt, von seinen religiösen und sittlichen Anschauungen" (S. 24). Um eine Mehrbelastung des Schülers zu vermeiden, macht Verf. den beachtenswerten Vorschlag, den Gedächtnisstoff mehr noch als bisher einzuschränken. Zwar an dem ohnehin geringen Maſs der Jahreszahlen soll nichts gemindert werden, wohl aber fordert er die Beseitigung vieler überflüssiger Namen (S. 26), Kürzung der Kriegsgeschichte und der Darstellung diplomatischer Verhandlungen u. a. m. Dafür soll jedem größeren Zeitraume ein Kulturbild angeschlossen werden, in das sich die Kunstbesprechungen leicht und naturgemäß einfügen. Der Verfasser hat sowohl für diesen Vorschlag, den Kernpunkt seiner durchaus tüchtigen Arbeit, als für die Methode der Auslegung von Kunstwerken in der Schule, die er mit den beiden Fragen: Was sehe ich? und: Was will der Künstler darstellen? kennzeichnet, meinen vollen Beifall. Auch seine auf S. 31 und 32 gegebene Übersicht der geeigneten Kunstwerke heiſse ich gut, namentlich was die deutsche Kunst angeht. Ich bedauere nur, daſs Verf., da er doch auch zusammenhängenden Besprechungen das Wort redet, zu der von mir im Programm 1896 vorgetragenen Idee, einen zweijährigen Cyklus von je zehn Vorträgen über Kunstwerke (in den Abendstunden) einzurichten, nicht Stellung genommen hat. Die Gründe, die er gegen solche Betrachtungen auſserhalb der Schulzeit geltend macht (S. 23) sind gewiſs nicht stichhaltig.

Bremerhaven. **L. Koch.**

Vakanzen.

Cöln, H. T. Sch. (kathol.) Direktor (Deutsch, Franz., Gesch., Geo.) 3600 bis 5400 u. 660 M. Wg. Oberbürgerm. — **Frankfurt a. M.,** Wöhlerschule, Dir., 6600—7800 M. (event. 7200—9000). Meld. bis 11./9. Curatorium.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 18. September. Nr. 19, Jahrgang 1897.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

150) **Franz Bader, Sechs Tragödien von Sophokles in deutscher Nachbildung.** Leipzig, S. Hirzel, 1896. VIII und 497 S. 8. ℳ 4. 50.

Statt der Vorrede bietet unser Verf. eine stimmungsvolle, echt dichterische Zueignung, datiert aus Jever, an seinen Freund, einen nicht genannten Ingenieur. Er erzählt darin, wie sie beide, alte Schulgenossen, die sich einst auf dem Gymnasium am Sophokles berauscht hätten, nach einem Menschenalter in der Heimat sich wiedersahen und der Freund, der mittlerweile in Griechenland gewesen war und staunend die archäologischen Funde daselbst bewundert hatte, zur gröfsten Verwunderung des Übersetzers von den alten Dichtern und Denkern selbst nichts mehr wissen wollte, sondern moderner Naturalist geworden war. Infolge dessen habe er den Entschlufs gefafst und nach Jahren ausgeführt, dem Freunde eine Übersetzung des Dichters zu widmen in der Hoffnung, er werde durch sie ihn wieder lieb gewinnen.

Die Übersetzung liest sich glatt und gewandt. Die speziell-griechischen Ausdrücke, wie Lakonerhund, thyrrhenische Trompete u. s. w. sind in moderner Form dem Sinne nach durch Schweifshund, Kriegsdrommete u. s. w. gut und richtig wiedergegeben. Die Verse sind fünffüfsige Jam-

ben, die Chorgesänge in freien reimlosen Rhythmen ohne Anschlufs an das Metrum des Originals gegeben. Die Stücke sind in Auftritte zerlegt, wobei die Chorgesänge als eigene zählen. Doch hat die Wahl des modernen Metrums die Kraft und Schönheit des griechischen Textes nicht erreicht, sondern ihr eher geschadet. Wenige Anmerkungen zu allen sechs Stücken bilden den Schlufs.

Der Druck und die Ausstattung des Buches sind gut.

Weifsenburg i. E. **Heinr. Müller.**

151) **W. M. Lindsay, An introduction to latin textual emendation based of the text of Plautus.** London, Macmillan and Co., New York, The Macmillan Co., 1896. XII und 131 S. kl. 8. geb. 3 sh. 6.

Schon Fr. Ritschl meint, als er in der Praefatio zur dritten Ausgabe des Trinummus Proben des Ambrosianus, des Vetus und des Decurtatus einander gegenüberstellt, dafs man an ihrer Vergleichung zweckmäfsig die allmähliche Verschlechterung des plautinischen Textes kennen lernen könne (S. XXXIII). Lindsay erweitert den Gedanken dahin, dafs die zwiefache Überlieferung des Plautus in den Palatini und dem Ambrosianus überhaupt sehr geeignet sei, Studenten in die Kritik lateinischer Texte einzuführen. Diesen Gedanken führt er in 7 Kapiteln durch (errors of emendation, errors of transposition, errors of omission, errors of insertion, errors of substitution, confusion of lettres, confusion of contractions) und weifs die Art der Textverderbnis überall durch eine Fülle von passend gewählten und lehrreichen Beispielen zu belegen und zu erläutern, wobei manchmal auch die Handschriften anderer Schriftsteller, namentlich des Nonius Marcellus, herangezogen werden. An geeigneten Stellen wird auch auf die Verschiedenartigkeit der Schreibweise verschiedener Jahrhunderte und Länder aufmerksam gemacht, wobei sich der Verfasser überall als gründlicher Handschriftenkenner und geschickter Führer erweist. Weniger glücklich scheint mir Lindsay in den über das Buch verstreuten eigenen Konjekturen zu sein. Das Verzeichnis derselben (S. 127) enthält deren 49. Doch sind einige Stellen abzuziehen, an denen schon andere Gelehrte dieselbe Vermutung ausgesprochen haben (Capt. 476 Brix, Pers. 106 Bugge, Men. 278 ähnlich Schöll, Truc. 423 und 555 Spengel ganz ähnlich), an andern hält Lindsay teilweise mit frühern Gelehrten an der handschriftlichen Lesart fest (Most. 419, Stich. 71, Truc. 171), an wieder

andern wird nur auf die Handschriften verwiesen, ohne dafs es zu eigner Konjektur kommt (Stich. 700, trin. 1112—4). Ferner finden sich an einer nicht geringen Anzahl von Stellen Lücken, die der eine so, der andere so ergänzt, ohne dafs gerade Lindsays Ergänzung den Vorzug verdient (Capt. 10. 104. 275. 691, Most. 243. 625. 802. 1120, Pseud. 240). Endlich scheint ein nicht unerheblicher Teil der Vermutungen als überflüssig oder verfehlt bezeichnet werden zu müssen (Aulul. 282, Capt. 479. 532. 554, Epid. 498, Mil. 24. 754, Most. 434. 452. 1134, Poen. 231. 479, Pseud. 833, Stich. 629, Truc. 38. 50. 651. 736. 863). Von den übrig bleibenden haben mir am besten gefallen Aulul. 406, Miles 894. 1005, Pseud. 1022, Truc. 776. 882.

Dem eigentlichen Werke folgen 3 Anhänge: The Archetype of the Palatine MSS of Plautus, Specimen of Critical Apparatus with Remarks und How to collate a Latin MS, von denen der letzte praktische Winke für den Anfänger enthält.

Die Ausstattung des Buches ist gut, an Druckfehlern sind mir nur aufgefallen: S. 29 Z. 1 v. o. 930 statt 419 und S. 127 col. 2 Z. 1 und 15 v. o. 53 statt 52 und ebenda Z. 17 v. o. 30 statt 29.

Öls i. Schles. **Leopold Reinhardt.**

152) **Karl Hachtmann, Die Verwertung der vierten Rede Ciceros gegen C. Verres (de signis) für Unterweisungen in der antiken Kunst.** Wissenschaftliche Beilage zum Jahresberichte des Herzogl. Karls-Gymnasiums in Bernburg. Ostern 1895. 42 S. 4.

Dafs wir den Schülern unserer Gymnasien schuldig sind, bei ihnen auch Verständnis für die Werke der bildenden Kunst zu erwecken, wird heute kaum noch bestritten. Auch in den preufs. Lehrplänen von 1892 wird wenigstens die Verwertung von Nachbildungen antiker Kunstwerke und sonstigen Darstellungen antiken Lebens im Unterricht dringend empfohlen. Es fragt sich blofs, wie sich diese Aufgabe lösen läfst. Ich denke, es führt zwar kein bequemer, aber doch so mancher Weg zum Ziele. Man darf nur das Ziel nicht aufser Augen lassen und beim Aufsuchen des Weges nicht eigensinnig, sondern recht findig sein. Ein beachtenswerter Wegweiser ist Hachtmann. Nachdem er früher in seiner guten Schulausgabe der vierten Verrine (Gotha, Friedrich Andreas Perthes) die Kunstwerke in ausgiebiger Weise zur Erklärung herangezogen hatte,

giebt er jetzt in seiner Programmarbeit genauere methodische Anweisungen über ihre Benutzung und stellt die in seiner Ausgabe lose aneinandergereihten Bemerkungen und Hinweise in mehr systematischer Weise zusammen, in zwei Abschnitten. Im ersten werden die Künstler, deren in der Lektüre Erwähnung gethan wird, durch Vorführung ihrer Kunstwerke den Schülern näher gebracht, im zweiten werden Bildwerke der Götter und Heroen, welche in der Rede berührt werden, ausführlicher besprochen. Es erfahren folgende Künstler eine eingehendere Würdigung: Myron, Polyklet, Praxiteles, Silanor, Mentor, Boëthus. Daran reiht sich die Besprechung von Darstellungen folgender Götter und Heroen: Zeus, Hera, Apollon, Asklepios, Artemis, Demeter und Kore, Athene, Nike, Medusa, Hermes, Eros, Tyche, Flufsgötter, Herakles, Kanephoren. In den zweckmäfsig gestalteten Text sind überall Hinweisungen auf Abbildungen eingefügt, deren Besitz bei Gymnasien vorausgesetzt werden darf. Das Werkchen erfüllt seinen Zweck vortrefflich. Alle Lehrer, die, ohne selbst eine weitergehende archäologische Bildung zu besitzen, bei Gelegenheit der Lektüre der vierten Verrine bei ihren Schülern Interesse für Kunst erregen wollen, werden dem Verfasser für diese Zusammenstellungen aufrichtig dankbar sein.

Oldenburg i. Gr. **Rud. Menge.**

153) **Adolf Furtwängler, Über Statuenkopieen im Altertum.** Erster Teil. Mit 12 Tafeln und mehreren Textbildern. Aus den Abhandlungen der k. bayer. Akademie der Wiss., I. Kl., 20. Bd., 3. Abtl. München, Kommission des G. Franzschen Verlags (J. Roth), 1896. 64 S. gr. 4.

Es ist ein Unternehmen von hervorragender methodologischer Bedeutung, von welchem hier der durch seine umfassende Denkmälerkenntnis und seinen geübten Blick wohlbekannte Münchener Archäologe den ersten Teil erscheinen läfst. Wenn man bedenkt, dafs in der grofsen Masse unseres Denkmälerschatzes, auf dessen vergleichendem Studium neben den Inschriften und den Angaben der antiken Schriftsteller alle Versuche des Aufbaus der antiken Kunstgeschichte in erster Linie beruhen, die Zahl der sicher bestimmbaren Originalwerke eine verhältnismäfsig geringe ist, und dafs die zahlreichen mehr oder minder untereinander übereinstimmenden Wiederholungen gewisser Typen zum Schlufs auf berühmte Originale nötigen, sowie dafs man mit dieser Voraussetzung seit Jahrzehnten in der

kunstgeschichtlichen Forschung operiert, so mufs man sich billig wundern, dafs eigentlich noch nie der ernstliche Versuch gemacht worden ist, die Frage nach dem Beginn der Sitte des Kopierens, nach der Art, wie die Kopieen gemacht wurden, bzw. wie sich die Kopisten zu ihrem Original verhielten, zum Gegenstand einer eigenen Untersuchung zu machen. Wohl ist diese Frage schon vielfach gelegentlich anderer Untersuchungen gestreift und auch mannigfach gefördert worden. So hat z. B. Kalkmann in seinem lehrreichen Programm über die Proportionen des Gesichts zu dieser Frage Stellung nehmen müssen und ist dabei zu einem Satz gekommen, der vielleicht doch übers Ziel hinausschiefst, wenn es S. 18 heifst: Statuen, die nicht in den Mafsen übereinstimmen, können nicht Wiederholungen ein und desselben Werkes sein; die angeblichen freien Wiederholungen stellen sich meist als Kopieen eines anderen Werkes heraus, in dem nur der gleiche Typus leicht variiert ist. Dieser Satz ist richtig, wenn man den Begriff der Kopie im allerstrengsten Sinne fafst; gemeiniglich wirtschaftet man aber mit dem Begriff der Repliken, der einen weiten Spielraum hinsichtlich der Genauigkeit der Übereinstimmung freiläfst, und bei dessen Anwendung oft noch sehr entfernte Ähnlichkeiten für hinreichend befunden werden, um eine Verwandtschaftskette herzustellen. In dieser Hinsicht ist jedenfalls gröfste Vorsicht geboten, und es fragt sich leider, ob diese überall selbst von denen beobachtet wird, die sich der Tragweite ihrer Schlüsse vollauf bewufst sind. Die Sache hat eben ihr Verführerisches, und so ist es doppelt geboten, hier einmal tüchtig Grund zu schaffen. Es fragt sich also, entspricht Furtwänglers neue Arbeit, soweit sie bis jetzt erschienen ist, diesem Bedürfnis oder nicht?

Da ist nun zuvörderst zu bemerken, dafs er dem messenden Verfahren Kalkmanns ziemlich skeptisch gegenübersteht, und dem Gefühl einen ziemlich weiten Spielraum einzuräumen scheint; es ist ja wahr, was Goethe seinen Faust sagen läfst: Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdets nicht erjagen. Diesen Eindruck gewinnen wir namentlich von der Lektüre der Beilagen, in denen einzelne kunstgeschichtlich besonders interessante „Kopieen“ zur Besprechung kommen, und wo der Verfasser es versteht, seine Leser durch blendende Kombinationen zu fesseln. Ich kann auf diesen Teil nicht eingehen, ohne ausführlicher zu werden, als es an diesem Orte zulässig ist; aber das ist nicht zu verschweigen, dafs der Verfasser hier mit dem Begriff der Kopie sehr frei schaltet und auch noch Statuen als Kopieen in Anspruch nimmt, die diese Bezeichnung kaum noch verdienen.

Es handelt sich dabei allerdings gewifs um Werke, deren Originale von ihm ins 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. gesetzt werden, und dabei kommt ihm zustatten, was er im Hauptteil über das Kopierverfahren ermittelt hat, dafs nämlich das Kopieren im strengen mechanischen Sinne erst im letzten vorchristlichen Jahrhundert begann.

Hier vermissen wir nun zunächst eine strenge Definition des Begriffs der Kopie: Furtwängler redet von Wiederholungen, Werkstattrepliken, freien Wiederholungen und mechanischen Wiedergaben. Aber er zeigt zugleich, dafs das eigentliche Kopieren erst zu einer Zeit begann, die in einer gewissen Entfernung von den grofsen Epochen der produktiven Kunst steht, zu denen sie im Bewufstsein eigener Ohnmacht bewundernd aufsieht, und bezeichnet als diese Zeit das 1. Jahrhundert v. Chr. Ehe er auf diese näher eingeht, behandelt er im ersten Kapitel diejenigen dem Kopieren verwandten Erscheinungen, die den Zeiten vor dem 1. Jahrhundert angehören. Was sind nun die dem Kopieren verwandten Erscheinungen? Das sind nun eben keine peinlichen und mechanischen Wiederholungen, keine Versuche, ältere plastische Werke aus dem Grunde nachzubilden, weil sie berühmt waren oder überhaupt einer älteren, als klassisch angesehenen Kunstperiode angehörten, sondern kurz gesagt freiere Wiederholungen, also solche, welche Kalkmann überhaupt nicht als Kopieen gelten lassen will, sondern welche er als andere Werke bezeichnet, in denen nur der gleiche Typus leicht variiert sei. Man könnte also diese Werke, die auf einem dem Kopieren verwandten Verfahren beruhen, vielleicht der Kürze halber Varianten nennen, was immerhin weniger mifsverständlich sein dürfte, als der Ausdruck Repliken, der mit dem der Kopie gar zu leicht verwechselt wird. Doch sehen wir, was Furtwängler unter diesen dem Kopieren verwandten Erscheinungen begreift.

Das sind in erster Linie Wiederholungen eines Werks durch den Meister selbst oder einen seiner Schüler, und zweitens Nachbildungen solcher Statuen, die von dem Meister eigens als Vorbilder (Kanones) für seine Schüler geschaffen wurden. In diesen beiden Fällen wäre es ohne Zweifel zweckdienlich gewesen, wenn der Verfasser den Begriff der Kopie ganz vermieden hätte. Denn ein Meister, der eine Selbstwiederholung eines Werkes macht, wird dieses niemals sklavisch kopieren, und auch Schüler einer Bildhauerwerkstätte, die ein Vorbild eines Meisters nachbilden, werden dies, um frei und selbständig schaffen zu lernen, ebenso wenig mit dem mechanischen Kopierverfahren thun, als ein Zeichenschüler

seine Vorlage durchzeichnen oder abmessen darf. Bei dieser Art von Nachbildung kommt also ein Moment herein, der eben beim eigentlichen Kopieren fehlt, nämlich der des freien Verarbeitens des Vorbildes durch den Nachbildner, wobei stets etwas von der Individualität des letzteren in die Nachbildung hineingetragen wird, das diese von dem Vorbild und ebenso auch von einer sklavischen Kopie unterscheidet, und zwar um so mehr, wenn, wie Furtwängler an anderer Stelle wahrscheinlich macht, in diesen Blütezeiten der Kunst Modelle überhaupt nicht gemacht, sondern sofort der Marmor selbst in Angriff genommen wurde. Eben weil bei solchem Nachbildungsverfahren immer eine gewisse Freiheit herrschte, mufs hier der Begriff des Kopierens ganz ferngehalten werden, und da auch der Ausdruck Wiederholung, freie Wiederholung, Replik irreführend ist, da vielmehr bei dieser Art von Nachbildung immer auch mehr oder minder starke Abweichungen vom Vorbild, Variationen desselben sich einstellen werden, unter Umständen so starke, dafs die Nachbildung selbst als ein neues Original gelten kann, so möchte ich für diese Art die schon oben gebrauchte Bezeichnung Varianten vorschlagen [1]).

Dieser Ausdruck dürfte auch noch für die unter 3 und 4 genannten Arten der Nachbildung zutreffend sein, wonach 3) einzelne hervorragende Werke auch aufserhalb des Schülerkreises von andern Künstlern benutzt und mehr oder weniger frei nachgebildet (oder sagen wir vielleicht richtiger umgebildet) und 4) manche epochemachende Werke bald nach ihrer Entstehung von der kleineren Kunst für Votive, zierende Metallreliefs, Münzstempel, geschnittene Steine und selbst Vasenbilder nachgebildet wurden, so besonders die Parthenos des Phidias. Richtig sagt Furtwängler von diesen Nachbildungen (S. 8), sie benutzen zwar alle ein Fremdes, wollen aber alle ein Eigenes geben, und eigentliche Kopieen seien also unter diesen Denkmälern nicht zu finden. Eben darum fort mit dem verwirrenden Ausdruck. Furtwängler erwähnt z. B. zwei in Eleusis gefundene Wiederholungen des praxitelischen Eubuleuskopfes als wirkliche geistlose Kopieen aus späterer Zeit, die nur das Kultbild des Ortes „reproduzierten“, weil es ein berühmtes Werk des Praxiteles war; sie seien nicht etwa als „Schulrepliken“ zu betrachten. Was er hier meint, ist ja vollkommen klar; ich möchte aber trotzdem die unklare und ver-

1) Furtwängler gebraucht diesen Ausdruck S. 32 Anm. 2 im Sinne von Kopieen oder Repliken; in meinem Sinne würden die dort genannten Statuen allerdings nicht als Kopieen, wohl aber als Varianten, Um- und Weiterbildungen zu betrachten sein.

wirrende Bezeichnung Replik überhaupt aus der archäologischen Wissenschaft verbannt wissen: wäre es nicht auch hier deutlicher, zu sagen: Diese Köpfe sind keine Varianten des Eubuleuskopfes, sondern sie wollen diesen genau wiedergeben, es gelingt ihnen aber nur in geistloser Kopiermanier?

In die Reihe der „freien Wiederholungen", wie sie schon im 4. und 5. Jahrhundert vorkommen, versetzt nun Furtwängler 5) auch die archaistischen Denkmäler. Hier wird die Sache besonders schwierig dadurch, daſs in der That in der augusteischen und hadrianischen Zeit Kopieen nach archaistischen Werken entstanden sind, so daſs die frühere Archäologie leicht in den Irrtum verfallen konnte, daſs die archaistische Richtung überhaupt erst diesen Zeiten angehöre. Ich glaube aber, Furtwängler hat recht, wenn er sagt, die starken Abweichungen der archaistischen Werke von den echt archaischen kommen eben daher, daſs man in der Periode ihrer Entstehung den Stil älterer zurückliegender Zeiten gar nicht „reproduzieren" konnte, ohne ihm eine kräftige Beimischung des eigenen Stiles zu geben, mit anderen Worten, daſs man in der Zeit ihrer Entstehung noch nicht einfach kopierte. Das heiſst, wenn man den Satz umkehrt: weil die archaistischen Werke, soweit sie nicht wirkliche der Kaiserzeit angehörige Kopieen archaistischer Werke sind, so viel Eigenes dem Fremden Altertümlichen hinzuthun, können sie nicht einer Zeit angehören, in der man nur kopierte, also gehören sie einer Zeit an, die Überkommenes selbständig variierte, einer Zeit der selbständig produktiven Kunst, in der man sich aber für Kultzwecke von dem hergebrachten hieratischen Stil noch nicht trennen mochte, aber in denselben doch schon freiere Züge hineinbrachte. In diesem Sinne dürfte selbst in der Parthenos des Phidias und wahrscheinlich auch im olympischen Zeus ein leichter archaistischer Zug gefunden werden.

Für die hellenistische Zeit nimmt Furtwängler schon die Entstehung wirklicher Kopieen von älteren Kunstwerken an, die lediglich hervorgingen aus der Bewunderung für eine ältere, nun als klassisch angesehene Kunstepoche. Hier läſst sich allerdings, namentlich für Pergamos, wo auch die kunsthistorische Forschung ihren Anfang nimmt, erweisen, daſs im Auftrag der pergamenischen Könige berühmte Werke der als klassisch geltenden phidiasischen Zeit, die im Original nicht zu bekommen waren, kopiert wurden, aber ebenso auch feststellen, daſs die so entstandenen Wiederholungen noch keine Kopieen im strengsten Sinn waren. Als

„recht freie Kopieen" nennt Furtwängler die pergamenischen Statuen des Zeus Ammon, eine kleine Ledastatue, besonders aber die kolossale Kopie der Athena Parthenos, die nach ihm das Original recht ungenau wiedergiebt, indem eben die Künstler dieser Zeit beim Nachbilden sich noch nicht von ihrem eigenen Stil frei machen konnten. Es sind also hier Kopieen beabsichtigt, aber es sind eben doch noch keine förmlichen Kopieen; Varianten können sie auch nicht genannt werden, aber doch dürfte die Bezeichnung „Nachahmungen" zutreffender sein als „Kopieen". Das gilt auch von den beiden Statuen aus der pergamenischen Bibliothek der sogen. Hera und ihrem Gegenstücke, der Athena, die von Winter und Kekulé von Stradonitz als Original aus der Schule des Phidias angesehen werden. Winter hat die Verwandtschaft mit der angeblichen Prokne des Alkamenes zu hoch, die mit der Eirene des Kephisodot zu niedrig angeschlagen; diese ist in der Armhaltung, in der Beinstellung und in der Anordnung des Gewandes sehr grofs; doch zeigt die letztere bei der „Hera" namentlich in den Falten auf der Brust und am rechten Bein eine abweichende Formbehandlung, die bei ruhig stehenden Figuren vor Praxiteles kaum vorkommt, in der pergamenischen Zeit aber zum geläufigen Formenschatz gehört.

„In der Zeit zwischen dem 2. und 1. Jahrhundert v. Chr. (kann man so sagen?) wurden ältere Werke vielfach benutzt und neu umgearbeitet, zuweilen noch mit sehr achtbarem Können und in interessanter freier Weise, wie z. B. bei der Venus von Milo" (S. 19). Hier handelt es sich also abermals noch nicht um förmliche Kopieen, sondern eine längst bestandene Gepflogenheit der griechischen Kunstübung wird immer noch mit gutem Erfolg fortgesetzt. Es ist jener Gebrauch, dem die griechische Kunst zum grofsen Teil die hohe Stufe ihrer Entwickelung verdankt, der Gebrauch einmal gefundene Formen und Typen in freier Weise zu benutzen, um- und weiterzubilden, wodurch jene Sicherheit der Formgebung, jene trotz ihrer Gewähltheit so ungezwungen sich darbietende Natürlichkeit der Erscheinung erzielt wurde, die heute noch das unerreichte Erbteil der griechischen Kunst ist. War ein glücklicher Typus von irgend einem Meister geschaffen, so wurde er nicht leicht wieder fallen gelassen, sondern frei verwertet, um- und weitergebildet und ähnlich wie ein musikalisches Thema variiert, bis schliefslich auch hier wie überall dieser Entwickelungsgang zur Manier wurde. So ist der von Furtwängler zum Schlufs als Beispiel stark übertreibender Umarbeitung eines älteren Ori-

ginals angeführte borghesische Fechter in der That eine zwar virtuose, aber auch höchst manierierte Variation eines Motivs, das z. B. in dem Gegner der Artemis im pergamenischen Gigantenfries unverkennbar wiederkehrt, dort aber noch in mafsvoller Schlichtheit verwendet ist. Diese Ausführung sagt nichts Neues, aber es wäre am Abschlufs dieses ersten Kapitels vielleicht angezeigt gewesen, diesen Sachverhalt in den Zeiten bis ins 1. Jahrhundert mit wenigen Worten bestimmt darzulegen und ebenso bestimmt der Begriff der Kopie aus diesem ganzen Zeitraum überhaupt zu verhannen. Denn da dies in der That das wichtige und wertvolle Ergebnis des ersten Kapitels ist, so vermifst man den Versuch einer bestimmten Terminologie für das Nachahmungsverfahren in diesem Zeitraum und empfindet es störend, dafs der Verfasser trotz der Erkenntnis des Richtigen immer noch die teils unzutreffenden, teils irreführenden Benennungen verwendet.

Das zweite Kapitel handelt vom Kopieren in der Kaiserzeit. Hier sucht Furtwängler zu erweisen, dafs der eigentliche Führer und Leiter des Kopierens nach Abgüssen mit Hilfe des Punktierverfahrens Pasiteles gewesen sei. So überzeugend seine Ausführung ist, dafs die steigende Beachtung der älteren Kunstwerke zusammen mit der sinkenden Schöpferkraft endlich zum einfachen treuen Kopieren der als bedeutend anerkannten älteren Statuen führen mufste, und dafs der Beginn dieses Gebrauches mit dem erhöhten Interesse an kunsthistorischer Forschung zusammenfällt, so bedeutungsvoll es erscheint, dafs gerade um die in Frage stehende Zeit der Bildhauer Pasiteles zugleich als Kunstschriftsteller auftrat und ein Werk über „nobilia opera“ in fünf Büchern herausgab, so wenig zwingend ist der Schlufs, dafs er der Vater des Gedankens gewesen sei, den ungeheuren Bedarf der reichen römischen Kunstliebhaber an Kopieen berühmter Originale durch mechanisches Kopierverfahren zu decken. Denn wenn er auch nach Plinius eigene Kompositionen nie ohne Modell in Marmor übertrug, so zeigen doch die Werke seiner Schüler nichts weniger als sklavische Kopieen: die Stephanosfigur und verwandte Statuen, die Gruppen des Menelaos erscheinen vielmehr als erneute Versuche, mit Benutzung älterer Vorbilder etwas Neues, Eigenes zu schaffen. Da er aber das Übertragen vom Modell in Marmor selber übte, und demnach auch seinen Schülern zur Aufgabe gemacht haben wird, so ist es allerdings naheliegend zu vermuten, dafs andere Künstler und vielleicht auch er selbst, dieses Verfahren bald auch angewandt haben werden, um nach

Abgüssen berühmter Werke Kopieen davon in möglichster Übereinstimmung mit dem Original herzustellen. Doch wird man mit dieser Annahme deshalb sehr vorsichtig sein müssen, weil es bei manchen berühmten Originalen gar nicht möglich gewesen sein wird, Abgüsse zu erlangen. Bei Kultbildern ist dies von vornherein ausgeschlossen; die angeblichen genauen Kopieen der Athena Parthenos z. B. können nie nach Abgüssen des Originals hergestellt worden sein, sondern beruhen bei allem Streben nach genauer Übereinstimmung jedenfalls nur auf Zeichnungen, denen vielleicht noch Messungen am Original zuhilfe kamen, um einen möglichst hohen Grad von Genauigkeit zu erzielen. Alle Werke, an denen Meſspunkte stehen geblieben sind, deshalb für Kopieen anzusehen, geht schon darum nicht an, weil ja die Meſspunkte auch zur Übertragung vom Modell in Marmor notwendig waren; sie beweisen also höchstens, daſs solche Statuen nicht frei aus dem Marmor gehauen, sondern von einem gleich groſsen Modell übertragen wurden. Die Kriterien für die Erkenntnis einer Statue als Kopie müssen also anderswoher gewonnen werden, um so notwendiger, als sich in der Kaiserzeit nicht wenige Beispiele dafür finden, daſs manche Künstler ältere Werke in der Hauptsache getreulich kopieren, in Einzelheiten aber für einen neuen Zweck adaptieren und andere, wie in früheren Jahren, nicht sklavisch kopieren, sondern frei variieren. Furtwängler zählt sodann S. 24 ohne Beweis eine Reihe von Bildwerken auf, die Kopieen aus der Kaiserzeit sein sollten, darunter auch die sogen. Dike aus Epidauros (Variante in München, Glyptothek Nr. 112); einen Beweis für diese Behauptung giebt er nicht

Hiernach wird man auf die Fortsetzung dieser Arbeit gespannt sein dürfen, worin eine genaue Untersuchung der Statuenkopieen und ihrer Verhältnisse zu ihren Originalen gegeben werden soll. Soviel läſst sich schon jetzt sagen, daſs, wie auch die Untersuchung weitergeführt werden mag, dadurch ein Thema zu eingehender Behandlung und wohl auch Diskussion gebracht wird, das für die Methode der kunstgeschichtlichen Forschung von höchster Wichtigkeit ist, und daſs auf diesem schwierigen Gebiet hierdurch voraussichtlich für die Zukunft eine sicherre Grundlage für die Verwendung des Denkmälerschatzes im Aufbau der Kunstgeschichte gewonnen werden wird.

Calw. **Paul Weizsäcker.**

154) **Harvard studies in classical philology, Vol. VII.** Lane Volume, Boston, Ginn & Company, Leipzig, Harrassowitz, 1896. VIII, 279 S. gr. 8. ℳ 6.

Die Harvard-Universität erfreut uns ungewöhnlich bald nach dem Erscheinen des VII. Bandes mit einer neuen Sammlung von Aufsätzen, wozu das fünfzigjährige Baccalaureatsexamen („baca ut aiunt laureatus") des Professor Georges Martin Lane den Anlafs gab. Der bekannte Hellenist William W. Goodwin eröffnet den Band mit einer seiner feinen Syntaxstudien „Über die Ausdehnung des Deliberativus in griechischen Relativsätzen" (p. 1—12), an welche äufserlich und innerlich eine Erörterung über den Irrealis von J. B. Greenough (p. 13—20) sich anreiht; wir notieren daraus die früher so sehr vernachlässigte Berücksichtigung des Tonfalles, welcher p. 17 in Diagrammen dargestellt ist. William Everett bringt Bemerkungen zu Briegers Lukrezausgabe (p. 21—36), deren Form uns zu scharf erscheint; sachlich leuchten mir die meisten allerdings ein. Wenn er aber p. 26 (zu I, 469) einmal mit Brieger übereinstimmt und Munro tadelt, so wird letzerer sich durch den ersten Gegenbeweis nicht widerlegt fühlen. Die „Teucri" hat nicht erst Vergil erfunden, sondern, wie andere Römer, aus der alexandrinischen Poesie (Callimach. hymn. 3, 231) oder aus den Historikern des vorrömischen Roms (vgl. Dionys. Halic. 1, 61) entlehnt. Lucrez konnte also recht wohl diesen Namen gebrauchen. Nach dem Nachwort zu schliefsen, sind dem Verf. Wölfflins Aufsätze über die Scipioneninschriften (Revue de phil. 1890, XIV, 113 ff. u. Sitzungsber. d. bayer. Akad. 1892, H. 2, S. 188 ff.) unbekannt geblieben. Frederic D. Allen handelt im Anschlufs an Plaut. Mil. 211 (os columnatum) über Pranger, Block, Pfählung und andere Bestandteile der alten Justiz (p. 37—64); der mit Illustrationen versehene Aufsatz schneidet ein wichtiges, noch kaum erforschtes Kapitel des antiken Lebens an. Material zu anschaulichen Vergleichen liefern alte Reisewerke aus der Levante; z. B. bringt Tournefort, wenn ich mich recht erinnere, einen nur zu gründlichen schön illustrierten Aufsatz über das Pfählen. Dies zu p. 40, n. 2. Zur „columna" (p. 39) waren die Darstellungen des Prometheus und der Passions-Geifselung heranzuziehen. Mit *catulus, collare* (p. 46) sind gewifs Stachelhalsbänder gemeint, vielleicht auch Stachelketten, wie sie die Lastkamele tragen. Der folgende Aufsatz (p. 65—84), verfafst von Clement Lawrence Smith, behandelt die schwierigen chronologischen

Fragen, welche an Ciceros Flucht von Rom nach Brundisium sich knüpfen, auf Grund der Atticusbriefe von neuem. John Henry Wright bespricht p. 85—93 fünf interessante griechische Imperative in Vaseninschriften, nämlich (χαῖρε καὶ) πιει, δεχοι, διδοι (nach ihm Imperative mit dem deiktischen ἰ), θιγες (wie θές), πιεις (= πίει σύ). Dafs Χαῖρε bei Einladungen zum Trinken gebraucht wird, ist schon aus Homer (I, 255, vgl. auch σ, 122) zu belegen. Louis Dyer, Die Anlage des Agamemnon (p. 95—121) untersucht eine von den Philologen englischer Zunge neuerdings gern behandelte Frage, wie die Zeitfolge der Handlung des Agamemnon zu beurteilen sei; mit Recht wird Shakespeare zum Vergleiche herangezogen und die Analogie der Choephoren und Eumeniden nicht vergessen. Charles Pomeroy Parker (p. 123—137) stellt die Überlieferung über den resp. die Philosophen Musonius zusammen, wobei er dem berühmten Etrusker wenig belassen will. Die Beweisführung ist anfechtbar, z. B. was die Excerpte des Stobaeus anlangt (p. 126): Χιτών und ἱμάτιον sollen gegen die Autorschaft eines Römers sprechen, aber er mufs, wenn er griechisch schreibt, mit diesen Worten *tunica* und *toga* übersetzen. Ἔρως zwischen Ἥρα und Ἀφροδίτη in einer Ehedebatte (LXVII, 20) soll ebenfalls unrömisch sein; dagegen sei nur auf die nüchternen römischen Hochzeitsreliefs verwiesen (das Nähere s. in meinen „Gebärden der Griechen und Römer" p. 335 sq.). Weiter folgt eine Abhandlung über die Anapäste des Aeschylus (p. 139—165), worin Herbert Weir Smyth die Verwendung der Anapäste und ihre Sprachform eingehend untersucht. „Die Daten der Verbannungen des Peisistratos", die nach des zu früh verstorbenen Töpffers quaestiones Pisistrateae durch Auffindung der aristotelischen Schrift wieder ins Schwanken geraten sind, erörtert Harold N. Fowler (p. 167—75); konservativ an der Überlieferung festhaltend, gelangt er zu folgenden Ansätzen: I. Tyrannis 560—55, I. Exil 555—44, II. Tyrannis 544—38, II. Exil 538—34, III. Tyrannis 534—27. Der Anhang über den Peisistratiden Iophon verteidigt ebenfalls die Überlieferung gegen v. Wilamowitz (Aristoteles I, 113). J. R. Wheeler veröffentlicht auf einer Lichtdrucktafel und einer Karte die bisher nur ungenügend bekannten chartographischen Ansichten Athens, welche der italienische Pater Coronelli vor mehr als 200 Jahren veröffentlichte. Auf den ersten Blick werden uns die vielen Gebäude entweder sehr phantastisch oder sehr bedeutungsvoll erscheinen. Die genaue Analyse zeigt

aber, dafs das meiste allerdings aus bekannten Quellen, manches aber doch aus venetianischen Berichten stammt, die auf das Jahr 1687 zurückgehen. Zu den Phantasiebildern Athens aus dem 15. Jahrhundert (p. 182) könnte aus dem folgenden Jahrhundert das Bild des Lysikratesmonumentes gefügt werden, das in der deutschen Vitruv-Übersetzung des Rivius und vermutlich auch in anderen Ausgaben des alten Architekten steht. Die heilige Grotte am Südostabhang der Akropolis (p. 187) ist der Panagia Chrisospiliotissa von Megaspiläon geweiht; Spiliotissa ist nur eine Verstümmelung des Namens. In den „Bemerkungen über Persius" von Morris H. Morgan (p. 191—203) tritt besonders der Gedanke hervor, dafs dem Persius Verstöfse gegen das Metrum kaum zuzutrauen seien. *Rūdere* (p. 198) neben *rŭdere* (Vergil., Ovid. und auch Lucil. 6, 16 Müller!) ist wohl am einfachsten aus der onomatopoetischen Natur des Wortes erklärbar; ähnlich z. B. *TINio* neben *TINNio*. Albert A. Howard, Bemerkungen zu Sueton (p. 205—214) bespricht ein „Fragment" in Scotts Waverley, Ner. 23 *oppidorum*, 45 *ascopa deligata* („*ἀσκὸς praeligatus*") und *sestertium deciens*. H. W. Hayley, *varia critica* (p. 215—222) handelt über Liv. 1, 21, 4 (Sollae Fidei). 55, 9 *(magnificentiam operum non)*, Terent. Phorm. 333 sq., das Wort *extorris* (von *torris*), Petron. 61 *aginavi*, Eurip. Hippol. 1189. Alcest. 1125 (*μ' ἐκ θεοῦ*). 883. 321 (*νηλὲς*). J. W. H. Halden erörtert „einen Punkt der Wortfolge im Griechischen und Lateinischen" (p. 223—233), Charles Burton Gulick „Omina und Augurien bei Plautus" (p. 235—247).

Ende gut, alles gut! William Gardner Hale („Sylbentrennung in römischer Aussprache" p. 249—271) nimmt ein Problem wieder auf, das trotz seiner Wichtigkeit bis jetzt noch nicht gründlich behandelt war. Indem wir diese interessante Abhandlung dem Studium empfehlen, notieren wir zunächst das in eine übersichtliche Tabelle zusammengefafste Endergebnis: *ă—nŭs*, *ăn—nŭs*, *ăă—nŭ—lŭs*, *ăs—per*, *ăp—tă*, *ă—pră* (in der klassischen Dichtung *ăp—ră*). Dafs die Grammatikerzeugnisse zunächst nur für die geschriebene Sprache, nicht für die gesprochene Geltung haben, freut uns, von einem so hervorragenden Latinisten ausgesprochen zu finden. Erst Priscian und Beda (p. 255) nehmen auf die Aussprache Bezug, weil sie (füge ich bei) für Nichtrömer, die das Sprechen erst lernen müssen, schreiben. Jener aber nimmt Stellung zu dem Griechen Herodianos, dieser ist ein Angelsachse! Die roma-

nischen Sprachen geben, wie so oft, kein einhelliges Zeugnis ab, sind also zu Rückschlüssen unbrauchbar. Der Verf. teilt interessante Belege mit, wie die Silbentrennung, wenn sie bewufst vollzogen wird, durch den Schreibunterricht beeinflufst ist. Indes kann das Romanische vielleicht doch unser Ohr schärfen. Die sogenannte Doppelkonsonanz wird meistens nur als ein einziger, allerdings intensiver Laut gesprochen. Ein Florentiner beanstandete aber in meiner Gegenwart die neugriechische Aussprache; für ihn gab es nur wirkliche Doppelkonsonanz: κάλ-λος, κα-λός, und nicht, wie er ohne Unterschied zu hören glaubte, κά-(λ)λος, κα-λός. Würde aber die Doppelschreibung der Konsonanten so spät in der antiken Orthographie durchgedrungen sein, wenn jene erstere Aussprache deutlich hörbar gewesen wäre?

Würzburg. **Sittl.**

155) **H. Knackfuss und Max Gg. Zimmermann, Allgemeine Kunstgeschichte.** Erster Band: **Max Gg. Zimmermann,** Kunstgeschichte des Altertums und des Mittelalters bis zum Ende der romanischen Epoche. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1897. 529 S. 8, mit 411 Originalabbildungen. Mk. 8.—, geb. 10.—

Die allgemeine Kunstgeschichte von Knackfufs und Zimmermann behandelt im ersten stattlichen Bande die Zeit des Altertums und des Mittelalters bis zum Ende der romanischen Epoche. Uns geht hier ausschliefslich das Altertum etwas an. Der Verfasser dieses Teiles ist kein zünftiger Archäologe, er ist vielmehr als Kunsthistoriker an seine Aufgabe gegangen. Aber der Versuch, von diesem umfassenderen Standpunkt aus die reichen Erfolge der emsig arbeitenden Archäologie zu einem einheitlichen Bilde zusammenzufassen, ist an sich schon lohnend, und wir müssen gestehen, dafs er im allgemeinen vortrefflich gelungen ist. Überall werden in fliefsender Sprache die grofsen Zusammenhänge dargelegt, die einzelnen Schulen in ihren Hauptunterschieden und ihrer gegenseitigen Beeinflussung gekennzeichnet, die Parallele zwischen den bildenden Künsten einerseits und der allgemeinen Geschichte, der Kultur, der übrigen Künste andrerseits, aber auch die Parallele zwischen der antiken und der meist doch besser gekannten neueren Kunst gezogen. Die Darstellung ist eingehend und beruht nicht allein auf den neuesten Forschungen, sondern durchweg auch auf selbständiger Anschauung und Vertiefung, die sich in frischen,

oft begeisterten Urteilen über die einzelnen Werke kund giebt. Nur, wo es sich um vorwiegend archäologische Dinge handelt, zeigt sich der Verfasser dem Gegenstand nicht immer gewachsen. Es soll hier weniger betont werden, dafs man der orientalischen Kunst, auch wenn nur das allgemein Interessante daraus mitgeteilt werden soll, nicht gerecht wird, indem man sie nur in ihrem Unterschied von der griechischen kurz bespricht; aber es ist für die folgenden Abschnitte verhängnisvoll gewesen, dafs der Verfasser in der Darstellung der mykenischen Zeit und der neuen Anfänge nach der dorischen Wanderung ohne Widerspruch den Ausführungen Brunns (s. N. Ph. R. 1893, 411 ff.) folgt und somit die Bedeutung jener grofsartigen vorgeschichtlichen Kultur arg verkennt. Es wäre sehr zu wünschen, dass der Verfasser bei einer zweiten Auflage, die gewifs nicht lange auf sich warten lassen wird, diese Kapitel einer völligen Umarbeitung unterwirft. Die Ausstattung ist vorzüglich, und es mufs dem Buch noch als ein ganz besonderes Verdienst nachgerühmt werden, dafs es nicht die stets und ständig wiederholten Abbildungen seinerseits noch einmal wiederholt, sondern eine grofse Reihe von Denkmälern bringt, die bisher nur wenig bekannt waren, aber es zu werden in hohem Mafse verdienten.

Braunschweig. **P. J. Meier.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 2. Oktober. Nr. 20, Jahrgang 1897.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

156) **P. C. Molhuysen, De tribus Homeri Odysseae codicibus antiquissimis.** Leyden, A. W. Sijthoff, 1896. 154 S. 8. 5 Tafeln.

In einem kurzen Vorworte giebt der Verf. als Entstehungsgrund dieser Schrift die fehlerhafte Benutznng der drei ältesten Odysseehandschriften dnrch Arthur Lndwich bei dessen Odysseeausgabe (1889, 1891) an. Es fänden sich so unerträgliche Fehler hinsichtlich der Lesarten dieser drei Handschriften, dafs eine sorgfältige Vergleichnng und deren Veröffentlichung dem Verf. nötig erschienen sei. Dieser Vorwurf gegen Ludwichs Kenntnis der Palaeograpbie wird dann später S. 30—32 dnrch zahlreiche Beispiele gestützt, aus denen allerdings hervorgeht, dafs teils mangelhafte Kenntnis der in den betreffenden Manuskripten gebrauchten Kompendien, teils Verkennung anderer Eigentümlichkeiten dieser Handschriften die Angabe der Lesarten letzterer in der genannten Odysseeausgabe unzuverlässig macht; dies mnfs Ref. zugestehen, ohne dafs damit zugleich der sonstige Wert der Ausgabe wesentlich herabgedrückt werden soll. Den Hauptteil der Arbeit bildet von S. 33 an eine genaue Vergleichung der drei ältesten Odysseehandschriften: des C. Mediceus Laurentianus XXXII, 24 (G), des Florentinns Laurentianus Conv. Soppr. 52 (F), des Palatinns Heidelber-

gensis 45 (P) mit A. Ludwichs Odysseeausgabe. Vorausgeschickt ist diesem Hauptteile eine Beschreibung dor drei Handschriften und ferner eine Erörterung über verschiedene Arten von Fehlern, die durch Nachlässigkeit der Schreiber eingedrungen sind (Haplographie, Reminiscenzen aus der Ilias, Eindringen von Glossen etc.). Für jeden, der sich mit Kritik des Odysseetextes befafst, ist die verdienstvolle Schrift Molhuysens ein wichtiges, beinahe unentbehrliches Hilfsmittel.

Cöthen. **H. Kluge.**

157) **Ch. Delhorbe, De Senecae tragici substantivis.** Bernae 1896. Typis expressit K. J. Wyss. 133 S. 8.

So interessante Aufschlüsse der Verfasser im ersten Teil über das Vorkommen verschiedener Arten von Substantivis bei Seneka, Terenz, Plautus, Cicero giebt, so liegt doch das eigentlich Verdienstliche seiner Arbeit in deren zweitem Teil, im „Index". Ein Lexikon zu den Tragödien Senekas steht noch aus, Vorarbeiten dazu sind vorhanden, Delhorbe hat mit seiner Schrift einen namhaften und wertvollen Beitrag geliefert. Es ist nur zu wünschen, dafs auf dem gelegten Grund weitergebaut und bald ein lexicon Annaeanum geschaffen werde.

Mit grofsem Fleifs hat sich Delhorbe seiner Aufgabe gewidmet. Es ist natürlich, dafs trotzdem das Verzeichnis nicht ohne Fehler geblieben ist. Bei einer genauen Prüfung desselben stöfst man auf so manches Versehen, auf Inkonsequenzen, Auslassungen u. s. w. Ich will daraus dem Verfasser durchaus keinen Vorwurf machen und auch nur einiges erwähnen. Die alphabetische Ordnung ist an einigen Stellen nicht gewahrt. Man sucht z. B. *auriga* nicht hinter *auris*, *collis* nicht hinter *collum*, *coniugium* nicht hinter *coniunx*, *dolor* nicht hinter *dolus*, *domina* nicht hinter *dominus*, *filia* nicht hinter *filum* u s. w. Man weifs nicht, was man mit der Angabe unter *acies* 474 (id), oder mit der unter *aditus* 164, 834, oder unter *aequum* 730 u. s. w. machen soll. Man findet unter *domitor* Ag. 75 nicht verzeichnet, ebenso unter *vir* nicht Ag. 156, das substantivierte *dubius* Ag. 59 sucht man vergebens, ebenso *praeceps* Ag. 58, bei *fides* sollte Ag. 80 angeführt sein, *flamma* kommt nicht Ag. 131, sondern 132 vor, unter *stella* ist statt M. 748 zu schreiben Phae. 748, die Angabe unter *miles* Ag. 404 ist falsch u. s. w. Ich könnte noch vieles dergl. namhaft machen, da ich den Index fast ganz durchgesehen und mich durchaus nicht auf Stichproben beschränkt habe. Aber

ich unterlasse es, auf diese Dinge näher einzugehen. Bei einem Werk wie dem vorliegenden können irrige Angaben einfach nicht vermieden werden, selbst wenn man, wie dies hier geschieht, mit der gröfsten Gründlichkeit und Sorgfalt verfährt.

Dem Kritiker hat Delhorbe ein wertvolles Hilfsmittel in die Hand gegeben. Ich wundere mich nur darüber, dafs er, obwohl er doch den Sprachgebrauch Senekas genau kennen mufs, verderbte Stellen (und deren giebt es auch jetzt noch genug) nicht zu heilen versucht hat. Wenigstens hätte doch jede nicht ganz feststehende Lesart als zweifelhaft irgendwie bezeichnet werden sollen. Das ist nicht durchweg geschehen. Man schlage z. B. Phoen. 456 auf. Dort findet man in der Ausgabe Leos: † *donate matri pacem.* Delhorbe hat die Stelle so behandelt, als bestünde sie ganz zurecht. Er mufste unter *pax* darauf aufmerksam machen, dafs die überlieferten Worte verdächtig sind (vgl. B. Schmidt de emendandar. Sen. tragoediar. rationibus pros. et metr. Berol. 1860 p. 46). Nun lesen wir Troad. 246 *dubitatur et iam placita nunc subito improbas.* Warum sollen wir nicht auch im angegebenen Vers der Phoen. statt des irrtümlichen *pacem* einsetzen *placita?* Ein *placet* geht voran, ein *placuit* folgt nach, ein *placita* in der Mitte würde sich vortrefflich ausnehmen. Seneka spielt ja doch so gern mit Worten. Und wie leicht konnte aus *placita*, zumal da dies doch ein seltenerer Ausdruck ist, werden *pacem?* Setzen wir nur einmal den Fall, der Abschreiber habe das undentlich geschriebene *PLACITA*, was bei der Natur der betreffenden Buchstaben gewifs niemand für ganz unmöglich halten kann, für *PLACEM* gelesen! Er zweifelte gar nicht daran, dafs ein blofser Schreibfehler vorliege und *PACEM* beabsichtigt gewesen sei, und merzte, die Verbesserung für selbstverständlich haltend, das L aus. Pafste ja doch *PACEM* so gut in den Zusammenhang. Diese Verbesserung des unverständlichen *PLACEM* mufs uralt sein, und es ist kein Zweifel, dafs sie in späteren Abschriften ohne weiteres aufgenommen wurde. Jedenfalls ist sie älter als die ganz ähnliche in Herc. fur. 398, welche wir noch nachweisen können. Dort hiefs es ursprünglich einmal *et disce regum imperia ab Alcide patri.* Wer kommt nicht sofort auf den Gedanken, dafs *PATRI* verschrieben ist für *PATI?* Auch ein Abschreiber des codex E, wer es auch immer gewesen sein mag, hat das erkannt: bei Leo findet sich im appar. crit. die interessante Angabe: *„patri: r expunct. E“.* Zu übersetzen aber wäre *donate matri placita* verzichtet der Mutter zu Liebe auf die Aus-

führung eures Vorhabens (auf den Bruderkrieg). Was die Bedeutung des Verbums *donare* anlangt, so verweise ich auf die Bemerkung, welche Gronov zu der Stelle gemacht hat.

So hat Delhorbe (und das halte ich für einen bedeutenden Mangel seiner Arbeit) auch sonst wenig Kritik geübt. Von Stellen wie Phoen. 108 will ich schweigen. Hier hat er eben die Auffassung Leos, nach dessen trefflicher Ausgabe er arbeitete, zu der seinigen gemacht (Leo I, p. 2. Siehe dagegen meine Erklärung der im cod. E stehenden Worte „*faciet ubicumque est opus ibi sit*" in meinen „Symbolae criticae ad Senecae tragoedias", Neustadt a. d. H. 1896, p. 11). Aber wenn Leo selbst anderwärts so und so viele Lesarten der codices als sinnstörend, dunkel, rätselhaft durch + bezeichnete, so durften diese Lesarten, wenn anders von einer Lösung der Rätsel abgesehen wurde, in den Index nur mit beigefügtem Fragezeichen aufgenommen werden. Bei Herc. Oet. v. 1652 scheint Delhorbe diese Notwendigkeit selbst eingesehen zu haben. Wir finden die Stelle unter acies und zwar in Klammern. Sie hat aber dort gar nichts zu thun; denn einmal hat Leo seine Vermutung *sive eris in acie* nicht in den Text gesetzt (er schrieb, dem cod. E folgend: + *victrice felix iuvenis*), und dann ist dieselbe auch unter dem Text im appar. crit. nicht als ein bestimmter Vorschlag, sondern im Ton des Zweifels und nur als ein vielleicht möglicher Ausweg angeführt [1]). Ich leugne nicht, dafs die Schrift Delhorbes wegen des darin sich kundgebenden Sammelfleifses vollste Anerkennung und als ein die mühereiche Arbeit der Textverbesserung wesentlich erleichterndes Hilfsmittel den Dank aller derer verdient, welche mit Seneka sich beschäftigen; aber nach meiner Ansicht wäre seine Leistung ungleich wertvoller, wenn er mit der Thätigkeit des Sammlers die des Kritikers verbunden, verderbte Stellen bei den betreffenden Substantivis in Form kleiner Exkurse kritisch beleuchtet und womöglich da und dort bis jetzt bestehende Schwierigkeiten durch Erklärungs- und Verbesserungsvorschläge an seinem Teile zu heben versucht hätte.

Das hätte, um ein letztes Beispiel zu geben, auch Troad. 46, jenen vielbesprochenen Worten Hecubas, geschehen können. Dort sagt die Königin, nachdem sie die Zerstörung Iliums beklagt hat, folgendes:

---

1) Vgl. meine Symb. crit. p. 18sqq.

Troia iam vetus est malum,
vidi execrandum regiae caedis nefas
ipsasque ad aras maius admissum scelus
+ *Aeacis armis, cum ferox* etc.

So hat der codex Etruscus; die schlechtere Rezension der Tragödien, codex A, bietet statt des sinnlosen *Aeacis: „Aeacidae"*. Die Verse handeln von der Ermordung des greisen Priamus am Altar durch Pyrrhus, der daher auch v. 1002 *mactator senum* genannt wird. Delborbe hat gelegentlich der Aufzählung der Patronymika auch *Aeacidae* unter Beifügung eines Fragezeichens mit aufgenommen (p. 5); aber ebenso gut kann der Fehler in *armis* liegen, welches Wort wir jedoch ohne jeden Beisatz im Index finden. Ich will einen Verbesserungsvorschlag (denn eine Verbesserung ist notwendig) nicht machen, ohne zuvor erwähnt zu haben, daſs ich die Behauptung Schmidts (in seiner oben erwähnten Schrift p. 26) wohl kenne, daſs in den Tragödien Senekas ein Diphthong niemals mit einem kurzen Vokal zusammenflieſse. Wenn sich nun aber Seneka doch einmal, an unserer Stelle, bei einem nomen proprium, wo ja doch immerhin die Nichtbeachtung der Regel verzeihlicher erscheinen könnte, diese Freiheit gestattet hätte? Finden wir ja doch auch sonst manchmal bei Schmidt, wenn er prosodische und metrische Gesetze aufstellt und bespricht, hintennach die Bemerkung: Nur einmal findet sich u. s. w. (vgl. p. 43: ein trochäisches Wort am Anfang eines Senars nur einmal Oed. 263 *quidquid ego fugi* und häufig). Ich lese also in unserem Fall:

ipsasque ad aras maius admissum scelus
Aeacidae habenis, cum ferox etc.

und glaube nicht, daſs diese Konjektur, wenn ich sie anders sonst genügend stütze, von vornherein deswegen verworfen werden kann, weil dabei oben erwähnte Regel unbeachtet geblieben. Ich nehme an, daſs im Archetypus *AEACIDABENIS* gestanden ist. Die Lesart des codex E ist nichts als *AEACID,* nur eben verunstaltet zu *AEACIS.* Das Wort muſs recht undeutlich geschrieben gewesen sein, noch weniger deutlich und klar war das zweite. Daſs *ABENIS* (das *H* ist weggelassen, wie so oft, z. B. Herc. fur. 922 *aut E pro haut;* 993; Troad. 833 u. s. w.) leicht zu *ARMIS* werden konnte, wird jeder zugeben, der die beiden Worte nebeneinandergestellt betrachtet. Bezüglich der im Archetypus herrschenden Schreibweise aber ist zu vergleichen Leo I, p. 8. 9. Gehen

wir nun näher auf den Zusammenhang ein! Hecuba sagt: Ich will über die Zerstörung Trojas nicht weiter klagen; beweinen will ich den entsetzlichen Mord, den ich selbst mit angesehen habe; ja, ich habe am Altar selbst einen Frevel verüben sehen, gröfser als —. Es ist klar, dafs eine Greuelthat mit einer anderen verglichen werden soll. Bedenken wir nun, dafs die Sprechende nicht nur die Gemahlin des frevelhafterweise hingeschlachteten Priamus, sondern auch die Mutter Hektors ist, dessen Leichnam schmählich von Achilles um die Stadt geschleift wurde, so ergiebt sich der Vergleich von selbst. An den Gatten denkend, denkt Hecuba unwillkürlich zugleich an den Sohn; an dem einen ist gefrevelt worden, ebenso gut wie an dem andern, und doch ist in dem einen Fall der Frevel gröfser als im andern, weil königliche Würde und Greisenalter dem Feinde hätten Achtung einflöfsen sollen. So wäre denn also der Äacide, von dem die Rede ist, Achilles. (Vgl. Troad. 253: *minasque tumidi lentus Aeacidae tuli).* Des geschleiften Hektor wird auch sonst im Stück gedacht. (Vgl. Troad. 188, 189: *aut cum superbo victor in curru stetit egitque habenas Hectorem et Troiam trahens).* Wenn es dann weiter heifst *cum ferox scaeva manu* etc., so ist unter *ferox* natürlich Pyrrhus zu verstehen: Hecuba scheut sich, das Ungeheuer mit Namen zu nennen. (Ähnlich Troad. 412 sqq. *Ilium vobis modo, mihi cecidit olim, cum ferus* [Achilles] *curru incito mea membra raperet et gravi gemeret sono Peliacus axis pondere Hectoreo tremens.)* Die Übersetzung würde lauten: Ich habe den verabscheuungswürdigen Greuel des Königsmordes gesehen und am Altar selbst einen Frevel verüben sehen, gröfser als die Zügel des Äaciden, d. h. als der durch die Zügel des Äaciden verübte Frevel. Wer Seneka kennt, stöfst sich an dieser Ausdrucksweise, die ja freilich zuerst etwas eigentümlich berühren mag, nicht: sie ist echt senekaisch. Ich verweise auf Oct. 9 *gravior namque his fortuna tua est* d. i. denn schwerer ist dein Los als das (Los) dieser; Phaedr. 143: *maius est monstro nefas i. e. quam nefas monstro procreato admissum;* Phaedr. 808: *Martis belligeri pectore latior* d. i. deine Brust ist breiter als die des kriegerischen Mars (eig. [du bist] breiter als die Brust des kriegerischen Mars).

Dafs Delhorbe die Octavia mit in den Bereich seiner Untersuchung gezogen hat, kann ich nur billigen. Ich glaube doch*), dafs es noch ge-

*) Obwohl Ladek, nachdem er die Gründe, welche dagegen sprechen, aufgezählt hat, eine solche Ansicht bei dem gegenwärtigen Stand der Forschung für vollkommen ausgeschlossen erklärt (Fridericus Ladek de Octavia praetexta Dissert. Vindob. 3,1 p. 7).

lingt, sie als ein Werk Senekas nachzuweisen. Mir ist sie immer als eine Art politischer Rechtfertigungsschrift des seines Einflusses beraubten Ministers erschienen, der, ein eklatantes Beispiel neronischer Grausamkeit zu Grunde legend, zeigen will, wie sein Kaiser, keinem Rat mehr folgend, tiefer und tiefer sinkt. Das Stück weist nicht den Schwulst der andern Tragödien auf; ist meine Annahme richtig, so kann das sehr natürlich daraus erklärt werden, dafs hier der Dichter niederschrieb, wessen sein Herz voll war, und nicht zu künsteln brauchte: denn einfach ist die Sprache des Herzens. Das Werk wäre selbstverständlich erst nach Neros Tode (mit Zusätzen von der Hand eines Zeugen seines Todes?) veröffentlicht worden.

Bamberg. **Wilhelm Summa.**

158) **Cornelii Nepotis Vitae.** Für den Schulgebrauch bearbeitet von **Andreas Weidner.** Mit Einleitung, Namenverzeichnis und Anhang versehen von **Johann Schmidt.** Mit 24 Abbildungen und 6 Karten. Vierte verbesserte Auflage. Leipzig, G. Freytag, 1895. ℳ 1.

Die 3. Auflage dieser Neposausgabe ist bereits in der N. Ph. R. 1890, S. 372 ff. von mir besprochen. Die neue 4. Auflage weicht äusserlich in mehreren Stücken von den früheren ab. Der Text ist durch häufige Absätze mehr in einzelne Stücke zerlegt und übersichtlicher gemacht, sodafs es der Inhaltsangaben am Rande, welche der Herr Herausgeber in dem Vorwort selbst „überflüssig, vielleicht sogar störend“ findet, welche er aber doch, da „der Herr Verleger der Mode der Zeit huldigen zu müssen glaubte“, hinzugefügt hat, nicht bedurft hätte.

Die indirekten Reden sind durch liegende Schrift hervorgehoben, gesperrter Druck ist namentlich in längern Perioden zur Erleichterung des Überblicks und des Verständnisses angewendet, mehr in den häufiger, wenig oder gar nicht in den selten gelesenen Vitae, auch ist zu demselben Zwecke die Quantität öfter angegeben, z. B. *eădem, causā interpositā, classe appulsā* u. s. w.; die Quantitätsangabe in Fremdwörtern und Namen, bes. griechischen, ist nicht immer durchgeführt. So: *Amphipŏlis, hemerodrŏmi, Phoenīcum* u. a., aber *Artabanus, Hammoni, Bithyni* u. s. f. Ebenso prinziplos ist die Quantitätsangabe in dem sonst brauchbaren Namenverzeichnis von Schmidt; die beigegebenen Bilder sind besser ausgeführt, auch besser ausgewählt als in der 3. Auflage. Ein Anhang unter-

richtet, unterstützt von guten bildlichen Darstellungen, über Wohnung, Kleidung, Bewaffnung, Geldwesen, Verfassung der Griechen und Römer; aufser drei ausreichenden Karten ist noch ein Plan der Schlacht bei Platää gegeben. — Im Texte selbst sind ziemlich viele Veränderungen vorgenommen; ich habe deren in I—IX und XV—XVII, welche ich eingehend mit der 3. Auflage verglichen habe, abgesehen von Interpunktionen, etwa 100 gezählt, welche meist die Form, z. B. *Neoclis* st. *Neocli* u. ä., die Orthographie z. B. *reciperare* st. *recuperare*, die Stellung z. B. Alc. 4. 5 *positum esse* st. *esse positum*, 9. 3 *locum sibi* st. *sibi locum* betreffen; *hic* ist vielfach durch *is*, *ille* oder *qui* oder einen Namen ersetzt, *oppidum* durch *urbs;* andere Stellen, in denen teils die frühere Lesart wieder aufgenommen, teils neue Konjekturen gemacht sind, enthalten entschieden Verbesserungen, so Milt. 5, 5 *profligarent* st. *profligarint*, Them. 6. 5, Cim. 1. 2, Alc. 2. 2, 5. 4 *simul cum* st. *una cum*, 11. 2 *cum Athenis esset*, Thras. 4. 1 *magnaeque fuit gloriae*, Ep. 7. 4 *animadverterat*, 8. 3 *ante eum*, Pelop. 1. 3 *sibi resistere* st. *adversus se sistere* u. ö., während ich mich mit Änderungen, wie Milt. 4. 3 *quare celeri* st. *quam celeri*, 5. 3 *arbores sunt stratae* st. *rarae*, Thras. 3. 3 *erat, publice* st. *erat publice*, der Beibehaltung des Acc. bei *praestare*, während doch Ep. 6. 1 *omnibus praestabat* geschrieben ist, nicht einverstanden erklären kann.

Bückeburg. **E. Köhler.**

---

159) **Rud. Kobert, Historische Studien aus dem pharmakologischen Institute der kaiserl. Universität Dorpat.** 5. Bd.: XV und 323 S., gr. 8. Halle, Tausch und Grosse, 1896. 12 Mark.

Der vorliegende Band enthält vier Schriften; zunächst eine Übersetzungsprobe aus dem Rezeptbuche des Scribonius Largus nebst medizinischem Kommentar von F. Rinne (S. 1—99), sodann zwei Abhandlungen über den russischen Kwas und zur Geschichte des Bieres vom Herausgeber (S. 100—163), endlich die normale und pathologische Anatomie des Talmud von L. Kazenelson (S. 164—296). Daran schliefst sich ein ausführliches Namen- und Sachverzeichnis (S. 297—323).

In den Rahmen dieser Zeitschrift gehört nur die erste und dritte Nummer, hauptsächlich vom philologischen und kulturgeschichtlichen Standpunkte aus. Die Studie zur Geschichte des Gerstensaftes erweist sich

als eine aufserordentlich umsichtige, mit grofser Sachkenntnis und gesundem Urteil angestellte Erörterung, die alle dabei in Betracht kommenden Fragen gewissenhaft prüft und namentlich für die Feststellung der Heimat des gehopften Bieres eine ganze Reihe neuer und wichtiger Gesichtspunkte vorführt. Aber auch die Übertragung und Erläuterung der ersten 79 Kapitel des Scriboniustextes ist eine tüchtige Leistung. Zwar zeigt sie im einzelnen noch verschiedene Mängel, jedoch davon, dafs „die Kritik vermutlich nicht spärliche Fehler aufstechen werde", wie der Verfasser S. 27 befürchtet, dürfte wohl kaum die Rede sein. In medizinischen Fragen stand ihm Prof. Kobert als trefflicher Berater zur Seite, und im übrigen hat ihm sein scharfer Blick und sein sicheres Gefühl meist den richtigen Weg gewiesen. Dafs er sich nicht sklavisch an den lateinischen Wortlaut bindet, sondern auch den Forderungen der deutschen Sprache gerecht wird, mag eine kleine Übersetzungsprobe zeigen. § 26 der Einleitung *(Ignosces autem, si paucae visae tibi fuerint compositiones et non ad omnia vitia scriptae. Sumus enim, ut scis, peregre nec sequitur nos necessarius admodum numerus libellorum)* wird folgendermafsen wiedergegeben: „Verzeihen aber magst du, sollte dir etwa die Zahl der Rezepte zu gering erscheinen und nicht gegen alle möglichen Krankheiten Mittel angegeben (sein). Sind wir doch, wie du weifst, fern von Hause und haben von Litteratur nur das Allernotwendigste mitgenommen".

Stellen, die ohne Kenntnis der lateinischen Vorlage dem Verständnis Schwierigkeiten bereiten, sind ziemlich selten z. B. § 53, S. 18: „Der übrige feste Teil des Zahns wird nämlich sowohl das Äufsere als auch den Gebrauch eines Zahns darbieten" oder § 54, S. 19: „Der Mund mufs mit heifsem Wasser ausgespült werden. Bisweilen werden nämlich gewissermafsen einige Würmchen ausgespien." Wie hier durch den wenig deutschen, zu sehr an den lateinischen Wortlaut angeschlossenen Ausdruck Undeutlichkeit entsteht, so in andern Fällen aus dem gleichen Grunde Unschönheit. So heifst es § 62, S. 21: „Bisweilen ist es recht lästig, wenn der Krebs den Mund befällt, welcher, wenn er im Anfange vernachlässigt wurde, in kurzer Zeit zur Todesursache werden kann" statt „der anfangs vernachlässigt". Das Streben, nicht allzu frei zu übertragen, hat dahin geführt, vielfach den sich genau deckenden, aber undeutschen Ausdruck einzusetzen und den gut deutschen in Klammern beizufügen, so § 59 bewegt (umgerührt), § 59 durcharbeiten (durchkneten), § 65 Dinge (Leiden). Nur an wenigen Stellen werden kühne Wortbildungen gewagt wie § 59

„sechs kugliche Teile“ oder falsche Konstruktionen angewendet wie „das Zahnfleisch mancher Menschen pflegt von Speichelflufs geschwollen zu werden“ (= anzuschwellen oder geschwellt zu werden). Endlich unrichtige Wiedergabe lateinischer Wörter wird sich noch seltener erweisen lassen, so § 10 der Einleitung *(quia medicina non fortuna neque personis homines aestimat)*, wo die beiden Ablative wiedergegeben sind „nach Lage und Umständen“ statt „nach Vermögen und Stellung“.

Was den Kommentar anbetrifft, so konnte hier S. 29 zunächst die Abfassungszeit der Schrift noch genauer angegeben und der Spielraum zwischen den Jahren 43 und 48 auf die Jahre 47 und 48 eingeengt werden (vgl. Bücheler, Rheinisches Mus. 37, 327). Ferner sind die Angaben über die einzelnen Mittel ziemlich ungleich behandelt, hier die Namenserklärung beigefügt, dort nicht n. s. f. Manches ist doppelt gesetzt z. B. *balaustium* auch unter dem Stichwort *mala granata.* Die einschlägige Litteratur ist gewissenhaft verwertet, doch die Schriften von Lewy (Semitische Fremdwörter im Griechischen), Löw (Aramäische Pflanzennamen), Sigismund (Die Aromata n. s. f.), Hehn (Kulturpflanzen und Haustiere), die grofsenteils von Kobert in seiner Geschichte des Bieres erwähnt werden, scheint Rinne nicht herangezogen zu haben. Aber wenn man die Schwierigkeit der Arbeit bedenkt und erwägt, dafs noch keine deutsche Übersetzung des Scribonius vorhanden ist, so wird man diese Ausstellungen nicht so hoch anschlagen und dem Verfasser vielmehr dankbar dafür sein, dafs er Ärzten und Laien die Möglichkeit gegeben hat, einen medizinischen Schriftsteller des Altertums bequemer kennen zu lernen, der im Gegensatz zu vielen Standesgenossen nicht den Schwerpunkt auf die Diät, sondern auf die Heilmittel (Rezepte) legt. Möchte sich der Verfasser recht bald dazu entschliefsen, den noch übrigen Teil seiner Bearbeitung der Öffentlichkeit zu übergeben!

Eisenberg S.-A. **O. Weise.**

160) **Archäologisch-epigraphische Mitteilungen aus Österreich-Ungarn.** Herausgegeben von **O. Benndorf** und **E. Bormann.** Jahrgang XIX, Heft 1 mit 4 Lichtdrucktafeln und 29 Abbildungen im Texte. Wien, Alfred Hölder, 1896. 125 S. gr. 8.

Es ist dem Referenten immer eine Freude, über diese „Mitteilungen“ Bericht zu erstatten, da sie nichts Mittelmäfsiges enthalten.

W. Gurlitt, Pettauer Antiken (S. 1—25) beginnt seinen Bericht über die in den letzten Jahren in und um Pettau (Poetovio) gefun-

denen Antiken mit den Arbeiten aus Stein und zwar mit den *Nutrices Augustae,* über die er schon in der schwer zugänglichen Festschrift „Franz von Krones zum 19. November 1895 gewidmet von seinen Freunden" gehandelt hatte. Nach einer vorsichtigen Scheidung der Darstellungen nach Typen handelt Gurlitt über Kultus und Darstellungen der Nutrices überhaupt, wobei auch die Darstellungen der *Κουροτρόφος* aufgezählt werden, und macht es durch Zusammenstellung derselben mit den Matres (Matrae, Matronae) wahrscheinlich „dafs die Nutrices Augustae in Poetovio nichts anderes sind als eine in Namen und Darstellungsform stärker romanisierende Variante der Matres oder Matronae . . . und dafs ihr Dienst zu Pettau im alten Glauben der Provinz wurzelte" (S. 20f.). Im Gegensatz zu seiner früheren Abhandlung giebt Gurlitt zu, dafs diese Erklärung blofs eine Möglichkeit von mehreren ist, und findet es, hauptsächlich auf Grund der Beobachtung, dafs die Dedikanten meist sicher oder wahrscheinlich (kaiserliche) Sklaven sind, jetzt rätlicher, anzunehmen, dafs ihr Kult aus Italien in die Provinzialstadt übertragen sei als „ein Hausdienst des kaiserlichen Hauses oder speziell der kaiserlichen Sklaven des Zoll- und Steueramtes in Poetovio" (S. 22). Diese Deutung ist blofs richtig, wenn Poetovio an der Stelle des heutigen Unter-Haidin lag, eine Identifikation, die vorläufig wahrscheinlich gemacht ist, die man aber gerne noch durch weitere Grabungen bestätigt fände. Die Vorbilder dieser Nutrices-Augustae-Reliefs sind im Kreise jener Bildwerke zu suchen, welche die Kindbeitspflege des Dionysos in Nysa darstellen und zwar sind es besonders Sarkophagreliefs, durch die diese Kompositionen zu den Kunsthandwerkern späterer Zeit gelangten.

F. Sarre, Reise in Phrygien, Lykaonien und Pisidien (S. 26—57) bietet uns den archäologisch-epigraphischen Ertrag einer im Juni-Juli 1895 unternommenen Reise, deren Hauptziel Konia (Ikonium) war. Abgesehen von einzelnen Inschriften interessiert uns hier besonders die Auffindung eines Sitzes oder Thrones auf einer Felskuppe vulkanischen Ursprunges in der Salzsteppe westlich vom Grofsen Salzsee (Tatta Lacus, j. Tuz-tschölü) und die Beschreibung des Eflatun-Bunar, d. h. Plato-Brunnens, des bekannten, schon oft beschriebenen Monumentes altkleinasiatischen Stiles am Ostufer des Beischehir-Sees, wobei die Angaben früherer Reisenden ergänzt und vorsichtig berichtigt werden (S. 39—47). Eingehend werden besprochen die Felsenreliefs mit einem reitenden Gotte (Ares) hoch im Gebirge südlich vom Beischehir-See bei Zekeria-Köi

(S. 48 ff.). Den Schlufs des inhaltreichen Reiseberichtes bildet die Beschreibung des interessanten, Tafel III abgebildeten Ruinenfeldes von Siwri-Kalessi, für das sich als antiker Name aus einer Inschrift *Γύναδα* ergiebt.

Ernst Kalinka teilt S. 58—68 einige Inschriften mit, die er bei einer Umschau in Kaufläden von Pera, Galata und Stambul und auf einem Ausfluge in die Umgebung Konstantinopels fand. Zu der Form *Ζωσάριν* = *Ζωσάριον* (S. 59) vgl. man die Zusammenstellungen bei Th. Eckinger, Die Orthographie lateinischer Wörter in griechischen Inschriften (1892) S. 56 f. Dankbar nimmt man die genaue Mitteilung über die in Rodosto befindliche Inschrift C.I.L. III, 728, S. 7387 entgegen (S. 61 ff.), sowie die archaische ionische Inschrift aus Perintbos (j. Eregli) auf einer auch archäologisch interessanten Stele. Durch die eine der Inschriften auf der Marmor-Ara des Landgutes Köprüdsche (S. 67 f.) lernen wir eine *συναγωγὴ τῶν κουρέων* mit einem *ἀρχισυνάγωγος* kennen, durch die andere einen Kultus des *Ζεὺς Δοφείτης* mit dem noch unaufgeklärten *νέοις λυ.* | . . . *ρίοις*. Wenn der Raum ausreichen würde, aber das scheint nicht der Fall zu sein, so könnte man vielleicht an ein neu eingeführtes Fest oder einen Agon der *Λυχνοφόρια* nach Art der *λαμπαδηφορία* resp. *λαμπαδηδρομία* denken und die Ergänzung *νέοις λυ*[*χ*|*νοφο*]*ρίοις* (?) versuchen. —

Als Funde in Apulum publiziert J. Jung S. 69 f. die Weihinschrift eines Altars für Minerva victrix, die hier als Schutzgöttin der librarii im Hauptquartier der Provinzialarmee erscheint und die Inschrift eines Augustalen, die sich auf die Weihung einer Exedra mit einem Bogen an Juppiter optimus maximus Bussumarius bezieht.

Auch dieses Heft enthält eine fein durchdachte, durch keinerlei Anmerkungen belastete Untersuchung von Emil Szanto, „Zu den Tetralogien des Antiphon" (S. 71—77). Nachdem Dittenberger im Hermes XXXI (1896) S. 271 ff. und neuestens Bd. XXXII (1897) S. 1—41 gezeigt hat, dafs der Verfasser der Tetralogieen nicht einmal die Absicht gehabt habe, die in den Tetralogieen vorgeführten fingierten Rechtsfälle auf bestehende attische Gesetze zu basieren, gebt Szanto einen Schritt weiter und weist überzeugend nach, dafs in ihnen gegen das geltende Recht polemisiert wird, besonders dagegen, dafs durch die Unterscheidung des *δίκαιος* und *ἄδικος φόνος* der wahre Urheber nicht getroffen wird, während doch jede Tötung ihre Sühne verlangt. Ohne dafs Antiphon

oder wer immer der Verfasser der Tetralogieen sei, für eine thatsächliche Änderung der bestehenden Gesetzgebung plaidierte, will er doch in den drei Tetralogieen „an der Hand dreier typischer Fälle, die nach der Einteilung des geltenden Rechtes zusammengestellt sind, eine Neuordnung der *δίκαι φονικαί* nach den Grundsätzen einer subtilen Rechtsphilosophie vorschlagen" (S. 76).

Nach M. Ihm S. 78 ist C.I.L. III n. 3941 statt Vidasolithanae zu lesen Vidaso et Tianae, wodurch wir zwei neue keltische Flufsgottheiten, Vidasus und Tiana erhalten.

Gr. G. Tocilescu setzt die in Bd. XVII S. 81ff. begonnene Publikation von Inschriften aus Rumänien hier S. 79ff. fort. Der Hauptwert der Publikation beruht darin, dafs zahlreiche Inschriften in Faksimile, angefertigt von Mitgliedern des archäologisch-epigraphischen Seminars zu Wien, mitgeteilt sind. Zu den wichtigeren gehören Nr. 5 mit Erwähnung des Sklaven Hylas, der bei der Einhebung einer 5prozentigen Steuer (vicesima) beschäftigt war als vicesimar(ius), Nr. 7 Bauinschrift von der Rekonstruktion des Lagers der ala prima Hispanorum vom Jahre 205 n. Chr. Auch paläographisch interessant wegen Verwendung der Kursive sind die Ziegelstempel, deren zwei die coh(ors) I Fl(avia) C(ommagenorum) für Dacia bezeugen. Die Inschriften, die unter Nr. 20ff. mitgeteilt sind, hat Tocilescu bei seinen Grabungen beim zweiten grofsen Denkmale von Adamklissi (civitas Tropaeensium), dem Mausoleum Trajans, auf dessen Seiten die langen Namenreihen von im Kampfe Gefallenen stehen, gefunden. Nr. 29 weist bemerkenswerte Vulgarismen auf, wie auch noch andere der im ganzen 42 lateinischen Inschriften. Bei einzelnen Stücken sind die Ergänzungen des Herausgebers keineswegs sicher; ein bischen mehr Zurückhaltung oder durchgängige Andeutung der Unsicherheit der Ergänzungen wäre, wenn diese Bemerkung hier erlaubt ist, gelegentlich geboten gewesen. — In Nr. 56 (S. 102) sind die christlichen Symbole, Taube und Fisch, wie es scheint, vom Herausgebers als solche nicht sicher erkannt worden. Der Fisch am Schlufs — ein Delphin kann es schon darum nicht sein — steht für das bekannte christliche Monogramm *ΙΧΘΥΣ*. — Einzig in ihrer Art ist die aufserhalb Mangalia gefundene zweisprachige Urkunde Nr. 59, die einen Bericht enthält über die Abgrenzung des Gebietes von Kallatis mit Angabe der Entfernung zwischen den einzelnen Grenzsteinen, die hier nicht *ὅροι*, sondern einfach *λίθοι*, lapides, heifsen. Möglicherweise hatte, wie S. 106 angedeutet ist,

die ganze Termination einen viel weiteren Umfang, als es nach dieser einen Urkunde scheinen könnte. — In Nr. 62 (S. 108) scheint es kaum möglich, den Anfang von Zeile 3 anders zu ergänzen als zu *ὑπαταγῷ* und unter dem *ὑπαταγός* mit E. Bormann einen Heerführer mit konsularischer Gewalt zu verstehen; jedoch darf man sich nicht verhehlen, dafs die Zusammenrückung von *ὑπατοταγός* zu *ὑπαταγός* Bedenken erregt, während das Vorkommen von *ταγός* meines Wissens hier im Osten nicht unerhört ist. — Zu Nr. 64 sei die Frage gestattet, ob nicht der zweitletzte Buchstabe ein kursives *ω* sein könnte, also zu lesen sei *δικαιόφρων*; freilich scheint auch *δικαιόφρην* unbedenklich wegen des gerade in dieser Gegend häufigen *ζῶν καὶ φρενῶν* der Grabschriften. — Mehr originell als geschmackvoll ist in Nr. 65 das Verbot, das Grab irgendwie zu entweihen, in die Form gekleidet: „Was du nicht willst, dafs man dir thu, etc.“: *ὃ σὺ μισεῖς, τοῦτο ἄλλῳ μὴ ποιήσεις.*

Bormann behandelt S. 112—115 Inschriften aus Umbrien, die von ihm demnächst in C.I.L. XI, 2 herausgegeben werden. Geradezu virtuos ist ausgeführt die Rekonstruktion der Inschrift vom Friese des sogenannten Minervatempels von Assisi, die möglich geworden ist durch peinlich genaue Beobachtung der Löcher, die von den Nägeln herrühren, mit denen einst die Bronzebuchstaben befestigt waren. — Sehr schön interpretiert er ferner ein unscheinbares Marmorstück aus Ameria (j. Amelia) als ein Verzeichnis von Kulthandlungen, die sich auf zu bestimmter Zeit in Ameria gefeierte Feriae beziehen; jetzt C.I.L. XI n. 4346. — Die Behandlung des *„marmor Pisaurense“* (S. 120—123) lehrt wieder einmal recht deutlich, was mit Beharrlichkeit und unausgesetztem Bemühen an Inschrifttexten erreicht werden kann, die den Epigraphiker anfänglich fast zur Verzweiflung treiben. Hoffen wir, dafs es zäher Ausdauer gelinge, die unter Nr. 4 kurz besprochene Bauinschrift aus Fano, dem alten Fanum Fortunae, jetzt C.I.L. XI, n. 6222, die uns vorläufig noch mehrere Rätsel aufgiebt, vollständig zu erklären.

Frauenfeld (Schweiz). **Otto Schulthefs.**

161) **Friedr. Ad. Heinichen, Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch.** Sechste verbesserte Auflage, bearbeitet von **C. Wagener.** Leipzig, B. G. Teubner, 1897. XXIX u. 926 S. Lex. 8.
geb. ℳ 7.50

Das vielleicht verbreitetste Schulwörterbuch der lateinischen Sprache hat hier von berufener Hand eine ebenso sorgfältige wie geschickte Neu-

bearbeitung erfahren. Wagener, durch seine Arbeiten auf ähnlichen Gebieten zu einer solchen Aufgabe vorbereitet wie wenige, hat dem Heinichenschen Buche eine Gestalt gegeben, die es fortan als besonders geeignet und praktisch für seine Zwecke erscheinen läfst. Diese erstrecken sich nicht blofs auf die Schule im engsten Sinne, wenigstens nicht insoweit heute der Kreis der auf Schulen gelesenen Schriftsteller beschränkt ist; Heinichen hatte alle diejenigen Autoren berücksichtigt, die für die Schule in Frage kommen können (z. B. auch Sueton, Plautus, Properz), und der Herausgeber hat wohl daran gethan, diesen Kreis festzuhalten. So bleibt das Buch für manche Hand auch nach der Schule brauchbar. Für diesen Zweck ist W. noch in der Weise bedacht gewesen, dafs er den Vorrat der Wörter noch etwas vermehrt hat. Auf Feststellung der Lesarten, auf Orthographie, Stilistisches und Grammatisches (namentlich die Formenlehre, worin W. als Herausgeber von Neues Formenlehre und Verfasser des Handbüchleins der „Hauptschwierigkeiten der lat. Formenlehre“ Autorität ist) hat der Herausg. besonderes Gewicht gelegt. Überall sind nur völlig gesicherte Resultate verwertet; auf Etymologie ist nur sparsam, auf Semasiologie wohl gar nicht eingegangen, philologische Disziplinen, die vielfach noch zu sehr mit Hypothesen arbeiten, als dafs für ein Schulbuch schon überall brauchbare Resultate vorlägen. Hatte dagegen schon Heinichen und sein erster Herausgeber Dräger auf Antiquarisches ein grofses Gewicht gelegt, so hat W. noch mehr Angaben über Mythologie, Geschichte, Geographie, Realien gemacht und manchen Artikel der Art vervollständigt oder neu hinzugefügt; so wird der Schüler auch in dieser Beziehung alle wünschenswerte Auskunft finden, die ihm seine Vorbereitung erleichtert und ihm die Arbeit zu einer Lust macht, er hat zugleich ein ausreichendes Reallexikon. Was die übrige Einrichtung des Wörterbuches betrifft, so sind den Substantiven der Genetiv, den Verben die Stammformen hinzugefügt, wo dem Anfänger irgend Zweifel sein können (warum aber z. B. nicht bei abrado?); wo die Stammformen nicht vorkommen, ist es angedeutet. Bezeichnende Konstruktionen sind überall zahlreich hinzugefügt, oft der Schriftsteller, mitunter die Stelle citiert; die Beispiele sind zahlreich und durchweg instruktiv, wo nötig, mit hinzugefügter passender Übersetzung. Das Klassische, Dichterische, Nachklassische ist durch deutliche Zeichen kenntlich. In typographischer Beziehung ist das Buch überhaupt sehr praktisch und übersichtlich eingerichtet, der Druck ist sauber, für das Auge bequem und auch (abgesehen

von wenigen unwesentlichen Versehen, die stehen geblieben sind) korrekt. Ein beachtenswerter Vorzug ist es, dafs durchweg die Quantitätsbezeichnungen hinzugefügt sind, auch bei den positionslangen Silben, so dafs über jedem Vokal — mit sehr wenigen Ausnahmen, wo eine Sicherheit nicht zu erzielen ist, und natürlich mit Ausnahme der Diphthonge — ein Zeichen der Länge oder Kürze steht, ein zum erstenmal in einem Schulwörterbuch vollständig durchgeführter Versuch. Sicherlich wird der Herausg. sich nicht blofs bei denjenigen, die auf richtige Aussprache nach der Quantität Gewicht legen, hierdurch Dank erwerben.

Zwei dankenswerte Beigaben hat W. dem Wörterbuche einverleibt oder vielmehr vorangeschickt. Die eine ist eine etwa vier Seiten umfassende Skizze der Entwickelung der römischen Litteratur mit den wichtigsten, für den Schüler wissenswerten Namen und einer knappen und treffenden Charakteristik. Namen wie Livius Andronicus, Naevius, Ennius hätten vielleicht durch irgendein typographisches Merkmal von anderen unterschieden werden können, um dem Anfänger anzudeuten, dafs ihre Werke uns nicht erhalten sind. Die zweite Beigabe ist ein zwölf Seiten umfassender Abrifs der Stilistik. Hierin giebt W. nicht blofs Regeln, sondern auch kurze Betrachtungen und logische Entwickelungen des Sprachgebrauchs — eine Summe von Beobachtungen, die den gewiegten Kenner der Sprache bekunden. Durchgehends werden die dem Sprachgebrauche zugrunde liegenden logischen Anschauungen im Lateinischen und Deutschen einander gegenübergestellt. Dafs in so engem Rahmen nichts Erschöpfendes gebracht werden kann, ist klar; aber W. will auch wohl dem reiferen Schüler damit nur Anregungen und sicher leitende Winke geben, und diesen Zweck wird er erreichen. Die Hauptsachen der Stilistik umfafst der Abrifs, und sie sind durch geschickt ausgewählte Beispiele veranschaulicht.

Das Heinichensche Wörterbuch hatte in dem vor drei Jahren erschienenen Schulwörterbuch von Stowasser einen gefährlichen Konkurrenten erhalten, da das letztere durch seine Anordnung, Übersichtlichkeit, Eingehen auf Etymologie und verhältnismäfsige Ausführlichkeit unbestreitbare Vorzüge hat. In der neuen Ausgabe wird unser Wörterbuch diese Konkurrenz siegreich bestehen; denn abgesehen von dem handlicheren Format und niedrigeren Preis von Heinichen-Wageners Buch, hat dieses nirgends sich, wie mitunter das Stowassersche, auf unhaltbare Hypothesen inbezug auf Etymologieen eingelassen, hat auf Antiquarisches und Geschichtliches ein ganz besonderes Augenmerk gerichtet, hat einen gröfseren Kreis von Schriftstellern in Betracht gezogen als jenes.

Hanau. **O. Wackermann.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 16. Oktober. Nr. 21, Jahrgang 1897.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

162) **G. Helmke, De Demosthenis codicibus quaestiones selectae.** Pars I. D. J. Berolini, Mayer & Mueller, 1896. 43 S. 8. ℳ 1. 20.

Die Abhandlung umfaſst 4 Kapitel: I. De familia Atticiana (p. 1—5); II. De Useneri sententia (5—7); III. Quae ex Harpocratione de Dem. codicibus eruere et discere liceat (7—36); IV. (p. 36—41). Wenn hier die Inhaltsangabe — de codicibus Demosthenis ipsis, wie am Schluſs des III. Kap. angekündigt wird — fehlt, so mag der Herr Verf. sich wohl geniert haben, dieselbe als Überschrift in Evidenz zu setzen, weil der Leser etwa denken könnte, die quaestiones selectae handelten gröſstenteils de Dem. codicibus non ipsis! Dieses ist nun zwar nicht der Fall, aber es liegt doch dem formalen Mangel etwas Mangelhaftes in der Gliederung der Dissertation zugrunde.

Im I. Abschnitt entwickelt H. neuerdings die Gründe, welche man schon öfters für den attikianischen Ursprung des cod. Σ geltend gemacht hat. Aber nicht bloſs Σ, sondern alle unsere Hss. des Dem. seien attikianisch, weil Sprossen eines gemeinsamen (attikianischen) Stammcodex. Dafür nämlich sprechen, wie im II. Kap. gegen Usener gezeigt wird, innere und besonders äuſsere Gründe. Eben dasselbe und manches andere bezeugt Harpokration: Aus verschiedenen Stellen seines Lexikons erhellt,

dafs ihm eine nicht-attikianische Rezension des demosth. Textes vorlag, eine Rezension, die an manchen Stellen von der unserer Hss. abweicht und vielfach, namentlich in den Lemmata, bessere Lesarten als diese letzteren bietet (III. Kap.).

Darin hat Verf. ohne Zweifel recht, dafs unsere demosth. Hss. insgesamt auf einen gemeinsamen Archetypus zurückgehen, und dafs eben deshalb alle aus einem Atticusexemplare stammen, wenn Σ daher stammt. Allein die Gründe, welche man bisher für die Wahrheit dieser letzteren Annahme beigebracht hat, sind, so lange kein neues Beweismoment hinzukommt, durchaus nicht beweiskräftig. Wenn H. meint, dafs die viri docti nostrae aetatis fere omnes Σ für attikianisch halten, so glaubt Ref. dagegen, dafs zur Stunde die allermeisten Demostheniker mit Blafs übereinstimmen: 'Der Versuch, unsere Überlieferung in S (Σ) an diese Ἀττικιανά anzuknüpfen, konnte nicht erfolgreich sein.' Zu beklagen ist dies, nebenbei bemerkt, so lange nicht, bis die von manchen vorausgesetzte Vorzüglichkeit der Atticusrezension wirklich erwiesen sein wird. Das alles hat zuletzt (1893) Lipsius in seiner gehaltvollen Abhandlung 'Zur Textgeschichte des Dem.' so überzeugend dargethan, dafs H. um so weniger gegen ihn aufkommen wird, als er dessen Argumentation nicht immer richtig aufgefafst hat.

Am ausführlichsten und recht dankenswert ist der dem rhetor. Lexikon des Harpokration gewidmete Abschnitt. Hier bespricht H. mehr oder minder eingehend alle jene (42) Lesarten in den von Harp. citierten Demosthenesstellen, welche von unseren sämtlichen Hss. abweichen, und plädiert für eine möglichst weitgehende Bevorzugung derselben. Er geht aber doch in seinem im ganzen freilich lobenswerten Eifer manchmal zu weit. So z. B. will er D. 5, 18 mit Harp. (u. ἐκδεξάμενος) lesen: ἐκδέξασθαι τῶν — πεπραγμένων st. mit den Hss. ἐκδέχεσθαί τι τῶν π., als könnte wirklich τι hier fehlen, und als hätte Harp. sonst über den Sinn des Zeitworts nicht im Zweifel sein können! — Nach den Hss. heifst es bei D. 27, 1: (εἰ μὲν ἐβούλετ' Ἄφοβος) τὰ δίκαια ποιεῖν ἢ περὶ ὧν διαφερόμεθα τοῖς οἰκείοις ἐπιτρέπειν. Im Lexikon (u. ἐπιτροπήν od. ἐπιτρέπειν) dagegen lesen wir: δίκαια ποιεῖν περὶ ὧν δ. τοῖς τε οἰκ. ἐπιτρ. Der librarius archetypi communis codicum Dem., meint H., habe den Text geändert und entstellt, weil er den eigentümlichen Gebrauch des Verbums ἐπιτρέπειν, den Harp. hat erläutern wollen, nicht verstanden habe. Aber derselbe Grund, das ohne direktes Objekt gesetzte ἐπιτρέπειν

(τινί) zu erläutern, war bei der einen Lesart so gut wie bei der andern vorhanden. Dabei kommt es auf die Stellung des περὶ ὧν διαφ. gar nicht an, das ja, ins erste Satzglied gestellt, dem Sinne nach auch zum zweiten gehören würde. Weil jedoch jener Präpositionalausdruck im zweiten Satzteil besser untergebracht ist und weil Dem. sonst nirgends zwei Satzglieder in epischer Weise mit τε ohne entsprechendes καί verknüpft, so hatten die Herausg. des Dem. vollständig recht, die Lesart des Lexikons, ich will nicht sagen unberücksichtigt zu lassen, aber doch nicht in den Text zu setzen.

Ist es nun in den eben berührten Fällen mehr als wahrscheinlich, wie es in andern auch nach H. sicher ist, dafs die in Harp.s Lexikon vorhandene Lesart verderbt ist, so darf man auch anderswo Bedenken tragen, eine gut beglaubigte Lesart mit derjenigen des Grammatikers zu vertauschen, wo diese an sich in gleichem Grade befriedigt, aber nicht besser beglaubigt ist. Lehrreich ist in dieser Beziehung D. 54, 26: τῶν τε παρόντων ἡμῖν καθ' ἕνα οὑτωσὶ πρὸς τὸν βωμὸν ἄγοντες καὶ ἐξορκίζοντες (καὶ γράφοντες μαρτυρίας —). So heifst es — abgesehen von der falschen Form οὑτοσί in mehreren alten Ausgaben — in allen Hss. und ältern Ausgaben des Dem. Bei Harp. (u. λίθος) dagegen: τῶν τε π. καθ' ἕνα ἡμῖν οὑτ. καὶ πρὸς τὸν λίθον ἄγ. καὶ ἐξορκοῦντες. Das zu erklärende Lemma stand ohne allen Zweifel in Harp.s Exemplar. Auch ist weit eher anzunehmen, später sei bei Dem. λίθον durch βωμόν, als βωμόν durch λίθον erklärt und verdrängt worden. So haben denn auch längst verschiedene Gelehrte λίθον für das Echte gehalten, und Dindorf war wohl berechtigt, dieses Wort in den Text zu setzen, mag auch z. B. Isae. 2, 31 ὀμόσαντες — πρὸς τῷ βωμῷ sagen. Seinem Vorgänger ist Blafs gefolgt, wenn auch gewifs mit schwerem Herzen und nur mit dem tröstlichen Gedanken, die dadurch entstehende Kürzenhäufung sei ein Beweis 'aliud quid vitii latere'! Ganz anders liegt die Sache bei den übrigen Bestandteilen des von Harp. citierten Satzes, mag er selbst sie so gelesen oder mögen die Abschreiber seines Lexikons sie so gestaltet haben: Das καί vor πρὸς τ. λ. ἄγοντες hat kein Herausg. des Dem., auch Blafs nicht, aufgenommen, weil das Polysyndeton hier wirklich nicht am Platze wäre; die unnatürliche Stellung des ἡμῖν nach καθ' ἕνα — bei Suidas sollte wohl die Änderung des ἡμῖν in ἡμῶν eine Remedur sein — hat ebenso wenig jemand gebilligt. Bei dieser Sachlage wird es nun auch zum wenigsten zweifelhaft, ob ἐξορκίζοντες durch ἐξορκοῦντες zu ersetzen sei.

Freilich sind ὀρκοῦν, ἐξορκοῦν die ältern, bis gegen Mitte des 4. Jahrh. v. Chr. so ziemlich allein vorkommenden Formen; doch kamen ὀρκίζειν, ἐξορκίζειν ebenso wie manche andere jüngere Sprachformen noch in der Rednerzeit in Gebrauch. Dem. gebraucht (seit 352) dreimal ὀρκίζειν und zweimal ὀρκοῦν; bei Aesch. 2, 85 und (im Med.) 87 findet sich ἐξορκίζειν ohne Variante in allen Hss. und Ausgaben. Wenn nun also auch Dem. neben zweimaligem ἐξορκοῦν (21, 65; 45, 58) einmal nach dem einstimmigen Zeugnis aller Hss. ἐξορκίζειν in einer Rede gebraucht, die eher ins J. 341 als früher fällt, so wird es am Ende doch am geratensten sein, diese Form nicht mit Blafs und Rosenberg gegen die von Harp. gebotene zu vertauschen und sie dann auch mit Preufs aus dem Index Demosthenicus ohne Spur verschwinden zu lassen.

Auf andere Stellen können wir uns hier nicht weiter einlassen, auch nicht auf die beachtenswerten Bemerkungen, welche der Verf. am Schlusse des III. Kap. über das Verhältnis Harpokrations zum Texte der dritten Philippika macht. Im letzten Abschnitt wird nach einer kurzen Rekapitulation noch hinzugefügt, die von Harp. benutzte Ausgabe müsse von der des Atticus auch aus dem Grunde verschieden gewesen sein, weil sie Aktenstücke enthalten habe, die nach Christ im attikian. Archetypus fehlten; auch werde ja die Existenz einer älteren Rezension durch die Schriften des Dionys und Libanios sowie durch verschiedene Papyri bezeugt. Trotzdem sei die Autorität unserer Hss. doch nicht so gering anzuschlagen. Damit sind wir durchaus einverstanden. Die Papyri, welche Demosthenisches enthalten, sind, wie Lipsius dargethan, im ganzen nicht wertvoller als unsere bessern Hss., und mit der von Dionys benutzten Rezension steht's um nichts besser: 'Hunc enim codicibus ΣL multo peiorem textum habuisse vulgatisque simillimum' hat noch jüngst Bethe als eine bekannte Sache bezeichnet. Um so mehr müssen wir dem Verf. recht geben, wenn er am Schlusse seiner Abhandlung das Verfahren von Blafs mifsbilligt, der gar zu leicht und willkürlich aus rhythmischen Gründen Änderungen am überlieferten Texte vornehme. Nur müfsten die Belege für den Tadel besser gewählt sein.

Feldkirch. **W. Fox.**

163) **C. Licini Calvi reliquiae,** édition complète des fragments et des témoignages, étude biographique et littéraire par **F. Plessis,** avec un essai sur la polémique de Cicéron et des Attiques par **J. Poirot.** Paris, C. Klincksieck, 1896. III u. 106 S. 8.

Die vollständige Sammlung der poetischen und prosaischen Überreste des C. Licinius Calvus verbunden mit einem Kommentare sowie den Zeugnissen über diesen Schriftsteller ist eine verdienstliche Arbeit, deren Wert durch die nachfolgende biographische und litterarische Studie noch erhöht wird. Eine Vermehrung der schon öfter zusammengestellten poetischen Bruchstücke war zwar nicht zu erwarten. In eine solche Sammlung gehören auch alle unsicheren Bruchstücke, über die noch nicht jeder Zweifel gelöst scheint. Daher läfst sich gegen die vorsichtige Anführung des auf Celio Rodigni zurückgehenden Fragm. 20 nichts einwenden, dem Calvus gehört es aber schwerlich an, und die Deutung auf Tullius Laurea hat grofse Bedenken. Dann hätte auch aus Diomed. art. gramm. I p. 24 *effor* aufgenommen werden können, wo Keil statt des handschriftlichen Cavius wahrscheinlich richtig Calvus vermutet hat. Dagegen ist das in Senec. contr. I praef. 12 enthaltene und bisher übersehene Fragm. mit Recht dem Calvus zugewiesen. In Fragm. 8 *Pollentemque deum Venerem* ist mit Macrobius und Servius *deum* als Acc. zu fassen. In Fragm. 12 (Prob. IV 226, 1, 9, nicht 6) bieten die Ms. nicht *vestinis,* sondern das ebenso unverständliche *vistinis.* — Die Zeugnisse enthalten eine Anzahl störende Druckfehler und Versehen: es mufs heifsen III *exituras* statt *ituras* und *consilium meum* statt *c. eum,* in XXVI *ex quibus* statt *et quibus,* in XXVII (Tac. de or. 26) *produceret* statt *opponeret,* das aus einem später folgenden *opponeremus* entstanden zu sein scheint, XXXII steht bei Plin. ep. V 3, 5. Das Zeugnis XII aus Plin. H. N. XXXIV 18, 166 ist unvollständig mitgeteilt. Ebenso hätte Catull 14 vollständig abgedruckt werden müssen, da nicht nur die angeführten Verse sich auf Calvus beziehen, sondern das ganze Gedicht. Unerklärlich ist mir, wie Catull 50 *Hesterno, Licini, die otiosi lusimus etc* hat wegbleiben können, da das Gedicht dem Calvus doch zweifellos gewidmet ist. Der Verfasser hätte in seiner biographischen Studie unmöglich die ausschliefslich ernste Richtung der Muse des Calvus so sehr betonen können, wenn er dies Gedicht berücksichtigt hätte. Der *litterator Sulla,* den Calvus nach Catull 14 verteidigt hatte, kann nicht Cornelius Epicadus gewesen sein, der nicht den Namen Sulla führen konnte.

Den Grundton der hierauf folgenden ‚biographischen und litterarischen Studie' über Calvus bildet die allerdings berechtigte Klage um den Verlust seiner Werke. Die Würdigung des Calvus selbst zeigt ein liebevolles Versenken in diese interessante Persönlichkeit, und wir begegnen mancher guten und feinsinnigen Bemerkung. Der Zweifel Weicherts an der Richtigkeit des Vornamens Gaius hätte aber nicht wiederholt werden sollen. Die Reihenfolge der Namen Gaius Macer Licinius Calvus ist doch mindestens nicht die übliche. Die Biographie beginnt mit den ersten geschichtlichen Vertretern der gens Licinia, welche den Namen Calvus führten, wozu die Bemerkung (vgl. Drumann) gefügt werden konnte, dafs unser Dichter wahrscheinlich nach einem solchen berühmten Licinier von seinem geschichtskundigen Vater seinen zweiten Beinamen erhielt. Ferner wäre es wohl von Interesse gewesen, mitzuteilen, dafs der Vater Licinius Macer nach Valerius Maximus sich das Leben nahm, ehe der Prätor Cicero seine Verurteilung verkündigen konnte, um seinem Sohne das Vermögen zu erhalten. Die nur unvollständig mitgeteilte Erzählung des Valerius Maximus, welche sich wohl mit Cic. ad Att. I 4 vereinigen läfst und der im Gegensatz zu Plessis merkwürdigerweise Poirot in seiner Abhandlung folgt, hat überhaupt mehr die Wahrscheinlichkeit für sich als die Anekdote bei Plutarch. Von dieser Niederlage des Vaters vor dem Prätor Cicero wird dann von dem Verfasser allzu sicher auf eine dauernde Voreingenommenheit des Sohnes gegen jenen geschlossen. Wenn Calvus eine gerechte Natur war, und das scheint sein Verhalten gegen Asinius Pollio in dem Prozesse des Cato zu beweisen, so trug er ihm nicht nach. Es giebt hierfür Beispiele. Aufserdem war ja Cicero nicht gerade der Ankläger, wie Ribbeck in seiner Geschichte der römischen Dichtung behauptet, sondern der Vorsitzende des Gerichtshofes. Alle Zeugnisse sprechen dafür, dafs zwischen beiden grofsen Rednern nur ein auf der Verschiedenheit ihrer Naturen beruhender wissenschaftlicher Streit und eine ausgesprochene Rivalität, nicht ein persönliches Zerwürfnis herrschte. Die Energie, die rastlose Thätigkeit und der sittliche Ernst des Calvus werden gut gezeichnet, damit verträgt sich aber sehr wohl, dafs er ähnliche leichtfertige Liebeslieder wie Catull gelegentlich gedichtet hat. Sehr schön und poetisch ist die Schilderung seiner Geliebten oder Gemahlin Quintilia gegenüber der Verführerin Clodia-Lesbia, aber es ist doch nur ein Phantasiegebilde im weiten Bereiche der Möglichkeit. So geht Plessis sehr weit, wenn er z. B. die Frage stellt: Wer weifs, ob die aufserordentliche Thätigkeit

dieses jungen Mannes, dessen kurzes Leben reicher und infolgedessen länger war als ein gewöhnliches, nicht zu einem grofsen Teile dem wohlthätigen Einflusse der Quintilia zu danken ist?

Die ausführliche Darstellung des Streites der Attiker unter den römischen Rednern mit Cicero von J. Poirot (S. 68—102) dürfte in Einzelheiten Widerspruch erfahren, das Wesen der Schule selbst aber ist im allgemeinen gewifs richtig erfafst und dargelegt. Wenn die Stellung des Asinius Pollio zu dem Pataviner Livius mit dem Verhältnis der Attiker zu dem Arpinaten Cicero verglichen wird, so mufs man Einspruch erheben. Der Unterschied ist zu grofs: Cicero brauchte sich die urbane Redeweise nicht erst mühsam anzueignen, sondern war darin erzogen. Dafs die Attiker den oratorischen Rhythmus im Prinzip verwarfen, ist trotz Cic. Brut. 77 nicht glaublich, am wenigsten bei Calvus. Der Verfasser meint drei Strömungen in der römischen Beredsamkeit unterscheiden zu können: eine aristokratische, vertreten durch Scipio Ämilianus, die Gracchen und die Attiker, eine plebejische, vertreten durch Cato und weiterhin durch Cicero, und eine stark unter griechischem Einflusse stehende, vertreten durch Catulus und Hortensius. Der genauere Nachweis dürfte um so schwerer zu erbringen sein, als diese drei Ströme oft und lange genug in einem Bette zusammengeflossen sind.

Gera (Reufs). **R. Büttner.**

---

164) **K. Brugmann und B. Delbrück, Grundrifs der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen.** Erster Band. Einleitung und Lautlehre von **K. Brugmann.** Erste Hälfte (§ 1 bis 694). Zweite Bearbeitung. Strafsburg, K. J. Trübner, 1897. XLVII und 622 S. 8. ℳ 16.

In dem Zeitraume von über zehn Jahren, welche seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Grundrisses verflossen sind, ist nicht nur durch eine aufserordentlich grofse Zahl von Einzeluntersuchungen, die sich mit Problemen der indogermanischen Lautlehre im allgemeinen oder mit solchen der einzelnen indogermanischen Sprachen im besonderen beschäftigen, unsere Kenntnis der indogermanischen Sprachgeschichte nach vielen Seiten hin erweitert und mannigfach vertieft worden, sondern es ist auch eine beträchtliche Anzahl von Bearbeitungen der Grammatik und des Wortschatzes der einzelnen indogermanischen Sprachen erschienen, welche selbstverständlich dieser Neubearbeitung mancherlei schätzbare Förderung

brachten, zugleich aber auch den Bearbeiter in die Notwendigkeit versetzten, zu den Ergebnissen dieser gesamten weitverzweigten Forschung Stellung zu nehmen und sie im Rahmen seines Grundrisses zu verwerten. Es möge dem Referenten gestattet sein, auf die wichtigsten Arbeiten der letzteren Kategorie hier hinzuweisen. Da ist vor allem der Erschliefsung eines neuen Zweiges der indogermanischen Sprachen, des Albanesischen, durch Gustav Meyer zu gedenken. Sein etymologisches Wörterbuch der albanesischen Sprache (Strafsburg 1891) und der dritte Teil seiner in den Sitzungsberichten der k. Ak. d. Wiss. zu Wien 1892 (Bd. CXXV) erschienenen albanesischen Studien, der sich mit der Feststellung der Lautlehre der aus der indogermanischen Grundsprache ererbten Bestandteile des Albanesischen befafst, haben im Verein mit der bereits 1888 erschienenen kurzgefafsten albanesischen Grammatik (verbunden mit Musterstücken und Glossar und daher eigentlich zunächst mehr dem Zwecke der praktischen Erlernung dieser Sprache dienend) es möglich gemacht, dafs Brugmann in dieser zweiten Auflage auch das Albanesische, auf das in der ersten Auflage nur gelegentlich Rücksicht genommen war, berücksichtigen konnte. Wenn ich weiter den arischen Zweig der indogerman. Sprachen in Betracht ziehe, so sind hinsichtlich des Indischen Uhlenbeck, Handboek der Indische klankleer, in vergelijking met die der Indog. samtaal (Leiden 1894) und insbesondere Wackernagel, Altindische Lautlehre I (Göttingen 1896) zu nennen, welch' letzterer uns die erste auf vergleichender Betrachtung beruhende deutsche Darstellung dieses Teiles der altindischen Grammatik in geradezu vorzüglicher Weise gebracht hat. Für die iranischen Sprachen kommen insbesondere Jackson, An Avesta grammar in comparaison with Sanskrit (Stuttgart 1892) und die Behandlung des Gegenstandes durch Bartholomae in dem Grundrifs der iranischen Philologie, herausgegeben von W. Geiger und E. Kuhn (Strafsburg 1895 ff.) in Betracht.

Mehrere neue Gesamtbearbeitungen hat ferner das Griechische erfahren. In dieser Hinsicht erinnere ich besonders an D. Pezzi, La lingua Greca antica, breve trattazione comparativa e storica (Breve encicl. syst. di fil. greca e latina VI, vgl. Jahrg. 1888 dieser Zeitschrift, S. 106 ff.), an die dritte von Blass besorgte Auflage des ersten Bandes der Kühnerschen Grammatik, endlich an Gustav Meyer, Griechische Grammatik, 3. Aufl. (Leipzig 1896), die ich im laufenden Jahrgang dieser Zeitschr. S. 233 ff. angezeigt habe. Im Anschlusse an diese Gesamtdarstellungen der griechischen

Grammatik mufs das vortreffliche Buch von Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache (Göttingen 1896) erwähnt werden, dessen Schwergewicht allerdings mehr auf die linguistisch-paläontologische und ethnographische Seite fällt. Thatsächlich hat Brugmann die Ansicht des eben genannten Gelehrten über die Urheimat der Indogermanen S. 22, wenigstens über „die für uns nächst erreichbaren Ursitze" derselben, gebilligt. Auch auf diejenigen Werke soll hier hingewiesen werden, welche der griechischen Dialektologie gewidmet und daher natürlich auch für die geschichtliche Darstellung der griechischen Sprache von grofser Wichtigkeit sind. Es sind dies Meister, Die griechischen Dialekte II: Äolisch, Arkadisch, Kyprisch (Göttingen 1889), Hoffmann, Die griechischen Dialekte in ihrem historischen Zusammenhange mit den wichtigsten ihrer Quellen dargestellt, I. der südachäische Dialekt (Arkadisch und Kyprisch), Göttingen 1891 und II. der nordachäische Dialekt (Thessalisch und Asiatisch-äolisch), ib. 1893, worüber ich auf meine Referate in dieser Zeitschrift, Jahrgang 1892, S. 155ff. und 1894, S. 44ff. verweise, endlich Smyth, The Sounds and Inflections of the Greek Dialekts I. Jonic. Oxford 1894 (vgl. Jahrg. 1895 dieser Zeitschr. S. 89ff.). Was die lateinische Sprache anlangt, sei es gestattet, auf die im Jahre 1889 erschienene zweite Bearbeitung meiner Laut- und Formenlehre in J. v. Müllers Handbuch für klassische Altertumswissenschaft, sowie auf den gleichfalls vom Referenten bearbeiteten ersten Band der historischen Grammatik der lat. Sprache (Leipzig 1894 und 1895) aufmerksam zu machen, und besonders hervorgehoben möge werden Lindsay, The Latin language, an historical account of latin sounds, stems and flexions (Oxford 1894), vgl. meine Ausführungen in dieser Zeitschrift 1895, S. 187ff. Das lange ziemlich stiefmütterlich behandelte Gebiet der oskisch-umbrischen Dialekte hat nach den Spezialuntersuchungen von Bronisch und Buck eine ebenso allseitige als eingehende Darstellung erfahren durch R. v. Planta in seinem zweihändigen vortrefflichen Werke „Grammatik der oskisch-umbrischen Dialekte" (Strafsburg 1892 und 1897). Auf dem Gebiete des Germanischen sind für den vergleichenden indog. Forscher unter den in dem letzten Dezennium erschienenen Büchern von besonderer Bedeutung Noreen, Abrifs der urgermanischen Lautlehre mit besonderer Rücksicht auf die nordischen Sprachen (Strafsburg 1894), Streitberg, Urgermanische Grammatik. Einführung in das vergleichende Studium der altgermanischen Dialekte (Heidelberg 1896), und die betreffenden Abschnitte

in dem von Paul herausgegebenen Grundrifs der germanischen Philologie I (Strafsburg 1891). Aufserdem seien noch besonders hervorgehoben: Kauffmann, Deutsche Grammatik, 2. Aufl. (Marburg 1895) und Wilmanns, Deutsche Grammatik, 1. Bd, 2. Aufl. und 2. Bd. (Strafsburg 1893 und 1896), welche beide Gotisch, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsch behandeln. Endlich haben auch die beiden Glieder des baltisch-slavischen Zweiges der indog. Sprachen, das Preufsische und Litauische, in Berneker (Die preufsische Sprache, Text, Grammatik, Etymologisches Wörterbuch, Strafsburg 1896), und Wiedemann (Handbuch der litauischen Sprache, Strafsburg 1897) kundige Bearbeiter gefunden, die eine durchaus auf der Höhe der gegenwärtigen wissenschaftlichen Forschung stehende Darstellung der beiden genannten Sprachen geliefert haben. Die eben gegebene Aufzählung der wichtigsten Gesamtbearbeitungen von Grammatiken, beziehungsweise abgeschlossenen Abschnitten derselben von indogermanischen Einzelsprachen vermag jedoch dem der Sprachwissenschaft fern stehenden Philologen noch lange keinen ausreichenden Einblick in das rege Leben und die eifrige Detailforschung zu verschaffen, welche, nicht zum geringsten Teil gerade durch die erste Auflage des Brugmannschen Grundrisses angeregt und hervorgerufen, in dem letzten Jahrzehnt geherrscht haben. Es würde viel zu weit führen, hier ausführlich auf die so aufserordentlich schwierigen, für die zukünftige Forschung unendlich wichtigen Untersuchungen über die urindogermanische Betonung einzugehen, die in Hirts, von manchen Seiten mit Unrecht angefochtenem, Buche „Der indogermanische Accent" (Strafsburg 1895) eine vorläufige, gewifs in manchen Punkten verfehlte, aber nichtsdestoweniger für die kommende Forschung zur Basis dienende Formulierung erfahren haben. Auch die zahlreichen Einzeluntersuchungen, die zu wesentlich anderen Ansichten über den Ablaut (Vokalabstufung) geführt haben und denen auf dem Gebiete des Konsonantismus insbesondere die Lehre von den Velarlauten so manche Aufklärung zu verdanken hatte, können hier nicht angeführt werden. Jedoch will ich nicht unterlassen, auf einen allgemein orientierenden Aufsatz zu verweisen, den einer der berufensten jüngeren Forscher auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachwissenschaft, W. Streitberg, in Nr. 151 der Beilage der „Münchener Allgemeinen Zeitung" unter dem Titel „Die indogermanische Lautforschung im letzten Jahrzehnt" veröffentlicht hat und in dem mit der dem Verfasser eigentümlichen Klarheit und Schärfe des Ausdrucks ein

anschauliches Bild der Ergebnisse der Forschnng auf dem bezeichneten Gehiete entworfen ist.

Doch es ist nachgerade Zeit, zu unserem Buche speziell zn kommen. Da scheint es mir denn im Interesse der Leser dieser Zeitschrift am meisten dem Zwecke dieser Anzeige entsprechend, znerst den Inhalt dieser nenen Auflage der ersten Hälfte des ersten Bandes mit dem der ersten Anflage zn vergleichen. Was nnn zunächst den änfseren Umfang anlangt, so führe ich an, dafs der Stoff, der in der ersten Auflage auf 345 Seiten behandelt war, in dieser nenen 622 Seiten beansprucht hat. In der Anordnnng des Stoffes hahen einige nicht ganz unwesentliche Änderungen stattgefunden, wie sich aus der folgenden Inhaltsangabe ergiebt, der ich der hesseren Orientierung halher die betreffenden Angaben aus der ersten Auflage in Klammern gegenüberstellen werde. Der indogermanische Sprachstamm im allgemeinen und seine Verzweigung S. 1—29 (1—14). Dabei ist zu bemerken, dafs Br. jetzt den an die Spitze der ersten Anflage gestellten „Begriff der indogermanischen Sprachwissenschaft“, wie er dort nach der bekannten Freibnrger Antrittsvorlesung gegeben war, weggelassen und dafür S. 29—32 einen vortrefflichen Abschnitt, betitelt „Die Aufgabe der vergleichenden Grammatik der indogermauiscben Sprachen“ eingeschaltet hat. Es folgt, wie in der ersten Anflage, „Der indogermanische Sprachbau im allgemoinen; Wnrzel nnd Snffix“, S. 32—40 (14—19). Vollständig neu gegenüber den „Phonetischen Erläuterungen“ von S. 22—23 der ersten Auflage sind die „Phonetischen Vorbcmerkungen“ S. 41—72, die die Benützer des Buches in gedrängter Kürzo über das menschliche Sprachorgan und seine Thätigkeit, über Satz, Sprechtakt, Silhe, Laut, Einteilung der Laute, Lautverbindungen, Accent nnd Quantität, Lautwandel helehren. Trotz des Verfassers Bemerkungen S. Xf. des Vorwortes scheint mir dieser Abschnitt sehr zweckentsprechend und gerade für Benützer des Bnches, welche eine speziell sprachwissenschaftliche Bildung nicht besitzen, von grofsem Werte zu sein, da er ihnen auch ohne Benntznng anderer Hilfsmittel die unnmgänglich notwendige Grundlage znm Verständnis der folgenden Lautlehre in phonetischer Hinsicht gewährt. Eineu aufserordentlich dankenswerten Fortschritt gegenüber den entsprechenden Ausführungen in der ersten Auflage („Zur Aussprache der Bnchstahen“, S 23—31) zeigt der folgende Abschnitt „Die schriftliche Darstellung der Laute bei den indogermanischen Völkern“, S. 73—92, wie man insbesondere aus der Darstellnng

des avestischen Lautsystems, der altpersischen Keilschrift, des altirischen, althochdeutschen, angelsächsischen und altisländischen Alphabets (letztere drei sind neu dazu gekommen) ersieht. Auf eine Übersicht des Lautbestandes der indog. Ursprache (S. 92—93) folgt die Darstellung der indogermanischen Vokale S. 93—341 (32—164 der ersten Auflage). Während in dieser die Vokale nur nach den beiden Gesichtspunkten ihrer Funktion als Sonanten und Konsonanten dargestellt waren (dazwischen eingeschoben war ein kurzer Abschnitt „Kontraktion von Vokalen in der Zeit der indogermanischen Urgemeinschaft"), ist in der neuen Auflage die folgende viel übersichtlichere und passendere Einteilung gewählt. Zuerst werden behandelt die einfachen silbischen (sonantischen) Vokale (S. 94—178 und Diphthonge, und zwar die kurzen S. 178—202 und langen S. 203—211. Darauf folgt ein umfangreiches Kapitel S. 212—256, welches den Titel führt: „Die einfachen silbischen Vokale und die Diphthonge in schwachtoniger Silbe im Armenischen, Italischen, Altirischen, Germanischen und Slavischen" und in höchst zweckmäfsiger Weise eine zusammenhängende Kategorie von Lauterscheinungen, die ihren Grund in der Schwach- oder Tieftonigkeit einer Silbe haben, auch in unmittelbarem Zusammenhange vorführt, während sie in der ersten Auflage unter den einzelnen Vokalen, mit denen ja auch die Diphthonge in eins zusammengefafst waren, ihre Erwähnung gefunden hatten. Den Schlufs dieses Hauptabschnittes (indogermanische Vokale) bildet das Kapitel „Die unsilbischen (konsonantischen) Vokale *i* und *u* S. 256—341 (111—164). Die noch folgenden Abschnitte decken sich mit denen der ersten Auflage: die sonantischen und konsonantischen Nasale S. 341—392 und 392—423 (164—192 und 192—209); die Liquidä als Konsonanten und Sonanten S. 423—451 und 451—482 (209—228 und 228—246); Vokalablaut S. 482—505 (246—261); die Verschlufslaute und zwar A. nach ihrer Artikulationsstelle: die labialen S. 506—521 (265—274); die dentalen S. 521—542 (274—289); die palatalen S. 542—569 (289—307), wobei zu bemerken ist, dafs S. 542—547 vom Wechsel der palatalen und velaren Verschlufslaute innerhalb derselben oder verschiedener indogermanischer Sprachen die Rede ist (S. 344—345 der ersten Auflage); die reinvelaren S. 569—586 und die labiovelaren S. 586—622 (307—345).

Nicht nur nach aufsen vermehrt und vervollständigt, sondern auch nach innen allseitig vertieft und vervollkommnet erscheint diese Neuauflage. Wer sie mit der ersten vergleicht, die allerdings an und für sich

wohl eine gröfsere That war, weil ja in ihr zum erstenmal seit Schleicher der erfolgreiche Versuch gewagt worden ist, eine zusammenfassende Darstellung unseres Gegenstandes zu geben, wird finden, dafs wohl nicht ein einziger Paragraph so geblieben ist, wie er in der ersten gelautet hat, so dafs man mit Recht das Buch als ein vollkommen nenes bezeichnen darf. Schon in der vorausgeschickten übersichtlichen Angabe des Inhalts habe ich die wesentlichsten Vermehrungen desselben hervorgehoben. Hier möchte ich nur noch beispielsweise hinweisen auf die wesentliche Verbesserung und Vervollständigung, welche gleich im Eingang des Buches die Übersichten der geschichtlichen Entwickelnng der einzelnen indogermanischen Sprachen erfahren haben, ferner auf die sehr dankenswerte Zusammenstellung von Charakteristica der einzelnen indogermanischen Sprachen, die in dieser Auflage nen dazu gekommen ist. Hinsichtlich des Vokalismus hebe ich hervor, dafs Brugmann nach den Darlegungen Bartholomaes in Bezzenbergers Beitr. XVII, 91 ff. als neuen urindog. Vokal å (und dessen Länge) eingeführt hat (S. 153 f.), d. i. der nicht mit *e* ablantende urindog. *o*-Vokal, „der im Armenischen als *a* und im Arischen in offener Silbe wahrscheinlich als *a* erscheint". Sicher hat die ursprüngliche Verschiedenheit der beiden urindog. *o*-Laute nur das Armenische festgehalten, welches den mit *e* ablantenden *o*-Vokal dnrch *o* wiedergiebt. Vgl. beispielsweise arm. *akn* „Ange", gr. *ὄσσε*, lat. *oculus*, mit arm. *acem*, gr. *ἄγω*, lat. *agō* u. s. w. (s. auch Hist. Gramm. d. lat. Sprache I, 361). Die gröfsten Veränderungen hat das Kapitel von dem Vokalablaut erfahren, da Brugmann jetzt das Osthoff-Hübschmannsche System vollkommen aufgegeben hat. „Denn", heifst es S. 484, „der Versuch, den ganzen urindog. Vokalismus auf eine bestimmte Anzahl von Grundvokalen zurückzuführen nnd alles ohne Ausnahme in einer bestimmten Anzahl von sogen. Ablantreihen unterznbringen, mufs von vornherein als hoffnungslos erscheinen." Dem entsprechend bietet B. jetzt nur „Beispiele vom urindog. Ablant nach den vier Gesichtspunkten: 1) Qualitativer Wechsel (z. B. gr. *κλέπτω κέκλοφε*), 2) Quantitativer Wechsel (z. B. gr. *μέδων μήδομαι*), 3) Qualitativ-quantitativer Wechsel (z. B. herakl. *Ϝι-κατί-πεδος*, dor. *πώς*), und 4) Wechsel nnter Beteiligung der dem sonantischen Element beigegebenen *i u*, Nasale und Liquidā, wobei also Fälle in Betracht kommen, wie gr. *οἶδα*, hom. *ἴδμεν*, dann solche von dem Schema *yx:xy*; dabei bezeichnet *y* einen Vokal von beliebiger Qualität und Quantität *x* die konsonantischen *i u*, Nasale, Liquidā, wie beispielsweise gr. *αὔξω*

neben *ἀ[Ϝ]έξω*, gr. *κῆρ* (aus **κηρδ*) neben ai. *śrad-dhá-* 'Vertrauen', lat. *crēdo* aus **crezdō*; endlich solche wie gr. *λύκος* neben ai. *vṛ́kas*. Die Deutung dieser mannigfaltigen Ablautserscheinungen kann keineswegs eine einheitliche sein, sondern beruht auf einer Reihe von Faktoren, die Br. in den § 540—549 zusammenstellt, die ich jedoch hier nicht ausdrücklich aufführe. Eine endgültige Lösung der Ablautsfrage, wenn sie überhaupt möglich ist, ist erst von einer vollständigen Sammlung des in Betracht kommenden Materials zu erhoffen, wie Br. S. 485 Fufsnote gewifs mit Recht hervorhebt. Man kann allerdings darauf gefafst sein, dafs gerade dieser Punkt von mancher Seite aufgegriffen werden wird, um daraus gegen die indog. Sprachwissenschaft Kapital zu schlagen. Doch darf getrost behauptet werden, dafs die in der Grammatik der indog. Einzelsprachen bis jetzt unter dem Kapitel „Vokalablaut" verzeichneten Erscheinungen durch Brugmanns neue Darstellung der Hauptsache nach keine wesentliche Verschiebung zu erfahren brauchen.

Es wäre ein Ding der Unmöglichkeit, auch nur annähernd all' das Neue zu verzeichnen, was in dieser neuen Auflage teils auf Grund der eigenen weitausreichenden Untersuchungen des Verfassers, teils mit gewissenhafter Benutzung der gesamten Forschungen auf dem Gebiete der indog. Sprachwissenschaft geboten ist. Der Brugmannsche Grundrifs wird auch in der zweiten Auflage, die wir als neues glänzendes Zeugnis der unermüdlichen Arbeits- und Schaffenskraft seines Verfassers, zugleich aber auch seines weittragenden und scharfen Blickes in alle Weiten und Tiefen unserer Wissenschaft und seines sichern und unparteiischen Urteils in den schier zahllosen Problemen und Streitfragen der Indogermanistik begrüfsen, wo möglich in noch höherem Grade, wie in der ersten, ein Markstein in der Geschichte der indogermanischen Sprachwissenschaft sein, als welchen ich ihn mit vollem Fug und Recht in der im Jahrgang 1887 Nr. 3 veröffentlichten Besprechung bezeichnet habe.

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

165) **Gymnasial-Bibliothek,** herausgeg. von **E. Pohlmey & H. Hoffmann.** Gütersloh, C. Bertelsmann, 1896/97. — 25. Heft: H. Willenbücher, Tiberius und die Verschwörung des Sejan. Mit einer Stammtafel. ℳ 0,80. 26. Heft: Richard Büttner, Der jüngere Scipio. Mit einem Plan von Karthago. ℳ 1,00.

Das erste dieser beiden Hefte kann als ein „Rettungs"versuch des Tiberius bezeichnet werden. Es sind unerfreuliche Zustände und Verhält-

nisse, die der Verfasser zu schildern unternommen hat, aber er versteht sie fesselnd darzustellen in einigen zum Teil wirklich packenden Bildern. Mehr Jahreszahlen zur Orientierung über das zeitliche Verhältnis einzelner Fakta zu einander wären entschieden, zumal für Schüler, wünschenswert. Das Bild des Tiberius wird übrigens dadurch nicht freundlicher, dafs die Entwickelung, die sein Charakter genommen hat, als durch die Verhältnisse einigermafsen entschuldbar gezeichnet wird. Auch der Livia ist entschieden zu sehr geschmeichelt. Aber immerhin berührt es wohlthuend, an den Personen dieser Zeit in dieser Schilderung auch diejenigen Züge in bessere Beleuchtung gerückt zu finden, die so gerne übersehen werden, wenn man nur das düstere, ja grausame Gesamtbild ins Auge fafst.

Weit fesselnder ist durch seinen Gegenstand das zweite Heft, das ein liebe- und verständnisvoll gezeichnetes Lebensbild des jüngeren Scipio entwirft. Hier hätte Ref. auch einen Stammbaum des durch die Adoptionen und die vielen gleichen Namen in den verwandten Familien nicht leicht zu übersehenden Hauses gerne gesehen. Der Plan von Karthago ist für den vorliegenden Zweck ganz ungenügend, schon wegen der eingesetzten modernen Namen, die im Texte nicht vorkommen, dann aber auch, weil er zu wenig Umgebung von Karthago bietet. Der Plan bei Perrot und Chipiez III 443 ist entschieden vorzuziehen. Ein nach diesem etwas vereinfachter Plan hätte bessere Dienste geleistet. Im übrigen wird zweifellos dieses Heft für Schüler ebenso viel Belehrung bieten als Anziehungskraft ausüben. Ein verunglückter Ausdruck steht S. 47: „Die Truppen wechselten einander ab."

Calw. **Weizsäcker.**

166) **Egidio Gorra, Morfologia italiana.** Milano, Ulrico Hoepli (Manuali Hoepli), 1895. VI u. 142 S. 12. Lire 1,50.

Die vorliegende historische Formenlehre des Italienischen, welche sich an die im Jahre 1886 von L. Stoppato veröffentlichte Lautlehre anschliefst, ist, wie alle Hoeplischen Handbücher, für praktische Zwecke bestimmt, und zwar soll sie insbesondere den Schülern der obersten Klasse des Liceo und den angehenden Studenten der litterarischen Fakultät als Leitfaden dienen. Der Verfasser hat sich im Hinblick auf diesen praktischen Zweck im wesentlichen darauf beschränkt, die moderne italienische Schriftsprache in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen; die Dia-

lekte werden nur da herücksichtigt, wo das Verständnis einzelner Spracherscheinnngen dadnrch hesonders gefördert wird. Wie es sich bei Gorra von vornherein erwarten läfst, sind die Ergehnisse der neuesten Forschung überall gewissenhaft verwertet; die Darstellung ist knapp, klar und übersichtlich, und trotz der Beschränktheit des Ranmes hleiht nichts Wichtiges unbesprochen. Von Einzelheiten, die hei der nächsten Auflage geändert werden möchten, sind dem Referenten nur die folgenden aufgefallen: Seite 12 müfste der Accusativ *lactem* (Belege bei Georges, Lexikon der latein. Wortformen) erwähnt werden; Seite 52 soll es natürlich *eccu(m)* + *istorum*, nicht *ecc(um)* + *istorum* heifsen; Seite 55 ist für *niente* (Ascoli: *nec* + *inde*) jetzt Körtings Etymologie *ne* + *gente(m)* (Ztschr. f. franz. Sprache und Litterat. XVIII, 274 ff.), für *cadauno* etc. die ebenfalls von Körting (Nengriech. u. Romanisch, Seite 94) vorgeschlagene Ableitnng von griech. *κάϑα* + *unus* vorzuziehen. Fraglich bleiht endlich unter allen Umständen die Gleichung *ciascuno* = *quisque* + *unus*.

Bremen. **F. Pabst.**

Vakanzen.

Bremen, Realsch. heim Doventhor (R. m. 7-j. Curs. ohne Lat.) Hülfsl. Math. u. Nat. 1800—2400 M. (später ev. feste Anstellnng). Dir. Dr. Buchenan.

Gladbach, G., drei Oberl., zwei Phil., 1 Math. Meld. his 1./11. Dir. Dr. Schweikert.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 30. Oktober. Nr. 22, Jahrgang 1897.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

167) **Lionel Horton-Smith, Ars tragica Sophoclea cum Shaksperiana comparata,** an essay on the tragic art of Sophocles and Shakspere. Cambridge, Macmillan and Bowes, 1896. XVII u. 146 S. gr. 8.

Eine eigentümliche Abhandlung diese Preisschrift der Universität Cambridge vom Jahre 1894, nach Form und Inhalt! Die Abhandlung selbst ist nämlich lateinisch geschrieben, wie es das Ausschreiben verlangte, aber alles andere: Vorrede, Inhaltsangabe, Überschriften der Kapitel, Anmerkungen und General-Index sind englisch, und der Inhalt ist weniger ein Vergleich, als vielmehr der Nachweis, dafs die beiden Dichter infolge der verschiedenen Zeiten und Verhältnisse, unter denen sie lebten, sehr verschieden waren, aber jeder in seiner Art das Höchste leistete.

Die Abhandlung ist gedankenreich und behandelt besonders in ihrer Darstellung der antiken Tragik alle einschlägigen Fragen. Sie zeugt von grofser Belesenheit des Verfassers, und wenn auch natürlich vor allem die englische Litteratur angezogen ist, so ist doch auch deutsche und französische berücksichtigt. Sie zerfällt in eine Einleitung und vier Kapitel

über die Tragödie nach Wesen und Form, über die Hauptverschiedenheiten zwischen den beiden Dichtern und ihre Ursachen, über den Aufbau einer Tragödie bei beiden und allgemeine Vergleiche mit Schlufs. Der Ansicht Doerpfelds, dafs die Schauspieler des 5. Jahrhunderts v. Chr. bei den Griechen in der Orchestra aufgetreten wären, hat Verf. sich nicht anschliefsen können. Er nennt sie *nondum satis probata* und stellt sich die Scene nach der älteren Ansicht lang und schmal vor. Doch dürfte er jetzt nach Veröffentlichung von Doerpfeld und Reisch, Das griechische Theater, Athen 1896, seinen Widerspruch wohl aufgehen. Wer Latein schreibt, mufs es sich gefallen lassen, korrigiert zu werden. Wenn es auch im ganzen gewandt und fliefsend geschrieben ist, so stören doch Einzelheiten, wie der fast regelmäfsige Konjunktiv von *possum* statt des Indikativs, wie Fehler gegen die Consecutio temporum, hier und da veraltete Orthographie, wie *coelum* und *moestus*.

Weifsenburg i. E. **Gerh. Heinr. Müller.**

168) **Callimachi hymni et epigrammata** iterum edidit Udalricus de **Wilamowitz**-Moellendorff. Berolini, apud Weidmannos, 1897. 68 S. 8. ℳ —. 80.

O. Schneider hat angenommen, dafs von dem in Konstantinopel befindlichen Archetypus aller Kallimachoshandschriften nur zwei Abschriften nach Italien gekommen seien, und hat die eine als apographum Aurispae (*A*, vertreten durch zwei Vaticani, einen Marcianus und einen Urbinas), die andere als apographum Philelphi bezeichnet. W. hat in der ersten Ausgabe (1882) den höheren Wert des apographum Philelphi (*E*) betont und für dieses aufser dem Parisinus *e*, einer Handschrift von geringerem Werte, und der eine Handschrift vertretenden editio princeps des Lascaris (*d*) zuerst den Estensis *q* verwertet. In der zweiten Ausgabe weist W. nach, dafs die Beziehung auf Aurispa und Philelphus unbegründet sei, und fügt für *E* hinzu einen von R. Wünsch kollationierten Matritensis *m* und einen von Nigra herangezogenen Parisinus *p*. Ferner konstruiert W. jetzt aus dem für ihn von Fredrich kollationierten Athous *r* und dem längst bekannten, aber verschmähten Ambrosianus *f* ein drittes apographum *F*, während er betreffs der von Schneider mit *G H I* bezeichneten und der Gruppe *E* zugewiesenen Handschriften zweifelt, ob sie kontaminiert sind oder ein viertes apographum vertreten. Aber die aus *F* zum Beweise der Vortrefflichkeit (S. 12 f.) angeführten Lesarten stehen aufser der

Nüance *διέβας* oder *διέβης* (6, 13) und der von W. nicht aufgenommenen Lesart *ἀλεείνῃ* (6, 22) sämtlich in *G H I*. Dafs der Athous dem 14. Jahrhundert angehöre, bezeichnet W. selbst als minder wahrscheinlich, dafs die dritte Abschrift noch im Orient genommen worden sei, als blofse Konjektur. Somit kann nach dem vorgelegten Material nur gesagt werden, dafs von Schneiders zweiter Gruppe eine Anzahl von Handschriften loszulösen und für die Rekonstruktion des Archetypus zu verwerten sei. Von diesen Handschriften ist vielleicht die vom Athos die beste; hätte W. über diesen Codex und vielleicht auch über die Vermutungen zu den wenigen Stellen, an denen die crux interpretum erscheint, in der Vorrede Genaueres mitgeteilt, so wäre es wohl auch von denen dankbar aufgenommen worden, die seiner einleitenden Bemerkung zustimmen: *si more saeculi pro philologia colerem mataeoponiam, cui deae paleis et scorea fit, ingentem rursus componerem librum, gloriarer numero codicum ad recensionem adhibitorum, stemmata necterem etiam editionum, artem typographi apices litterarum a librariis deformatos imitari iuberem, disceptarem quis quid primus secundus tertius vidisset praetervidisset grammaticorum.*

Der Text unterscheidet sich, von der Äufserlichkeit abgesehen, dafs statt des *iota subscriptum* das *iota adscriptum* angewendet ist, nur an wenigen Stellen von dem der ersten Ausgabe. Ein paar Konjekturen des Herausgebers oder anderer Gelehrter sind neu in den Text aufgenommen worden; in einer gröfseren Anzahl von Versen ist W. mit Recht zur handschriftlichen Lesart zurückgekehrt. Hierher rechne ich auch Stellen wie V, 61, wo jetzt die metrischen Zeichen für den in den Handschriften aus 63 wiederholten Halbvers eingesetzt sind, während früher eine Konjektur versucht wurde, und die Lücke V, 136. IV, 94 wollte W. wohl *τομώτερον* wieder in den Text setzen; es ist aber *τορώτερον* stehen geblieben, so dafs die adnotatio nicht stimmt. Ich erwähne gleich die aus der ersten Ausgabe übernommenen Fehler der adnotatio: V, 98 statt 78; bei ep. 43 gehört die zu 2 gegebene varia lectio teils zu 3, teils zu 4.

Auch in orthographischen Fragen hält sich W. an die Handschriften, welche die Diorthose des Sallust repräsentieren, mit der richtigen Bemerkung (S. 8): *Callimachus quidem neque vocabula distinxerat neque prosodiam legentibus praescripserat, quod utinam memoria tenerent critici. itaque nos in omni vocabulo scribendo grammaticorum doctrinam sectamur, quibus servire quidem ignavum est, sed eosdem deserere, ante-*

quam falsi damnati sint, parum cautum. Ferner von *ἱή* (welche Schreibung durch die etymologische Spielerei 2, 103 gestützt wird): *non concluderem ubivis ita pronuntiasse Callimachum: neque enim ea scribendi constantia, quae pueris nostris inculcatur nec tantum ludimagistris liberalis eruditionis summa videtur, Graecis tanto opere cordi erat. multoque minus nos nisi ipsis verba damus in omnibus Alexandrinorum usum definire possumus.*

Sonst erwähne ich aus der in markiger Kürze weitausgreifenden und tiefgehenden Vorrede, die auch (S. 6, Anm. 3) Winke für die Fragmentsammlung enthält, die Bemerkung (S. 15): *quid ... hymnis suis Callimachus efficere voluisset, quo tempore, quibus sacris singula carmina scripsisset, multi eruditissime simul et audacissime demonstratum ierunt de quibus rebus mihi quoque suavissimum esset disputare; habere me quae dicam sciunt qui scholis interfuerunt quibus artem Callimachi illustrare saepius conatus sum. quae ne perscriberem aut in publicum ederem aliis negotiis adhuc praepeditus sum neque quicquam promittere audeo.* Von den Epigrammen, für die W. den Palatinus der Anthologie eingesehen hat, hebe ich die ohne adnotatio gegebene Fassung des 11. (A. P. VII, 447) hervor: *Σύντομος ἦν ὁ ξεῖνος, ὃ καὶ στίχος οὐ μακρὰ λέξων | Θῆρις Ἀρισταίου Κρής' ἐπ' ἐμοὶ δολιχός.*

Radautz (Bukowina). **Wilh. Weinberger.**

169) **W. M. Lindsay, The Palatine text of Plautus.** Oxford and London, James Parker & Co., 1896. 20 S. 8.

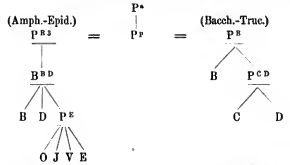
Lindsay geht von der Überlieferung der ersten 8 Stücke (Amph.-Epid.) in B*) aus und unterscheidet in B zwei verschiedene Arten von Korrekturen: solche, welche der Schreiber von B (B^1) gleich bei oder unmittelbar nach dem Abschreiben einer Seite gemacht habe (B^2) und solche, welche von der Hand des Korrektors auf Grund einer andern Handschrift vorgenommen seien (B^3). B^1 habe manches in seiner Vorlage nicht lesen können, habe für den Korrektor Platz zur Ausfüllung gelassen und auch am Rande durch d[eest] auf die Lücke aufmerksam gemacht. Die Kor-

*) Unerwähnt bleibt, welche Bedeutung für die Störung der alphabetischen Reihenfolge der Stücke und für die Zerlegung der 20 (21) Stücke in 2 Gruppen von 8 und 12 (13) Stücken die Verse Bacch. 214. 215 haben.

rekturen von B[3] sind dagegen teils gute Lesarten oder Personenbezeichnungen in Scenenüberschriften, die sich in keiner anderen Handschrift finden, teils stimmen sie mit Lesarten von D überein; daraus wird, da B und D aus derselben Handschrift (P^{BD}) abgeschrieben sind, mit Recht geschlossen, dafs das Original von P^{BD} eben auch die Handschrift sei, die B[3] zur Korrektur von B benutzte und die als P^{B3} bezeichnet werden kann. In P^{BD} hat D manches richtiger gelesen als B. Derselbe Korrektor, der die ersten 8 Stücke in B korrigiert hat, setzt seine Thätigkeit auch in einem Teil der 12 anderen Stücke fort, aber hier sind jene Korrekturen mit seltenen Ausnahmen, die als Konjekturen angesehen werden können, von geringer Bedeutung. Wie ist das zu erklären? Am wahrscheinlichsten daraus, dafs B in diesen Stücken aus der Handschrift abgeschrieben ist, die in den ersten 8 Stücken nur der Korrektor (B[3]) benutzt hat, sodafs das Original von B in den letzten 12 Stücken, P^{B}, = P^{B3} ist. Aus P^{B} ist auch das Original für C und D (P^{CD}) für die letzten 12 Stücke abgeleitet. Alle andern Handschriften enthalten nur die ersten 8 Stücke. Zu den schon bekannten Handschriften, V E J, fügt Lindsay noch 2 Blätter einer verlorenen Handschrift O, die zusammengebunden sind mit einer Handschrift der Ottohonianischen Sammlung des Vatikans, hinzu; sie enthalten capt. 400—555. Doch sind bekanntlich V E J nur von geringer Bedeutung, und von nicht gröfserer ist auch O. Immerhin beanspruchen sie einen selbständigen Wert, indem sie nicht von B oder D, sondern von einer verlorenen Schwesterhandschrift dieser, P^{E}, abgeleitet sind.

Von gröfserer Bedeutung ist der verlorene codex Turnebi F. Diese vortreffliche Handschrift überlieferte Wörter, die in B C D fehlen, sogar einen ganzen Vers, der in C D ausgelassen ist, und stimmt öfter mit A gegen die Palatini überein, noch öfter mit B gegen C D (Goetz und Loewe praefatio zum Poenulus). Trotzdem glaubt Lindsay ihn auf den Archetypus unserer Palatini, P^{a}, zurückführen zu können, nur sei er aus ihm zu einer Zeit abgeschrieben, wo P^{a} noch besser erhalten und lesbarer gewesen sei. Diese Annahme erscheint doch sehr gewagt, besonders angesichts der Stellen, in denen T gegen B C D mit A übereinstimmt, nur soviel steht fest, dafs er den Palatini nahe gestanden hat.

Schliefslich entwirft Lindsay ein Bild des in Majuskeln geschriebenen Archetypus der Palatini, soweit es sich aus ihnen erschliefsen läfst, und fafst das Resultat seiner Untersuchung in folgendem Stemma zusammen:



Öls i. Schles. **Leopold Reinhardt.**

170) **Publilii Syri sententiae** edited by **R. A. H. Bickford-Smith.** London, Clay & Sons; Leipzig, F. A. Brockhaus, 1895. LXIV u. 61 S. 8. geb. 5 sh.

Eine splendid ausgestattete Ausgabe, mit kritischem Apparat, der die Ansichten besonders der deutschen Gelehrten ausgiebig berücksichtigt, und Verzeichnis der antiken Anführungen einzelner Sentenzen, sowie mit einem erschöpfenden index verborum versehen! Man kann also wirklich mit dieser Ausgabe etwas anfangen, zumal die sehr ausführliche 'introduction' sich verbreitet über 1) des Autors Namen, 2) sein Leben und 3) hierfür die einschlägigen Stellen aus Cicero, Seneca, Plinius, Aulus Gellius, Macrobius, Hieronymus, Petronius und Salvianus beibringt. Daran schliefst sich eine Erörterung über den Mimus, die schulmäfsige Ausnutzung der Sentenzen bis in die moderne Zeit hinein und schliefslich über die Manuskripte und die Ausgaben, deren für die Zeit seit 1475 bis 1884 nicht weniger als 276 aufgeführt und charakterisiert werden. Der Herausgeber hat in der Vorrede die Freundlichkeit, die Verdienste gerade deutscher Forscher um die Textgestaltung des Autors rückhaltlos anzuerkennen.

Buchsweiler. **E. Grupe.**

171) **G. Körting, Geschichte des griechischen und römischen Theaters.** Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1897. IX und 381 S. gr. 8. ℳ 9.

Das Buch ist der erste Teil eines auf drei Bände berechneten Gesamtwerkes, welches den Titel führt: „Geschichte des Theaters in seinen

Beziehungen zur Entwickelung der dramatischen Dichtkunst"; es will also darlegen, wie Theater und Drama sich beständig gegenseitig beeinflufst haben, bald in fördernder, bald in hemmender Weise. Das Werk Körtings ist von der wissenschaftlichen Welt mit Spannung erwartet worden, und wenn mancher vielleicht hier und da wünschen möchte, dafs lieber erst noch weitere Resultate der Dörpfeldschen Forschungen hätten abgewartet werden sollen, so wird man doch auch den vorliegenden Band des Werkes mit Dank begrüfsen; denn eine erschöpfende und eingehende Behandlung des antiken Theaterwesens im Zusammenhange mit der Entwickelung der dramatischen Kunst füllt eine Lücke in unserer Litteratur aus. Körtings Buch ist für gelehrte Zwecke geschrieben und will allen Anforderungen in dieser Hinsicht genügen; der Verfasser hat es aber auch für nicht gelehrte Kreise verständlich gemacht, und wir glauben, dafs er sich dadurch nicht minder ein Verdienst um die klassischen Studien erworben hat. Er hat dies erreicht durch eine anmutende, in frischem Tone geschriebene Darstellung und sodann durch Beseitigung alles wissenschaftlichen Rüstzeuges, wie Erläuterungen, Quellennachweise, Untersuchungen, aus dem erzählenden Texte; auch wird der Leser nirgends unterbrochen durch Verweisung auf Anmerkungen. Das gesamte wissenschaftliche Material ist nämlich in einem besonderen Teile (von S. 277 an) zusammengestellt worden, und sehr zum Vorteil für alle Benutzer des Buches ist hierfür die tabellarische und lexikalische Form gewählt worden, eine Methode, der, wie Sittl kürzlich in dieser Zeitschrift bemerkte, die Zukunft gehört: A. chronologische Übersicht über die Geschichte des griechischen Theaters (von der Stiftung des tragischen Agons an den grofsen Dionysien, 534 v. Chr., bis zum Einfall der Barbaren in Athen, 267 n. Chr.); B. Übersicht über die Realien und Personalien des griechischen Theaters (wobei indessen zu beachten ist, dafs die in diesen beiden Abschnitten gemachten Angaben sich nur auf die Geschichte des Theaters, nicht auf die des Dramas beziehen, die letztere — und so auch die Biographie der dramatischen Dichter — nur insoweit berücksichtigt ist, als sie in unmittelbarer Beziehung zur Geschichte des Theaters steht); C. griechisch-deutsches Verzeichnis und D. deutsch-griechisches Verzeichnis einiger auf das Bühnenwesen bezüglicher Ausdrücke. In gleicher Weise folgen vier Abschnitte, das römische Theater betreffend, und schliefslich eine reichhaltige (alphabetische) Zusammenstellung bibliographischer Notizen zur Geschichte des antiken Theaters.

Die Einleitung (S. 1—74), die nicht allein auf das vorliegende Buch sich bezieht, sondern auf den Inhalt des gesamten Werkes vorbereitet, enthält eine Summe von treffenden allgemeinen Gedanken, die oft eine überraschende Gleichartigkeit moderner und antiker Anschauungen darthun. Interessant und lehrreich sind namentlich die Ausführungen über die Wahrscheinlichkeit in der Charakterzeichnung und über die Anforderungen an die dichterische Kunst, die sich aus den Fähigkeiten und den (berechtigten) Erwartungen des Zuschauers ergeben. Verfasser kommt bei seinen Darlegungen, die nicht eine Theorie das Dramas entwickeln wollen, zu dem Schlusse: die Ausstattung der Bühne bei einem Volke, die mafsgebende Sitte in dieser Beziehung ist stets von bedeutsamem Einflusse auf die Entwickelung nicht nur der mimischen Kunst, sondern auch der dramatischen Dichtung.

In dem Abschnitte „Das griechische Theater", der von S. 75—210 durchgeführt wird, geht Verfasser von dem Grundgedanken aus, dafs das griechische Theater und Drama, aus dem Dionysoskult erwachsen, stets den sakralen Charakter behalten hat. Dionysos ist der Gott der Zeugung, des ewigen Werdens; die Zeugung ist einmal ein geheimnisvoller, übersinnlicher Vorgang, dann aber auch höchste Bethätigung sinnlicher Lust. So erklärt es sich, dafs die Verehrung des Gottes der Zeugung ebenso in dem tiefen Ernst der Tragödie wie in der ausgelassenen Lustigkeit der Komödie Ausdruck findet. Aus der gleichen Ursache — weil eben die Natur des Theaters bei den Griechen stets religiös geblieben ist — wird auch die Erscheinung hergeleitet, dafs die griechischen Dramatiker sich geschichtlichen Stoffen gar nicht oder nur mit ganz vereinzelten Ausnahmen zugewandt haben. Auch die Schuld der Helden ist im wesentlichen eine theologische, nicht im weiten Sinne sittliche Frage.

Der Einwirkung des Theaters auf die Entwickelung des Dramas und umgekehrt dem Einflufs der dramatischen Dichtung auf die Entwickelung des Theaters und der mimischen Kunst werden besondere Kapitel gewidmet; doch da dies das eigentliche Thema des Buches ist, so bietet sich auch sonst dem Verfasser vielfach Gelegenheit, auf diese Wechselwirkung Rücksicht zu nehmen. Alle technischen und damit zusammenhängenden Fragen, über Theatergebäude, Schauspieler, Verwaltung, Zuschauer u. s. w., werden erschöpfend behandelt; einzelnes davon hat ja Verfasser selbst kürzlich in dieser Zeitschrift bei der Kritik von Bethes' „Prolegomena zur Geschichte des Theaters im Altertum" eingehend be-

gründet. Manche Erörterungen bringen auch für unser heutiges Theaterpublikum überaus beherzigenswerte Gedanken, z. B. über die Ausschliefsung der Frauen von der Bühne (wobei allerdings der Nachteil, der hieraus für die mimische Kunst erwuchs, betont wird, da die Alten von der gewaltigen Leistungsfähigkeit der Frau im schauspielerischen Fache keine Ahnung hatten).

Wenn wir noch hinzufügen, dafs in entsprechender Weise auch das römische Theater (von S. 211—276) behandelt wird (das freilich auf vielfach anderer Grundlage beruht als das griechische, denn das römische Publikum wollte nichts anderes als sich amüsieren), wenn wir nochmals betonen, dafs alle einschlägigen wissenschaftlichen Fragen erörtert werden, die Darstellung aber durchweg eine ebenso fesselnde wie verständliche ist, so brauchen wir nicht zu wiederholen, dafs Körtings Buch sowohl in gelehrten Kreisen die vollste Beachtung verdient, wie auch über diese hinaus Interesse und Verständnis für eine der wichtigsten Seiten der antiken Kultur wecken und fördern wird.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

172) E. Schwartz, Fünf Vorträge über den griechischen Roman. Berlin, G. Reimer, 1896. VI und 148 S. 8. ℳ 3.

In dem zur Besprechung vorliegenden Buche bietet E. Schwartz die im Freien deutschen Hochstift in Frankfurt a. M. am Anfang des vorigen Jahres gehaltenen Vorträge über den griechischen Roman dem gebildeten Publikum dar. Da Ref. die Benutzung der Schrift selbst nicht überflüssig machen möchte, beschränkte er sich darauf, den Gedankengang derselben in möglichster Kürze wiederzugeben.

Die Wurzeln des Romanhaften in der erzählenden Litteratur der Griechen, wie es durch die Begriffe *ψεῦδος* und *τερατολογία* gekennzeichnet wird, ruhen in dem Schiffermärchen, welches die von fernen Landen fabulierende Weise der kleinasiatischen Ionier erzeugte. Dadurch, dafs romanhafte Motive sich teils an heroische Personen, teils an gewöhnliche Menschen (Reisende, Kaufleute) ansetzten, entstanden der Reiseroman und der romanhafte Reisebericht. Die erstere Gattung ist charakterisiert durch die Irrfahrten des Odysseus, während die letztere in dem verloren gegangenen Epos von den Arimaspen, dessen Verfasser Aristeas von Prokonnesos ist, zum Ausdruck kam. Ionischen Ursprungs ist auch der mythologische Roman, dessen Eigenart am besten beleuchtet wird

durch die Methode, nach der Herodoros von Herakleia (um 420 v. Chr.) die Sagen von Herakles und den Argonauten bearbeitete. Im Zusammenhang mit der durch den Zusammenbruch des attischen Reiches herbeigeführten politischen Misere entwickelte sich der politische Roman, der den Boden für die politisch-ethische Utopie bereitete; nur eine derselben ist durch die Kraft ihres ethischen Idealismus erhalten, der platonische Staat. Der erbitterte Rivale Platons Antisthenes schuf, indem er die kynische Lehre vermittelst der Allegorie in den Homer und die Sage hineindeutete, den mythologisch-philosophischen Roman. In derselben Sphäre bewegte sich auch der Roman des Xenophon von der Gründung des persischen Reiches durch Kyros, die sogen. Kyrupaedie, welche unter anderm den Zweck verfolgte, die orientalische Geschichtsschreibung der Ionier nach der philosophischen Seite hin zu verbessern. Eine unglaubliche Menge neuer Anregungen wurde der Teratologie zugeführt, als Alexander der hellenischen Kultur den Osten erschlofs. In dieser Hinsicht ist epochemachend das mit orientalischem Lokalkolorit ausgestattete Geschichtswerk des knidischen Arztes Ktesias (um 390 v. Chr.). Einen philosophisch-historischen Roman machte aus den Thaten Alexanders der Kyniker Onesikritos aus Aigina, der den Kyrosroman des Xenophon nachahmte und in Alexander die Vereinigung der kynischen Idealgestalten Herakles und Kyros erblickte. Als geographisch-wissenschaftlichen Roman kann man den Reisebericht des Skylax von Karyanda (um 500 v. Chr.) bezeichnen, der im Auftrag des Dareios eine Fahrt den Indus hinab unternommen haben will. Das Wunderland für die griechische Phantasie war in der folgenden Zeit vor allem Indien. Während aber das Fabelbuch des Ktesias mehr dem Geschmacke der Gebildeten entgegenkam, begnügte sich das weniger gebildete, nach handfesten Wundern lüsterne Publikum mit dem Alexanderroman in Briefen, in dem es oft toll herging. Eine vornehmere Gattung ist der Reiseroman, der sich nach Alexander zu grofser Blüte entwickelt hat. Von dem Stoffe dieser Romane kann man sich eine Vorstellung bilden aus der karikierenden Parodie in Lucians „Wahrer Historie“, dem Urbilde der Münchhauseniade. Ein anderes romanhaftes Element führte Herakleides von Heraklea in die Litteratur ein durch seine an die Lehren des Pythagoras anklingenden Spukgeschichten, während Aristoxenos das Leben dieses Philosophen in Form eines Romans schrieb. Um die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts entstand auch der litteraturgeschichtlich-bio-

graphische Roman, durch Chamaeleon begründet, der allen Klatsch über die nationalen, allbekannten Dichter zusammensuchte. Im Schofse des Neupythagoreismus erwuchs die romanhafte Heiligenbiographie mit Apollonius von Tyana als Mittelpunkt, dem der Rhetor Philostratos (um 200 n. Chr.) eine Biographie widmete. Als Satire auf die pythagoreische Seelenwanderung ist der zwischen 100 und 150 (n. Chr.) entstandene Roman des afrikanischen Rhetors Apuleius anzusehen, der die Verwandlung des Lucius von Patrae in einen Esel und seine Entzauberung erzählt. Das aus Spukgeschichten und Pythagoraslegende im 2. Jahrhundert n. Chr. von Antonius Diogenes zusammengebraute Fabelbuch „Unglaubliche Historie von den Dingen jenseit Thule“ verbindet das erotische Element mit dem Reiseroman. Ein rhetorisches Gepräge trägt die alexandrinische Erotik, die im Schäferroman des Longus ihren würdigsten Repräsentanten aufweist. Die durch ihn geschaffene Kunstform (πάθος und τύχη) bildet die Grundlage des rhetorischen Romans der Kaiserzeit, in dem der unmittelbare Zusammenhang des Romans mit der Geschichtsschreibung klar vorliegt. Verfasser derartiger Romane, in die auch der Reiseroman und der Zauberroman sehr stark mit hineinspielen, sind Jamblichos der Ephesier Xenophon und Heliodoros.

Verfasser hat uns in seinen Vorträgen ein anziehendes, wohl komponiertes und reiches Bild dargeboten, welches man mit um so gröfserem Genufs lesen wird, da der Vortrag lebendig und vielfach durch künstlerische und litterarische Ausblicke gehoben ist, die, wie unter anderm der „dem alten Landsknecht und Abenteurer“ Xenophon gewidmete Abschnitt (S. 49—57), von gemütvoller Hingabe an die Sache zeugen.

Wernigerode a. H. **Max Hodermann.**

173) **F. Teichmüller, Grundbegriff und Gebrauch von auctor und auctoritas.** I. Teil. Auctor. Programm des Kgl Gymnasiums zu Wittstock. Nr. 89. 1897. 28 S. 4.

Die tüchtige Arbeit geht mit Recht von der seitens der neueren Fachetymologen allerdings nicht gebilligten Erklärung der Wörter *auctor* und *auctoritas* aus, wie sie Schoemann, Op. acad. 1834 III in einer denselben gewidmeten Abhandlung giebt. Danach ist *auctor* auf den Stamm von *aio* zurückzuführen und gewissermafsen als ein *aitor* zu betrachten; im älteren Latein mufs nach seiner Meinung mit Rücksicht auf das mit *aio* sinnverwandte *αὐχέω* ein *auio* oder *augo* angenommen werden; auch

leitet er das in der uns erhaltenen Sprache vorkommende *autumo* treffend von *auto* = *aito*, nicht, wie öfter geschehen, von *avis*, ab. Die meisten neueren Forscher halten dagegen irrtümlich noch immer *augeo* für das Stammwort von *auctor* oder bringen, wie L. Meyer in seiner Vergl. Gesch. 1861a, die ursprüngliche Wortform *aurctor* mit *ἔργον* zusammen oder meinen mit Ebel in K. Z. IV, dafs das Wort zwar stammverwandt mit *αὐχέω* sei, aber in keiner Beziehung zu *aio* stehe.

Obwohl nun Verf. die Schoemannsche Etymologie von *auctor* durchgängig billigt, weicht er dennoch in seiner Begriffsbestimmung des Wortes in zwei wesentlichen Punkten von ihm ab. Beide halten den *auctor* für den, der gut sagt, doch erklärt Teichmüller richtig die Schoemannschen Worte: *qui id dicit quod praestare velit ac possit*, die übrigens, wie er ebenfalls gesehen, deutlicher lauten würden: *qui aliquid praestare se velle ac posse dicit*, durch folgende geschickte Umschreibung: *qui aliquid ita dicit, ut se id praestare velle et posse declaret.* Schoemann würde demnach bei seiner Auffassung ein doppeltes Sagen im Auge haben, so dafs der *auctor* nach ihm durch das eine Sagen das Objekt bereitet und durch das andere für dasselbe gut sagt; erst auf Grund einer Erweiterung des Sprachgebrauchs, wobei, wie Verf. mit Recht bemerkt, die Beziehung des von Schoemann gebrauchten Wortes *nonnunquam* unklar bleibt, läfst der *auctor* bisweilen etwas anderes geschehen. Es ergiebt sich nun hieraus unbedingt, dafs Schoemann als erstes Geschäft des *auctor* die Bereitung seines Objekts durch Sprechen auffafst. Verf. hat dagegen sehr zahlreiche Fälle gefunden, in denen diese Auffassung für den *auctor* durchaus nicht pafst, da derselbe an den betreffenden Stellen sein Gutsagen auf bereits vorliegende Objekte bezieht. Während ferner Schoemann seine Erklärung auf die zweite Bedeutung des Wortes *aio* „behaupten", nicht auch auf die erste „bejahen" gründet, geht Teichmüller richtig von der zwischen beiden Begriffen liegenden Grundbedeutung „sich zu etwas bekennen" aus, so dafs nach seiner wohlbegründeten Ansicht *auctor* derjenige ist, welcher sich zu etwas bekennt und eben deshalb zugleich derjenige, für dessen Wesenheit es ohne Wert ist, ob seine Objekte von ihm selbst bereitet sind oder nicht. Auch ist des letzteren Behauptung, Schoemann stelle den *auctor* überall aufser in den oben angegebenen Worten *qui id dicit quod praestare velit ac possit*, wie ebenfalls in seinem Kommentar zu Cic., De Nat. Deor. I, 11, als G u t s e i e n d e n dar und gerate dadurch mit seiner eigenen Erklärung in Widerspruch, unbedingt richtig, da in

allen Fällen das **Gutsagen**, wie Verf. trefflich nachgewiesen hat, das eigentliche Geschäft des *auctor* ist.

Nach des Verf.s durchgehends auf richtig ausgewählten Ciceronianischen Beispielen beruhender Untersuchung steht nunmehr fest, dafs der *auctor* nach Ciceros und seiner Vorgänger Sprachgebrauch gutsagt I. für die Wahrheit und zwar 1. für die Wahrheit im gewöhnlichen Sinne des Wortes. 2. für das Rechtsein und zwar A. für das Rechtsein an sich, B. für die rechtliche Gültigkeit. 3. für die Echtheit. II. Für das Eigentum. III. Für das die Existenz und Anwesenheit des Objektes gewährleistende und die Sicherheit desselben verbürgende Repräsentiertsein. „Urheber" ist mithin durchaus nicht, wie bisher fast stets angenommen wurde, die Haupt- und Grundbedeutung von *auctor*.

Das angehängte, nach den Gebrauchsweisen geordnete Stellenverzeichnis erhöht die Brauchbarkeit und Übersichtlichkeit der Arbeit wesentlich. Da alle angezogenen Beispiele, wie bereits oben erwähnt, aus Cicero entlehnt sind, ist die Abhandlung auch als ein sehr beachtenswerter Beitrag zur Kenntnis des Ciceronianischen Sprachgebrauchs zu bezeichnen.

Im einzelnen bemerken wir noch Folgendes. S. 12 liest Verf. in der Stelle pro Mur. 3 mit leichter Umstellung richtig: *is potissimum, qui consul consulem declaravit;* H. R. 41 unter Bezugnahme auf Brut. 224 und Flacc. 53 schlägt er treffend *actor*, bez. *actorem*, dagegen Caecil. 65, De Orat. III, 214, Sest. 144 *auctorem*, bez. *auctores* vor und verbessert danach scharfsinnig Tac. Ann. II, 30 *auctori* für *actori publico;* De Orat. I, 198 streicht er in Übereinstimmung mit den meisten Herausgebern *auctore* neben *ingenio*, aber auch das überflüssige *qui* zwischen *praeterea* und *cum*.

Pinne. **Löschhorn.**

---

174) **Julius Lattmann, Geschichte der Methodik des lateinischen Elementarunterrichts seit der Reformation.** Eine spezialistische Ergänzung zur Geschichte der Pädagogik. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1896. VIII u. 462 S. 8. geh. ℳ 8.

In der Überzeugung, dafs für die methodische Technik des Unterrichtes die Kenntnis der Schulbücher von der gröfsten Wichtigkeit sei, entwirft der unermüdlich thätige Verfasser in seinem neuesten Werke zur Ergänzung des Ecksteinschen „Lat. Unterricht" ein Bild von dem Ent-

wickelungsgange der methodischen Praxis des elementaren Lateinunterrichtes seit der Reformation, indem er die bedeutsamsten Elementarbücher des Lat. nach ihrer ganzen Anlage und ihrem Ausbau genauer kennzeichnet. Beginnend mit Melanchthons Enchiridion, legt er das unterrichtliche Verfahren der Reformationszeit dar. Er führt weiter aus, wie das reformatorische kirchliche Element allmählich von dem formalistischen Humanismus, wenigstens teilweise, verdrängt wird; wie später Ratichius und Comenius durch ihre pädagogische Theorie die in Regelwerk erstarrte Praxis aufs nachhaltigste beeinflussen, wobei das Verdienst der neben und nach ihnen zum Besseren strebenden Methodiker, eines Joh. Rhenius und Christ. Speccius, ins rechte Licht gerückt wird. Der letztgenannte bezeichnet, so weist der Verf. nach, den Übergang zur Unterrichtsweise der neueren Zeit; sein Schulbuch „Praxis" wirkt, öfters bearbeitet, bis in unser Jahrhundert hinein fort. In Gegensatz zu der an Rhenius und Speccius anknüpfenden Halleschen Methode tritt gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts das Induktionsverfahren Joh. Matth. Gesners, „des Anfängers des neuhumanistischen Schulwesens in Deutschland". Zwischen seiner und der alten Lehrweise suchen dann andere Methodisten zu vermitteln. Aber die Zeit fordert dringlicher ihr Recht: die Bürger- oder Realschule für die nichtstudierende und die darauf aufgebaute Latein- oder Gelehrtenschule (Gymnasium) für die studierende Jugend. In eingehender Weise legt der Verf. demnach die Gestaltung des Lateinunterrichtes seit Chr. G. Heynes Schulordnung dar durch Ckarakteristik der Lehr- oder Lesebücher von Gedike, Werner, Bröder, Fr. Jacobs, Bonnell, Döring, Gröbel, der Methoden Hamiltons und Jacotots mit Interlinear- und Lateralversion u. s. f. bis zur neueren und neuesten Zeit, in der zwar wieder, besonders durch Kühner, die grammatistische Unterrichtsweise sich Geltung verschafft, aber auch hochbedeutsame Versuche im induktiven Verfahren sowie in der Verschmelzung der analytischen und synthetischen Methode gemacht werden. Zuletzt bespricht der Verf. die auch in der Dezember-Konferenz 1890 angeregten Bestrebungen, eine dem Bedürfnisse der neuen Zeit entsprechende Ordnung der Schulen zu finden, und schliefst mit einer genauen Darlegung und Empfehlung eines „die grammatische und natürliche Methode" vereinigenden „allgemeingültigen Lehrplans" und seiner nach demselben gearbeiteten Übungsbücher. Das Nähere über diese m. E. wichtigen, die Summe der didaktischen Erfahrungen eines langen und reichen Schullebens enthaltenden Erörterungen

sind in dem Werke Lattmanns selbst nachzulesen. Ich bemerke nur noch, dafs Lattmann den fremdsprachlichen Unterricht in Sexta mit dem Englischen beginnt und den Anfang des Lateinunterrichtes auf die Gymnasial-Quinta verlegt, also den höheren Schulen einen, wenngleich kleinen, gemeinsamen Unterbau giebt, und dafs er der lateintreibenden und der lateinlosen Schule „eine Gemeinsamkeit des Inhaltes des altsprachlichen Unterrichtes" dadurch verschaffen will, dafs die „Lateinlosen" durch Vermittelung des Deutschen ebensoviel Sachkenntnis vom Altertum gewinnen sollen als die Gymnasiasten durch den altsprachlichen Unterricht.

Wer den Verlauf des ewigen Kampfes zwischen induktiver und deduktiver Lehrweise, von denen doch weder die eine noch die andere jemals allein durchführbar war und ist, kennen lernen will, dem sei Lattmann als erfahrener Führer empfohlen.

Eupen. **W. Wartenberg.**

---

175) **Karl Reinhardt, Lateinische Satzlehre.** Berlin, Weidmann, 1896. VIII u. 197 S. 8. Preis: ℳ 2.40.

Der sogenannte „Frankfurter Lehrplan", nach welchem mit dem Französischen begonnen, und das Lateinische erst von Untertertia an gelehrt wird, erforderte selbstverständlich besondere Lehrbücher. Der französischen Satzlehre Banners folgte 1896 die vorliegende Satzlehre. Beide grammatischen Lehrbücher sind, indem sie im übrigen in engster Beziehung zu einander stehen, auf der Grundlage, die der deutsche Sprachunterricht an die Hand giebt, aufgebaut, auf der allgemeinen Satzlehre.

So können denn die beiden fremden Sprachen untereinander und miteinander zur Muttersprache in innige Wechselbeziehung gebracht werden. Jeder Einsichtige wird diesem Lehrgrundsatze seine Billigung nicht versagen können. Überall ist es also der Satz, um den sich alles dreht und gruppiert. Der Satz ist gleichsam der Mittelpunkt, von dem alle einzelnen Erscheinungen ausstrahlen. Die Hauptsätze sind in Behauptungs-, Frage- und Begehrungssätze eingeteilt. Die Nebensätze, bei denen übrigens vor allem das Verhältnis zum Hauptsatze gezeigt wird, werden ganz der deutschen Sprachlehre entsprechend, in: Subjekt-, Objekt-, Adverbial- und Attributivsätze gesondert. Die Tempus- und Moduslehre wird nicht, wie bisher, getrennt behandelt. Denn die Wahl der einzelnen Tempora und Modi richtet sich ja vernünftigerweise nach der Eigenart des betreffenden Satzes.

Was die Beispiele anlangt, so soll der Schüler in ihnen, wie der Herr Verfasser sagt, stets „einen alten Bekannten" erblicken. Sie sind deshalb teils dem an der Anstalt eingeführten Lesebuche von Wulff-Perthes, teils Cäsars gallischem Krieg entnommen; auch Livius, 21. und 23. Buch, Sallust, sowie die gelesensten Reden Ciceros sind als Fundstätten herangezogen.

Reinhardt giebt übrigens für die besondere Behandlung der Beispiele und der Regeln auf p. VII der Vorrede folgende Anleitung für den Lehrer. „Der Lehrer wird, bevor er an eine Regel herangeht, zunächst die Beispiele, soweit sie im Lesebuche und in der Lektüre bis dahin vorgekommen sind, aus dem Lateinischen ins Deutsche und umgekehrt übersetzen lassen. Diese Übung geschieht am besten mündlich, während der Schüler das Buch geschlossen hält. So wird aus dem bereits früher bekannt gewordenen Sprachstoff in gemeinsamer Arbeit die Regel entwickelt." Diese Satzlehre ist in gleicher Weise für Gymnasien wie für Realgymnasien bestimmt. Selbstredend wird man sich in den letzteren mannigfacher Einschränkungen des Lehrstoffes befleifsigen müssen. Man wird das in den Anmerkungen Gebotene wesentlich kürzen oder aber überschlagen. Auch scheint uns eine etwa sich regende Befürchtung, das Buch sei ausschliefslich für „Reformschulen" zu gebrauchen, grundlos zu sein. Denn der Verfasser hat in vielen Abschnitten, insbesondere auch bei der Lehre vom Gebrauche der einzelnen Kasus, dafür gesorgt, dafs der Unterschied zwischen seiner und der bisher üblichen Methode kein allzu starker werde.

Ein sorgfältig gearbeiteter Index ist dem Ganzen beigegeben. Druck und Ausstattung sind gut.

Homburg v. d. Höhe. **Wilh. Bauder.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 13. November. Nr. 23, Jahrgang 1897

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

176) **Adversaria in Aeschylum scripsit Fredericus H. M. Blaydes.** Halis Saxonum in orphanotrophei libraria, 1896. 356 S. 8. ℳ 8.

Der durch ähnliche Arbeiten für die Fragmente der griechischen Komiker und Tragiker bekannte Verfasser hat hier mit gröſstem Fleiſs eine gewaltige Menge von „Verbesserungen“ zu Äschylus gesammelt. Schon dieser Gedanke aber einer Konjekturensammlung läſst die Richtung des Verf., seine Freude an geistreicher Änderung, den Sinn für gelehrte Phantasieen erkennen. Und in der That, der hergebrachte philologische Radicalismus, der im Konjizieren lebt und webt und sich dabei gewiſs sehr wohl befindet, feiert in diesem Buche herrliche Feste. Man kann ganze Seiten lesen und findet mit Mühe eine Konjektur, die man kaltblütigerweise für geboten halten wird. Besonders ein rätselhafter Quidam (?„Qu.“) besitzt eine Pandorabüchse, die ganz unerschöpflich den Text mit einer erdrückenden Fülle von Konjekturen überschüttet. Leider war dem Verf. die Ausgabe der Choephoren von Wilamowitz, die uns persönlich

zwar noch immer nicht konservativ genug scheint (vgl. 94. 131. 227 ἰχν. 278. 285 u. s. w.), aber doch dem Übermaſs an Phantasie ein gewaltiges Halt geboten hat, noch nicht bekannt; sonst hätte er wohl sein Buch gar nicht oder anders geschrieben. Auch Verrall wird nicht benutzt.

Eine Verständigung ist unter diesen Umständen natürlich unmöglich und eine durchgehende Besprechung zwecklos; wir greifen nur einige Seiten der Choephoren heraus.

74 (Anhang) Qu. οὐκ ἂν καθαίροιεν; aber vorn: κλύσειαν ἄν. Franz. Recte. Idem et ipse conjeceram. — 94. 95. Wir übersetzen: „(Agamemnon) möge den diese Kränze Schickenden so vergelten, wie es die Menschen im Brauch haben, und mit einer Gabe, die dem Schlechten gleich ist"; wir halten an ἔστ᾽ ... τε fest. Dagegen bei dem Verf. steht ἴσ᾽ oder ἔσθλ oder εἶτ᾽; γε und καλῶν (statt κακῶν). Die Wahl steht frei. — 97 sagt ἐκχέουσα M., daſs sie abgewendet (στείχω πάλιν) ausgieſst; ἐκχέασα würde nur sagen, daſs sie sich abwendet, nachdem sie ausgegossen hat, worin doch nichts Unwürdiges läge. — 101 ἔχθος M. Legendum ἄχθος; νομίζομεν, leg. κομίζομεν. Dergleichen darf man wohl frivol nennen. — 124 ἐμοὶ *mendosum*. Wenn es aber von ἄρηξον abhängig ist? — 135 χρημ: Leg. δωμάτων! — ἐποικτείρειν steht 139, statt 130; γονίας 437, statt 1067; 327 und 329 steht dasselbe; ebenso 362 und 363. Auch dergleichen kommt also vor und trägt nicht zur leichten Benutzung des Buches bei. — 150 (χοὰς) κωκυτοῖς ἐπανθίζειν wird im Anhang fürchterlich hergenommen. — 204 μέγας πυθμὴν M. Qu. μέγ᾽ ἂν θέρος! — 269 wird die Trajektion oder Attraktion verkannt und μεγασθενοῦς geschrieben, statt ἧς. — 278 statt δύςφρόνων kurzweg: νερτέρων! — 305 fanden wir mit Bedauern und Vergnügen das εἰ δ᾽ ἐμὴ schon entdeckt. — Ebenso steht 699 Ἀρὰν als Ergänzung zu παροῦσαν, schon von Rogers erkannt.

Sept. 550 εἰ γὰρ τύχοιεν wird, trotz dem guten Nachsatz ἢ τἂν (οἱ πύργοι) ὀλοίατο einem wünschenden εἴθε gleichgestellt. — del. v. 804. Und doch ist dieses ἄνδρες auch gar dürftig. — 1047 διατετίμηται (= ist getadelt worden) Corruptum.

Suppl. 355 ναύουθ᾽ Wecklein. Sehr richtig. — Ebenso 784 ἄσφυκτον conj. Dohr.

Ag. 1172 erforderte 12 Zeilen Konjekturen; und doch scheint das ἐγὼ δὲ θερμόπνους τάχ᾽ ἐν πέδῳ παλῶ (= ἀσπαρῶ) so sinngemäſs und leicht.

Trotz der mafslosen Frende an Änderungen steht natürlich in dem Buche aufserordentlich viel Nützliches und Gutes; einem künftigen Herausgeber des Äschylus wird es unentbehrlich sein. Übrigens verspricht der Verfasser in der Vorrede, selbst demnächst eine neue Ausgabe der ganzen Orestie zu liefern.

Bern. **Karl Frey.**

177) **The Adelphoe of Terence,** with brief notes and stage directions by **William L. Cowles.** Boston, Newyork, Chicago: Leach Shewell and Sanborn, 1896. VII u. 73 S. kl. 8.

Die für Schulen bestimmte Ausgabe gehört in dieselbe Sammlung, aus der auf Seite 85 des laufenden Jahrganges dieser Zeitschrift Liv. I. kurz angezeigt ist. Eine kurze Einleitung giebt den Inhalt des Stückes in Umrissen, eine Skizze der Bühnenscenerie ist ihr hinzugefügt. Jeder Scene ist eine knappe Inhaltsangabe vorangeschickt, im Texte werden einzelne scenarische Bemerkungen eingeschaltet, in Fufsnoten zur Erleichterung des Verständnisses einfache und kurze Erklärungen gegeben, die fast durchweg nur ein einzelnes Wort in antiquarischer oder sonst sachlicher Hinsicht oder dem Zusammenhange nach erläutern sollen und im ganzen einen ziemlich elementaren Standpunkt der Leser voraussetzen. Im Anfange betrifft ein Teil dieser Anmerkungen Orthographisches; im Texte wird z. B. für *v* stets *u* geschrieben; der Herausgeber hat für nötig gehalten, in den Fufsnoten zu bemerken: *aduorsarios — adversarios, uitiauerit — vitiaverit.* Doch finden sich weiterhin auch einzelne Erläuterungen zu dem terenzischen Sprachgebrauch, z. B. *functus officiumst — fungor* governs the accusative in Terence. Dem Versändnis des Zusammenhanges dienen Erläuterungen namentlich bei hinweisenden Fürwörtern. Die Versaccente sind durchweg angegeben; angehängt ist eine Übersicht der im Stücke angewandten Metra. Dem Texte liegt Dziatzkos Ausgabe vom Jahre 1884 zugrunde.

Hanau. **O. Wackermann.**

178) **Cornelii Nepotis vitae excellentium imperatorum.** Für die Schüler der Quarta bearbeitet von **Fr. Holzweifsig.** Hannover, O. Goedel, 1897. ℳ 1. 60.

Dieses für die Quarta zusammengestellte Lesebuch ist wohl kaum noch als „Cornelius Nepos" zu bezeichnen. Der Text ist nach C. N. be-

arbeitet, enthält auch viele Stellen, welche unverändert übernommen sind, bietet aber im grofsen und ganzen eine selbständige, für die Quarta wohl geeignete Arbeit. Vorausgesetzt wird allerdings, dafs die Lektüre mit Miltiades anfängt, da die in die Lehraufgabe der Quarta gehörenden „Regeln erst allmählich im Texte verwendet werden, sodafs ein systematisch geregelter grammatischer Unterricht sich leicht an die Lesestücke anschliessen und seine Beispiele aus denselben nehmen kann". Aufgenommen sind die Vitae des Miltiades, Themistocles, Aristides, Pausanias, Cimon Perikles, Alcibiades, Thrasybulus, Agesilaus, Pelopidas, Epaminondas, um „eine griechische Geschichte von der Zeit der Perserkriege bis zum Tode des Epaminondas in Form von Einzelbiographieen zu geben". Angefügt sind Hamilkar und Hannibal. Die einzelnen gröfseren Abschnitte der Vitae sind durch vorgedruckte lateinische kurze Inhaltsangaben hervorgehoben. — Das beigegebene Wörterbuch ist gut und vollständig ausreichend, doch sind die Quantitätsbezeichnungen durchaus ungenügend, da sie bei dem einen Worte gegeben, bei dem andern ohne einen ersichtlichen Grund weggelassen sind.

Bückeburg. **E. Köhler.**

---

179) **L. Bergmüller, Über die Latinität der Briefe des L. Munatius Plancus an Cicero.** Erlangen und Leipzig, A. Deichert Nachf. (G. Böhme), 1897. X u. 102 S. gr. 8. ℳ 2.25.

Die elf Briefe des L. Munatius Plancus im zehnten Buche der unter Ciceros Namen gehenden Briefsammlung ad familiares haben infolge ihrer mannigfachen Eigentümlichkeiten gelegentlich zwar schon oft Beachtung gefunden, eine zusammenhängende Behandlung jedoch erst in den letzten Jahren: von Unterzeichnetem in den Programmschriften Bautzen 1894 und 1896 besonders nach ihrer Syntax, von Bergmüller hauptsächlich nach ihrer phraseologischen und rhetorischen Seite.

In der Einleitung behandelt Bergmüller in sachgemäfser Weise A. „Persönlichkeit und politisches Verhalten des Plancus", führt B. „Urteile über Pl." an und charakterisiert ihn, kennzeichnet C. die „Latinität der Briefe des Pl." zum voraus in ihren Grundzügen nach Stellung, Bildung und persönlichen Beziehungen des Verfassers

Die im I. Abschnitt gegebenen Ausführungen über Eigentümlichkeiten des Plancus in der Formenlehre enthalten mancherlei, z. B. Acc.

Plur. auf is, Schreibung der Adverbia „hoc, istoc, rusus", was wesentlich der Orthographie angehört, so dafs II. „Orthographisches" (S. 12—14) nur als minder wichtiger Nachtrag zu I. erscheint. Das S. 6 unter Konjugation aufgeführte durch Bedeutung und Verbindung bemerkenswerte Part. „expertus" wäre richtiger unter „habere" (V.) behandelt worden.

Unter III. „Wortbildung, Wortauswahl, Wortzusammensetzung" S. 15 bis 25 findet der mittlere Ausdruck begrifflich keine scharfe Abgrenzung. Unter dem ersten Titel wird nur „febricula" besprochen, an zweiter Stelle zumeist zusammengesetzte nomina actionis, so das von Pl. zuerst gebrauchte „exhortatio", zu dritt endlich aufser den volltönenden Incohativa „extimescere, exhorrescere, concupiscere" zwei neu erscheinende Composita „praecognoscere" und „diffiteri", welches letztere (8, 4) die gleiche Bildung und einen ähnlichen Sinn wie das gleich darauf folgende „dissimulare" aufweist, vgl. Cic. ad Att. 8, 1, 4.

Unter IV. „Einzelne Wörter" werden S. 25—45 bemerkenswerte Substantiva, Adjectiva, Verba und Adverbia behandelt. Es ist wohl zu viel behauptet, wenn es S. 26 heifst, „fides" und „fidelitas" seien „promiscue" gebraucht. Mit „fidelitas" wird die persönliche Eigenschaft treuer Ergebenheit bezeichnet 9, 3 und 17, 2, wo es den Satz volltönend abschliefst, das Verhältnis zwischen Personen aber, das auf Treu und Glauben beruht, heifst regelmäfsig „fides" in bestimmten Verbindungen: 15, 2 „fidem dedit", 21, 1 „f. habere", § 3 „f. solutam esse"; „fides" nähert sich der Bedeutung von „fidelitas" nur, wenn eine zweite Eigenschaft namhaft gemacht wird: 8, 6. 17, 3. 23, 4. Ebenso wenig wird das Adv. „fideliter" einem „tuto" gleichzusetzen sein (vgl. S. 44); es bedeutet vielmehr „sine perfidiae periculo" und soll die zuverlässige Ergebenheit der Vokontier hervorheben, vgl. b. G. 8, 46, 6, wo, ähnlich wie bei Pl. 8, 6, „fidelitas atque auxilia provinciae" gerühmt wird. Die Citate, an denen dieser und der folgende Abschnitt besonders reich sind, erweisen sich als zuverlässig; falsch abgeteilt sind die Zahlen S. 26, wo Plaut. Trin. 5, 2, 2 zu schreiben ist; S. 54 zu 8, 4 ist zu lesen Cic. fin. 3, 9, 32. Die vielfach falschen Citate in Georges Lex. „Cic." für „Planc." sind wohl durchweg als solche gekennzeichnet; dagegen ist trotz Verweisung auf Landgraf zu „novissime" S. 41 nicht erwähnt, dafs dies Wort in der Aufzählung (24, 2) von ihm übersehen ist, ein anderes Citat aus Landgr. S. 49 unten ist unvollständig und unklar.

Unter V. „Phraseologie“ S. 45—59 sind vorangestellt die Phrasen mit „habere, facere, esse“. In Verbindung mit „habere“ erhält „magnum casum“ 18, 3 eine andere Bedeutung als bei Caesar C. 3, 14, 3. Hier wie b. Gall. 6, 30, 2 ist der besondere günstige Einzelfall gemeint, bei Pl. hingegen bezeichnet das Wort allgemein die Möglichkeit des Fallens, vgl. „receptum habere“ 11, 2. Die Verbindung „sub signis habere“ erweist sich als ein für jene Zeit und später üblicher Ausdruck, wenn wir vergleichen Poll. F. 10, 33, 4 „habere — sub signis“, Suetou. Aug. 101 aus dem breviarium des Augustus „quantum militum sub signis ubique esset“, während nur Plaut. Ps. 2, 4, 71 „sub signis ducam“ notiert ist. Als Belegstelle zu „uno loco esse“ 23, 1 war S. 52 vor allem Att. 1, 16, 17, wo sich dieselbe Phrase in demselben Sinne findet, anzuführen, vgl. Att. 3, 20, 1. Dafs das Streben nach Abwechslung den Schriftsteller veranlafst hat 21, 6 „si occasio tulerit“ zu schreiben (vgl. S. 56 f.) lehrt ein Blick auf den Zusammenhang. In Verbindung mit „omnia integra“ wird S. 29 „sustinere“ 24, 3 als Ersatzwort für das mehrfach gebrauchte „servare“ bezeichnet, bei der ungewöhnlichen Phrase „memorem se alicui probare“ 24, 1 hingegen S. 58 trotz des gleichen Prädikativs nicht auf die gleiche Konstruktion von „praestare“ 11, 1 verwiesen. Dafs der Gebrauch des Prädikativs bei Pl. überhaupt ein freierer und ausgedehnterer ist als anderwärts, glaube ich Progr. 96 S. 10 f. nachgewiesen zu haben.

Abschnitt VI. (S. 59—69) ist mit Rücksicht darauf, dafs meine Schriften die Syntax des Pl. systematisch behandeln, betitelt „Zur Syntax“. Gleichwohl war unter „Ellipse des Subjekts“ als Seitenstück zu 24, 4 anzuführen 23, 6; denn wie dort „Caesarem“, so ist hier durch die gleiche Umschreibung mit „quod — attinet“ das sonst im Gegensatz zu dem vorangehenden „vos“ erforderliche (vgl. 8,5) „ego“ entbehrlich gemacht. Unter „Ellipse des Prädikats“ sind die zwei Stellen, wo „esse“ dem Part. fut. beigefügt ist, unter die übrigen, wo „esse“ fehlt, eingereiht, wodurch der darauf folgende Satz „Allen diesen Stellen mit Ellipse“ u. w. einen schiefen Sinn erhält. Dafs wir es 9, 3 mit Asyndeton explicativum zu thun haben (S. 67 f.) ergiebt am besten ein Vergleich mit der offenbar übersehenen ganz ähnlichen Stelle 21, 7; das Asyndeton adversativum bei „ipse“, wozu nur 15, 3 angeführt wird, ist die Regel; hingegen sehe ich 21, 1 weniger Asyndeton als Anaphora von „omnia“.

Unter VII. Stilistik (S. 69—91) wird zuerst die Wortstellung behandelt. Die harte Endstellung des Pronomens findet sich auch 9, 3 „concupisco autem nihil mihi"; unter den Stellen (S. 70), wo eine Zweideutigkeit des Pron. rel. durch den Satzton ausgeschlossen ist, war vor andern anzuführen 15, 4 „Bruti erit officium occurrere ei, cui"; 23, 5 verdient „eodem" als correlativum zu „quo" das Tonzeichen. Unter „Stellung der Apposition" hätte aufser 21, 7 Erwähnung verdient 21, 4 „milites — — viri boni". Das Nachstellen des Attributs 4, 1 „ne minimum quidem" wird verständlich durch den Gegensatz zu den folgenden Worten „sine maxima culpa", die also nicht unterdrückt werden durften auf S. 71. Daraus ergiebt sich auch, was von der sog. Antithese zwischen „nullum" und „maxima" 4, 1 auf S. 76 zu halten ist. Die bemerkenswerte Übereinstimmung in der Stellung der unter- und beiordnenden Konjunktionen: 4, 2 „si aut — aut si" (S. 73) und 17, 2 „quod et — et quod" (S. 82) ist nicht hervorgehoben. Unter „Überschwenglichkeiten" S. 79 hätte zu 24, 1 wohl Erwähnung verdient die auffallende Verbindung 11, 3 „omnia opsequia polliceor", die erläutert wird 15, 1 „obsequio — ad omnis res abuti", vgl. 21, 4 „hostibus — omnibus indicatis". Nicht abundant erscheint mir „ille — illum" (vgl. S. 81), hingegen vermisse ich eine Hinweisung auf das pleonastische „praesens" 21, 1 (vgl. Progr. 94 S. 34). Die S. 82 wegen ihrer Inkonzinnität angeführte Stelle 24, 6 zeigt auch sonst manches Auffallende, vgl. mein Progr. v. 96 S. 10 u. 31. Unter Allitteration ist S. 83 aus Brief 8 nur hervorgehoben § 4 „aucto cet.", unerwähnt ist geblieben die auf Cic. 5, 3 zurückweisende Allit. § 1 „et exspectationem et spem"; ferner haben gleichen Anlaut die betonten Adjektiva § 3 „et magni labores et multae impensae", „Bewufste Allitteration" weist A. Köhler (Archiv X. S. 281) nach in den Komparativen „tectius — tutiores", auf deren Chiasmus ich hingewiesen hatte Progr. 96 S. 22. Auf Vorliebe für Allitteration weist zuletzt auch die von Landgraf Unters. S. 46 hervorgehobene Klimax von „magnus", welche Pl. (8, 2 und 11, 3) mit Pollio (32, 1) teilt. Unter „Kürze des Ausdrucks" S. 90 wird nur von Auslassung von Pronomina gesprochen, obgleich die Briefe des Pl. hierin mancherlei Bemerkenswertes bieten, vgl. Progr. 96 S. 35.

Zuletzt folgt IX. „Zusammenfassende Übersicht über das Sprachmaterial der Plancusbriefe" S. 92—95. Nach dem früher Bemerkten erinnert „uno loco esse" weniger an Caesar als an Cicero und deutet „sub signis

habere" auf Pollio, der überhaupt manches Charakteristische mit Pl. teilt, so auch das adjektivische Pron. im Dativ: „ulli" 8, 1, „nulli" 31, 5, während das mit Caesar Gemeinsame vielfach durch die Verwandtschaft des behandelten Stoffes bedingt scheint. Ob „bimestris consulatus" 24, 6 und „hima legio" 24, 3, ein infolge seiner Stellung zwischen „veterana" und „tironum" durchaus unzweideutiger Ausdruck, mit Recht unter die vulgären Ausdrücke gestellt sind, scheint mir nach Sittls Ausführungen über Vulgärlatein (in den Verh. der 40. Vers. d. Ph. u. Sch. 89 S. 385 f.) fraglich. Dichterisches Kolorit erkenne ich hauptsächlich da an, wo Sachen wie Personen behandelt werden, vgl. ausser 4, 2 und 8, 5: 21, 7 und 18, 3. Der Übersicht über das Sprachmaterial des Pl. sollte sich eine Würdigung der Eigentümlichkeiten seines Stiles anschliefsen. So erscheint es mir bemerkenswert, dafs der Begriff eines Verbums sich nochmals in einem beigefügten Nomen ausprägt: 8, 3 „exitu praestare", 7, 2 „occupare possessionem laudis". Aufserdem zeigt sich die Vorliebe des Schriftstellers für volltönende Worte, wie auf dem Gebiete des Verbums in der oben erwähnten häufigen Verwendung zusammengesetzter Incohativa, so auch in der Häufung der Nomina, bes. mit der schweren Genetivendung: 8, 7 „ad societatem periculorum accedere", 8, 4 effectum consiliorum pervenire". Derartiges ist wohl hier und da angedeutet (vgl. S. 25) nicht aber einheitlich verarbeitet.

Wenn nun auch in manchen Punkten Ergänzung oder Berichtigung notwendig erschien, trotzdem die Untersuchung im Vorwort als ein fast „vollständiges Ganzes" angekündigt wird, so stehe ich doch nicht an, die Arbeit als eine sorgfältige, gründliche und auch reichhaltige zu bezeichnen. Bei der Menge der Teile, die mehrfach nicht scharf gegeneinander abgegrenzt sind (vgl. S. 12 u. 19), ist die dankenswerte Zugabe eines Index um so erwünschter.

Bautzen. **A. Rhodius.**

---

180) **Robert Pöhlmann, Aus Altertum und Gegenwart.** Gesammelte Abhandlungen. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, 1895. VI u. 406 S. 8. ℳ 7.

Aufsätze und Abhandlungen, welche in Zeitschriften zerstreut sind, laufen Gefahr, bald vergessen zu werden oder, wenn die betreffende Zeitschrift nicht immer leicht zugänglich ist, nicht in dem Mafse benutzt zu werden, wie sie verdienten. Es ist daher dankbar zu begrüfsen, dafs

Pöhlmann seine Abhandlungen geschichtlichen und wirtschaftsgeschichtlichen Inhaltes, die in „Sybels historischer Zeitschrift“, in der „Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“, im „Philologischen Anzeiger“, im „Deutschen Wochenblatt“, in der „Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“, in der „Aula“ und in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erschienen waren, in einem handlichen Bande gesammelt herausgegeben hat. Der Geist oder, wenn ich so sagen darf, die Tendenz, von der diese Arbeiten durchdrungen sind, dürfte den Lesern dieser Zeitschrift bekannt sein. Es ist jener wissenschaftliche Ernst, jene tief eindringende Forschung, die bei allem Eingehen aufs Einzelne die grofsen allgemeinen Gesichtspunkte nie aus dem Auge verliert, Vorzüge, wie ich sie an des Verfassers „Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus“ in dieser Rundschau 1895, Nr. 4, rühmend hervorgehoben habe. Wer Pöhlmanns Auffassung des Altertums in der Beziehung zur Gegenwart noch nicht kennt, wer also nicht weifs, wie der Verfasser den Gesamttitel dieses Bandes, „Aus Altertum und Gegenwart“ verstanden wissen will, wird darüber den besten Aufschlufs erhalten, wenn er den ersten Aufsatz dieser Sammlung, „Das klassische Altertum in seiner Bedeutung für die politische Erziehung des modernen Staatsbürgers“ liest. Seine Geschichtsauffassung verficht Pöhlmann auch im zweiten, „Zur Methodik der Geschichte des Altertums“ überschriebenen Aufsatze, in dessen erstem Teile er sich, wie mir scheint, mit vollem Rechte, hauptsächlich gegen die 1892 gehaltene Göttinger Festrede von U. v. Wilamowitz wendet, während er im zweiten Teile mit nicht weniger Berechtigung die von dem verhängnisvollen Begriffe der „Antiquitäten“ ausgehende Stoffverteilung in der Neubearbeitung von Paulys Realencyklopädie kritisiert. Der blofsen „Schematisierung des empirischen Lebens“, die keinen Sinn für Geschichte zeigt, stellt Pöhlmann die von den Prinzipien der modernen Geschichtswissenschaft durchdrungene Auffassung der gesamten antiken Welt gegenüber. Besonders beherzigenswert sind seine Ausführungen auf S. 30, 34, 40f., 44. Es ist überflüssig, näher darzulegen, wie Verfasser dank seiner umfassenden Kenntnis der Prinzipien der allgemeinen wirtschaftlichen und sozialen Entwickelung die Aufgaben, die er sich stellt, in geradezu musterhafter Weise löst; es genüge hier ein blofser Überblick über den Inhalt dieses Bandes.

Nachdem Pöhlmann in den ersten beiden Abhandlungen gleichsam die theoretische Grundlage für die universalhistorische Auffassung und

Methode, wie sie am Anfange unseres Jahrhunderts Niebuhr für die alte Geschichte begründete, skizziert hat, zeigt er in den folgenden Abhandlungen, wie er diese Prinzipien praktisch angewendet wissen möchte und selber anzuwenden versteht. Wie er sie gerne angewendet sähe, legt er dar in den eine hohe Auffassung vom Berufe des Historikers bekundenden Aufsätzen mehr kritischer Natur, Nr. IX—XII: „Zur Beurteilung Georg Grotes und seiner Griechischen Geschichte", „Zur Kritik von Mommsens Darstellung der römischen Kaiserzeit", „Rankes Weltgeschichte" und „Extreme bürgerlicher und sozialistischer Geschichtschreibung". Dafs Verfasser diese Methode selber meisterlich handhabt, wissen wir schon aus seinen früheren Arbeiten zur alten Geschichte, von dem trefflichen Schriftchen „Hellenische Anschauungen über den Zusammenhang zwischen Natur und Geschichte" (Leipzig 1879) an bis auf die umfangreiche „Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus", das zeigt er aber auch hier in der Behandlung verschiedenartiger Stoffe: „Zur geschichtlichen Beurteilung Homers", „Die Feldgemeinschaft bei Homer", „Aus dem hellenischen Mittelalter", „Das romantische Element im Kommunismus und Sozialismus der Griechen", „Die Entstehung des Cäsarismus" und „Die Wohnungsnot der antiken Grofsstädte". Diese Aufsätze sind hier nicht unverändert abgedruckt, sondern haben eine Reihe von Berichtigungen, Verbesserungen und Erweiterungen erfahren. Innerlich hängen die einzelnen Abhandlungen vielfach zusammen. „Es ist", um die eigenen Worte des Verfassers (Vorwort S. III) zu gebrauchen, „dieselbe Auffassung geschichtlichen Lebens, dieselbe methodische Behandlung des Thatsachenmateriales, die in allen in gleicher Weise zum Ausdruck kommt und der ganzen Sammlung ein einheitliches Gepräge giebt."

Leider ist der Druck, besonders im griechischen Texte, nicht sorgfältig genug überwacht. Für eine zweite Auflage, die man dem trefflichen Buche wünschen mufs, seien zum Schlufs hier eine Anzahl Korrekturen zusammengestellt. S. 19, Z. 9 l. den Umschlag. S. 56 sollte im ersten Satze der Ausdruck „an dieser Stätte", der wohl für Sybels Histor. Zeitschrift pafste, geändert werden. S. 117, A. 2 sind die richtigen Citate Thuk. I, 5, 3; III, 94, 4; S. 132, A. 2. Strabo XIV, 6, 5 = p. 953, 29 ff. M. Einige Rückverweisungen sind von der ersten Publikation her stehen geblieben; so sollte es S. 122, A. 3 heifsen S. 125 statt S. 19; S. 213 l. S. 205 f. statt S. 10 f.; S. 232, A. 1 l. S. 206 statt S. 11. Statt der Verweisung auf S. 166, A. 1, „Niese a. O." und auf S. 195,

A. 1, „Szanto a. a. O." sollte die Publikation selbst genannt sein, denn der Aufsatz von Niese ist, wenn ich richtig sehe, vorher nicht erwähnt worden, die Kritik von Szanto schon S. 21. Ferner ist zu lesen S. 150, Z. 23 Kapital, S. 154, A. 3 δυναμένους, S. 162, A. 3 Penelope, S. 163, A. 3 Ilias XI, S. 175, Z. 20 seinen, S. 182, A. 3 vom Gespann, S. 188, A. 1 Kontraktsverhältnisses, ebd. Etymologie, S. 208, Z. 22 Phantasie, S. 224, A. 2 ἐπιτήδεια, S. 226, A. 1 Λακωνικῆς, S. 227, Z. 14 Mit dem Verbot von Gold- und Silbergeld, S. 228, A. 4 Rohde, S. 229, A. 2 φιλοσοφοῦσαν, S. 235, A. 1 γεωργούντων, S. 239, A. 2 καθίστασαν, S. 239, A. 4 κατήσχυνε, S. 241, A. 1 Δικαίαρχος, S. 243, A. 3 B. Delbrück, S. 252, A. 1 δημοτικόν, S. 262, A. 1 εὖ ἔχει, S. 303, Z. 16 l. 46, 4, S. 324, Z. 4 Masse, S. 328, A. 3 Freeman, S. 341, Z. 11 bis, S. 350, S. 10 unberührt, S. 399, Z. 2 einer.

Es ist selbstverständlich, dafs dieser äufserliche Mangel dem inneren Werte der Sammlung keinen Eintrag thut. Ich wünsche ihr die zahlreichen dankbaren Leser, die sie verdient.

Frauenfeld. **Otto Schulthefs.**

181) **Émile Boutmy, Le Parthénon et le génie grec.** Paris, Armand Colin et Cie., 1897. 302 S. 12. 3 frcs. 50.

Die erste Bearbeitung dieses Buches ist schon 1870 erschienen und führte damals den Titel: Philosophie de l'architecture en Grèce. Der Verfasser sagt am Schlusse: Le Parthénon est un syllogisme de marbre; la fleure suprème de beauté y échappe seule à l'analyse; tous les effets de l'art, qui portent et soutiennent cette fleur, qui en sont comme la racine et la tige sont décomposables, c'est à dire intelligibles; on peut donc aisément y retrouver la trace de ces grandes causes et de ces grandes idées qui ont leur siège au plus profond de l'âme l'humaine; on peut en suivre l'opération non seulement dans les grandes dispositions monumentales mais jusque dans le plus humble détail. C'est ce que j'ai tenté, und darum habe er dem Werk den früheren Titel gegeben. Er habe aber diesen aufgegeben, weil er zu viel verspreche, ohne jedoch auf die Überzeugung zu verzichten, dafs der Parthenon eine ganze Psychologie enthalte und verberge. Hiernach kann man sich zwar ungefähr eine Vorstellung von der Art des Verfassers, aber kaum eine Vorstellung von dem Inhalt des ganzen Buches machen. Es behandelt zuerst das physische und moralische Milieu, dann das Ideal, hierauf die plastischen Prinzipien, und

endlich den Tempel selbst, nicht etwa den Parthenon speziell, sondern den Tempel im allgemeinen, das Ideal des Tempels, wie es im Parthenon am vollkommensten in die Wirklichkeit trete. Unter diesen Umständen scheint uns der frühere Titel weniger irreführend und bezeichnender als der neue; denn wer sich über den Parthenon des nähern unterrichten will, wird hier seine Rechnung nicht finden; wohl aber enthält das Buch manche feine Beobachtungen über das Wesen der griechischen Kunst und besonders der Tempelbaukunst, kann daher als Anregung zu weiterem Nachdenken über diesen Gegenstand empfohlen werden.

C. **P. W.**

182) **Oskar Haube, Die Epen der römischen Litteratur im Zeitalter der Republik.** Zweiter Teil. Schrimm, 1897. Progr. S. 3—11. 4.

Der erste Teil dieser Schrift (1895) handelte von den historischen Epen der römischen Republik; hier werden nun die Gedichte besprochen, die einen Gegenstand aus der Götter- und Heroensage darstellen, die „mythographischen" Epen. Sie nehmen den Stoff von den Griechen, weil die römische Mythenbildung von Kultus- und Staatszwecken so beeinflufst war, dafs sie sich nicht für künstlerische Gestaltung eignete. Das mythographische Epos, um 250 mit der Übersetzung der Odyssee durch Livius Andronicus beginnend, war weit mehr als das historische von griechischen Vorbildern abhängig und steht an Bedeutung und Wert hinter jenem zurück, da es nicht einem Bedürfnis des Volkes entsprach, wie etwa die Annalen des Ennius. Aus den dürftigen Resten und Nachrichten lassen sich zwei Gruppen unterscheiden, gröfsere Dichtungen, die eine gemeinsame Unternehmung mehrerer Helden erzählen, und kleinere Epen beschränkteren Inhalts. Die Argonautenfahrt erzählte das Hauptwerk der ganzen Gattung, die Argonautica des Varro Atacinus. Die Geschicke des Neleus und seiner Söhne stellte das Carmen Nelei dar. Die trojanischen Sagen wurden behandelt in der Ilias Cypria von Ninnius Crassus, der Ilias-Übersetzung des Cn. Matius und dem von Varro erwähnten Gedicht über Priamus. Epische Kleingemälde (nach Schanz „mythologische Epyllien") waren die Cybele des Caecilius, die Diana von Valerius Cato, der Glaucus des Cornificius, die Jo des Licinius Calvus, Catulls Epithalamium Pelei et Thetidos, die Smyrna von Helvius Cinna und die Ciris. Inbezug auf Ninnius folgt H. Bährens, ohne die Meinung von Schanz

I, 134, dafs Ninnius auch die Ilias übersetzte, zu erwähnen. Zu den kurzen Angaben der Litteraturgeschichten bietet er einige hübsche Ausführungen. Seite 7 wird ein Epos „des Trojaniers Agias von Trozen“ erwähnt; man setze: „des Trözeniers Agias“.

Burgdorf. **F. Luterbacher.**

183) **Albin Schaaf, Die Kunstausdrücke im Unterrichte in den klassischen Sprachen.** 1. Teil. Programm des Kgl. Dom-Gymnasiums zu Magdeburg. Nr. 245. 1897. 34 S. 4.

Die sehr gediegene Abhandlung gewinnt namentlich dadurch an Wert, dafs sie nicht nur eine Forderung von hervorragender pädagogischer Bedeutung ausspricht, sondern auch die Art und Weise charakterisiert, wie diese Forderung erfüllt werden kann. Verf., der die gesamte neuere, die Methodik des lateinischen Unterrichts betreffende Litteratur vollständig beherrscht und mit richtigem kritischem Blick benutzt hat, geht von der Thatsache aus, dafs die meisten unserer überkommenen grammatischen Termini technici von den Schülern bei der ersten Durchnahme der Regeln nicht verstanden und auch später nur gedankenlos hingenommen zu werden pflegen, also für den Unterricht fast ganz überflüssig sind. Dabei behauptet Verf. nicht, dafs die Termini ganz und gar entbehrlich wären, zumal ohne Zweifel durch passende, möglichst kurze Kunstausdrücke die Aufstellung von Regeln erleichtert wird, insbesondere aber fordert er in Übereinstimmung mit dem von J. H. Schmalz auf der fünften badischen Direktorenkonferenz 1890 ausgesprochenen Verlangen (vgl. Z. f. Gw. 1896, S. 293) eine einheitliche Terminologie für den gesamten sprachlichen Unterricht. Er meint mit Recht, dafs sich bei noch ausgedehnterer Anwendung der deutschen Sprache im Unterricht, als sie selbst jetzt noch meist üblich ist, recht wohl gute deutsche Formen für die alten Termini technici finden lassen, zumal unsere neueren Grammatiken bereits hinter den lateinischen oder griechischen Kunstausdrücken fast durchgängig Übersetzungen oder Erklärungen derselben geben und auch die Lehrpläne von 1891/92 dieses Verfahren entschieden nahe legen.

Die vorliegende Arbeit zerfällt in zwei Abschnitte. Im ersten, der vorwiegend pädagogisch geschichtlicher Art ist, werden hauptsächlich die einschlägigen Schriften von W. Schrader, Erziehungs- und Unterrichtslehre; A. Baumeister, Handb. d. Erziehungs- und Unterrichtslehre für h. Sch. 1895, Bd. III, Lateinisch von P. Dettweiler; L. Jeep, Zur Gesch.

der Lehre von den Redeteilen bei den lat. Grammatikern. 1893; die interessanten Arbeiten von O. Seiffert (Lauban), namentlich: Der Einflufs der formal-sprachlichen Bildung auf das menschliche Denken. Lauban 1893; J. J. Bäbler, Beiträge zu einer Geschichte der lat. Grammatik im Mittelalter. 1885 u. a. benutzt und wird auf diesen Grundlagen die oben angegebene Forderung begründet. Der zweite, grammatische Abschnitt will und hat teilweise schon nachgewiesen, dafs viele der üblichen grammatischen Kunstausdrücke nicht einmal klassisch sind, und giebt zu diesem Zwecke die Grundlagen für die Terminologie des mittelalterlichen Schulunterrichts hauptsächlich nach Priscian (besonders nach dem sogenannten Priscianus maior), in zweiter Linie nach Donat (namentlich nach seiner De partibus orationis ars minor), in dritter Linie nach den anderen, von Jeep behandelten Grammatikern Charisius, Dositheus, Excerpta Bobiensia, Diomedes, Consentius, Probus, Marius Victorinus, Maximus Victorinus u. a. in sehr geschickter, übersichtlicher Weise wieder. Recht gut ist vor allem die S. 14—20 gegebene Charakteristik aller von den Zeiten des Mittelalters bis auf unsere Tage gebrauchten lateinischen und griechischen Grammatiken.

Die Arbeit verdient unbedingt die beste Empfehlung und weiteste Beachtung.

Wollstein. **Löschhorn.**

---

184) **Wilhelm Bauder, Wie lehren wir die elementare griechische Syntax im Anschlufs an die Lektüre?** Programm des Progymn. und der Realsch. in Homburg v. d. Höhe. 1897. 11 S. 4.

Der Verfasser zeigt in ansprechender Weise, dafs auch bei der induktiven Methode auf dem Boden der Lehrpläne von 1891 eine würdige und nutzbringende Behandlung der griechischen Syntax möglich sei. Wenn auch die früher übliche Behandlung der Syntax nicht so zu verwerfen ist, wie es von manchen Heifsspornen — besonders bei neueren Sprachen — geschieht, da ein gut beanlagter Schüler dabei weniger Mühe hat als bei der Entwickelung einer Regel aus so und so vielen Beispielen, so ist bei dem Zurücktreten der Übersetzung ins Griechische die Anlehnung an die Lektüre beim Erlernen der Syntax doch das Natürlichste. Die von dem Verf. gegebene Entwickelung einer systematischen Behandlung der Kasuslehre ist praktisch und die Musterbeispiele für die Genera verbi, die Modi,

den Infinitiv, das Partizipium, die vor der systematischen Behandlung einzuprägen sind, gut ausgewählt. **h.**

---

185) **H. Begemann, Bemerkungen zu altsprachlichen Lehrbüchern.** (Progr. des Gymnas. zu Neu-Ruppin 1897.) Berlin, Ferd. Dümmler, 1897. 24 S. 4. ℳ 1.

Die Bemerkungen beziehen sich besonders auf die Terminologie der in dem Gymnasium gebrauchten Lehrbücher: Richter, Lat. Lesebuch, VI, V, IV, Ellendt-Seyffert, Lat. Grammatik, v. Bamberg, Griechische Schulgrammatik. Es ist in der That auffallend, welche Ungenauigkeit und wie grofse Ungleichmäfsigkeit in der Behandlung der termini herrscht: Adverbia neben dem Dativ Adverbien, Plural neben Pluralis, Genetiv Sing. neben Akkusativ Singularis und Nominativus Singularis und Dativ des Singularis, bald deutsche, bald lateinische Lettern. Konsequent gleiche Bezeichnung ist für den Schüler eine kleine Erleichterung, wenn es auch kein Kapitalverbrechen ist, die Endungen einmal abzuwerfen, und z. B. wie vielfach üblich oder üblich gewesen, Accusativ cum Infinitiv statt Accusativus cum Infinitivo zu sagen, — bei der Häufigkeit des Vorkommens im Unterricht wäre eine noch gröfsere Abkürzung eigentlich zu empfehlen. — Auch von der Terminologie abgesehen, findet sich in Lehrbüchern, die viele Auflagen erlebt haben, noch geradezu Wunderbares in Regeln und Definitionen, ein Glück, dafs nicht alles, selbst in kurzgefafsten Grammatiken, gelesen und gelernt zu werden braucht. Die Definition des Attributs ist z. B. bei Ellendt-Seyffert § 98 ungeheuerlich — ich glaube, viele Lehrer haben sie glücklicherweise nicht gelesen —, und die völlig dispositionslose Gliederung des Abschnittes über den Gebrauch der Modi in Haupt- und Nebensätzen hat sich, obwohl schon früher gerügt, lustig weiter geerbt.

Für Lehrer der alten Sprachen, besonders für Herausgeber neuer Auflagen oder neuer Schulbücher ist die Abhandlung B.s sehr beachtenswert. **h.**

---

186) **Kübler, Lateinischer Unterricht im Übergang von Sexta nach Quinta.** Abhandlung zum Jahresbericht des Kaiser Wilhelms-Gymnasiums in Berlin. Berlin, Wiegandt & Grieben, 1895. 18 S. 4.

Küblers Verdienste um die Methodik des lateinischen Elementarunterrichtes sind bekannt. Diese Abhandlung betont die Notwendigkeit des

planmäfsigen Vokabellernens in den ersten Jahren des lateinischen Unterrichtes, namentlich mufs auf Aneignung eines „eisernen Bestandes“ der gebräuchlichsten Wörter hingearbeitet werden. Nach unserer Ansicht ist dies auch schon seit Erscheinen der preufsischen Lehrpläne in den meisten Lehrbüchern geschehen. Kübler behandelt eingehender den Umfang der Vokabeln, die auf den einzelnen Stufen des Elementarunterrichtes gelernt werden sollen, und giebt eine Anzahl Mustersätze, an welche dann deutsche Übungsstücke mehr oder weniger eng angelehnt sind. Diese Mustersätze beruhen gröfstenteils auf Cicero. — Die ins Einzelne gehende planmäfsige Sorgfalt der gegebenen Proben und der daran angeschlossenen Übersetzungsübungen ist sehr anzuerkennen, doch dürfte es unmöglich sein, ein Lehrbuch für Quinta in der angegebenen Weise auszuarbeiten. Auch halten wir es nicht für zweckmäfsig, den Quintanern schon fast ausschliefslich Extrakt von gedankenreichen Sätzen vorzulegen, billigen vielmehr die Forderung der Lehrpläne, mythologisch-geschichtlichen Lesestoff zu bieten. Immerhin ist das Verfahren Küblers bei Verbindung und Erweiterung des Lehrstoffes der Sexta und Quinta für alle Verfasser von Lehrbüchern bzw. Lehrer, welche ihre Extemporalien an die Lektüre anschliefsen wollen, sehr beherzigenswert.

Arnstadt. **B. Grosse.**

Vakanzen.

Aachen, K. W. Gymnasium. Zwei Oberlehrerst. N. E. Curatorium.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 27. November. Nr. 24, Jahrgang 1897.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

187) **Platons Phädon, Klassiker-Ausgaben der griechischen Philosophie. II.** Von **J. Stender.** Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1897. 182 S. 8. ℳ 1.50.

Ob ein philosophisches Werk wie Phädon sich zur Lektüre im Gymnasium eignet, ist eine Frage, die Rezensent nicht einfach verneinen, noch weniger freilich unbedingt bejahen möchte: mit einer gut geschulten Oberprima, die sich zugleich über das Durchschnittsmaſs geistiger Regsamkeit und Reife erhebt, mag der Versuch gelingen. Aber jedenfalls darf dieser Versuch nicht durch Komplikation mit einer anderen Aufgabe erschwert werden, wie es der Verfasser thut, indem er die ganze empirische Psychologie in seinen Kommentar hereinzieht. Selbst wenn die Lösung der Doppelaufgabe für möglich gehalten wird, müſste doch gegen die Verwendung des Phädon als einer Art psychologischen Leitfadens Einsprache erhoben werden; denn so gewiſs es zu einer richtigen Lektüre der Schriften des klassischen Altertums gehört, daſs überall, wo es ungesucht geschehen kann, auf das hingewiesen wird, was vom Altertum in unserer Kultur und unserer Art zu fühlen und zu denken fortlebt, so gewiſs wird innerliches Verständnis und Genuſs eines Geisteswerks dem Schüler in dem Maſs ver-

kümmert, als es einem aufser ihm liegenden Unterrichtszweck dienen mufs; wichtiger als die mancherlei Forderungen, die schon im Namen der Konzentration des Interesses erhoben worden sind, ist für die Lektüre die eine, dafs die Schrift, die der Schüler erst kennen lernen soll, nicht unter einem ihr fremden oder doch nebensächlichen Gesichtspunkt betrachtet werde. Wie gefährlich das für die Erklärung des Schriftstellers ist, sieht man z. B. S. 103/4, wo der Satz des Platon, dafs die Sinne uns täuschen, zum Ausgangspunkt einer Auseinandersetznng über das Zustandekommen unserer Sinnesempfindungen gemacht, hinsichtlich seiner gennin platonischen Bedeutnng aber nur flüchtig und unvollständig durch den Hinweis auf die Verschiedenheit der Erkenntnisobjekte erläutert wird. Zumal Philosophie in einem erklärenden Kommentar nebenher bieten zu wollen hat seine besonderen Schwierigkeiten; denn die Philosophie des Erklärers deckt sich doch nicht ohne weiteres mit der des Lehrers. So wird S. 96 die Frage der „gemischten Gefühle" in Zusammenhang mit dem „Gemeingefühl" gebracht, mit dem sie doch eigentlich überhanpt nichts zn thun hat; die Wehmut wird dort als in einem schnellen Wechsel von Affekten = Gemütserschütterungen bestehend, die Frage, ob es gemischte Gefühle im strengen Sinn des Wortes gebe, als noch unerledigt bezeichnet. Das letztere mag ja insofern objektiv richtig sein, als es wohl überhaupt kaum eine philosophische Frage giebt, über die alle, die mitsprechen, einig wären; aber wie soll sich zu dieser Bemerkung der Lehrer stellen, der im guten Glauben, dafs es gemischte Gefühle gebe, diesen Begriff verwendet hat, um seinen Schülern den Blick für die eigenartige Schönheit, Wahrheit und Tiefe des homerischen *δακρυόεν γελάσασα* zu erschliefsen, oder der ihnen vielleicht eben bei dieser homerischen Stelle die Wehmut als seelischen Zustand des annähernden Gleichgewichtes zwischen Freude nud Trauer, also als das Gegenteil eines Wechsels zwischen Gemütserschütterungen, verständlich zu machen gesucht hat? Dem Eindruck, dafs Platon selbst 59 A den Zustand einer wirklichen Mischnng und zwar hier allerdings von Gemütserschütterungen habe schildern wollen, wird man sich aus sprachlichen und sachlichen Gründen kaum entziehen können, trotz des Wechsels von Lachen und Weinen, von dem er berichtet; denn dieser Wechsel ist nicht der Gemütszustand selbst, sondern nur eine Form, in der sich der eigenartige Gemütszustand äufsert. Unbedingt zur Polemik genötigt ist der Lehrer durch die Entgegensetzung von göttlichem und „moralischem Recht" und der Gleichsetzung des letzteren mit den mensch-

lichen *νόμοι*, den Satzungen des positiven Rechtes (S. 97/98). Überrascht ist man, wenn S. 173 auch für die Lehre vom Wesen des Bewufstseins eine Phädonstelle citiert wird, und enttäuscht, wenn man die citierte Stelle (78 C) liest; denn hier ist ganz allgemein von dem *ἀσύνθετον* die Rede, das *ὡσαύτως ἀεὶ ἔχει κατὰ ταὐτά* (z. B. *αὐτὸ τὸ καλόν*), und auch was von 79 an über die Verwandtschaft der *ψυχή* mit diesem *ἀσύνθετον* kommt, hat doch mit der Frage nach dem Wesen des Bewufstseins kaum etwas zu thun. Mit einem Wort: über dem, was Platon leisten soll, aber gar nicht leisten wollte, kommt das, was er uns wirklich giebt, zu kurz, das Bild des Philosophen, der im Sterben bewährt, dafs sein ganzes Leben eine *μελέτη θανάτου* gewesen ist. Hier wäre wirklich „weniger mehr" gewesen; und das ist um so mehr zu bedauern, als die Textbehandlung und die philosophische Seite des Kommentars alles Lob verdienen. Dieses soll durch die folgenden Bemerkungen nicht eingeschränkt werden. Kap. 58—61 sind weggelassen; sie sind ja entbehrlich, aber Schüler, mit denen man den übrigen Phädon lesen kann, kommen bei richtiger Anleitung wohl auch mit den inhaltlichen Schwierigkeiten dieser Kapitel zurecht, deren erstes durch die originelle Anwendung des Gesetzes der Trägheit, die es bringt, den Denker Platon von einer häufig übersehenen, aber sehr wesentlichen Seite kennen lehrt. Die Bemerkungen „*μῦθος* oder *λόγος*=Fabel" (S. 95) und „der *λόγος* ist dem Philosophen, der *μῦθος* dem Dichter eigen" (S. 97) sollten miteinander ausgeglichen sein durch die Unterscheidung zwischen der weiteren und engeren Bedeutung von *λόγος*. Die Bemerkung zu Fabel (S. 95) — „Äsop, La Fontaine, Gellert, Lessing. Fabel, Parabel, Paramythie, Allegorie" — ist in dieser Form irreführend.

Cannstatt. **Th. Klett.**

188) **Ciceros Rede für Sextus Roscius aus Ameria.** Für den Schulgebrauch erklärt von **G. Landgraf.** 3. Aufl. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1896. 8. ℳ 1.

Eine bewährte Schulausgabe erscheint hier in dritter Auflage. Schon diese Thatsache spricht dafür, dafs sie den Bedürfnissen des Unterrichts entgegenkommt und als gutes Hilfsmittel bei der Lektüre zu verwenden ist. Der Verfasser hat auch in der neuen Bearbeitung überall die bessernde Hand angelegt und durch Zusätze einerseits, Kürzungen andererseits Vollkommeneres zu erreichen sich bemüht. Für eine hoffentlich recht bald nötig werdende vierte Auflage möchte Ref. auf einige Punkte hinweisen,

die zu beobachten er bei dem Gebrauche des Buches Gelegenheit gehabt hat.

In erheblichem Maſse bedarf meines Erachtens die Zahl der Citate und Hinweise der Verminderung. Ein Beispiel statt vieler. Der Schüler soll in den acht Zeilen des ersten Paragraphen sechs zur Vergleichung herangezogene andere Stellen der Rede nachsehen: zu *homines nobilissimi* § 15, zu *sedeant* § 59 und Bem. zu § 12, zu *aetate* Einl. S. 1, zu *novus* § 82, zu *defendi* § 8. Es kann kaum zweifelhaft sein, daſs unter unseren heutigen Schulverhältnissen von den Schülern der Sekunda keine fünf Prozent sich der nicht unbedeutenden Mühe unterziehen, diese Stellen nachzusehen und erst Text, dann Kommentar nachzulesen. Und ich fürchte, auch diese fünf Prozent werden in ihrem Eifer bald nachlassen. Denn ist das wirklich Erleichterung und Unterstützung, welche dem Schüler gegeben wird, wenn man ihm zumutet, eine ganz unverhältnismäſsig groſse Zeit in dieser Weise aufzuwenden? Und was erfährt er, das sein Verständnis fördert? Aus § 15 dieselbe Thatsache, die ihm die Bemerkung zu *sedeant* § 1 schon gab. In § 59 findet er auch nichts anderes, als „*in hisce subselliis*" und den Hinweis auf § 1 und § 12. In § 12 giebt ihm der Kommentar ausführlicher dasselbe, was in den Worten „gemeint sind die Rechtsbeistände u. s. w." gesagt ist. In Einleitung S. 1 das Alter Ciceros. § 52 wird ihm nur bestätigt, was der Kommentar zu „*novus*" an unserer Stelle sagt. Das in § 8 Gesagte endlich ist höchstens geeignet, ihn irrezuführen und ihm eine falsche Übersetzung an die Hand zu geben. Ich würde vorschlagen, sämtliche Hinweise fortzulassen, statt dessen das in § 12 Ausgeführte schon an dieser Stelle zu *sedeant* zu bringen, bei *aetate* hinzuzufügen „Cicero war erst 27 Jahre alt", zu *novus, defendere, credo* die deutsche Bedeutung bzw. Übersetzung anzugeben. — Auſser den Parallelstellen aus der Rede selbst finden sich noch Hinweise auf Cic. Invent. I, § 20; Phil. II, 70; Liv. XXI, 21, 3. Was gewinnt der Schüler aus diesen Bemerkungen? Ist ein Untersekundaner imstande, sich aus der citierten Stelle Invent. I, 20 eine Ansicht über die genera der Rede zu bilden? Soll ihm die Anmerkung überhaupt nützen und etwas bedeuten, so muſs doch der Lehrer das Beste thun und in ausführlichster Weise ihm sowohl die Sache an sich als auch die einzelnen Ausdrücke (*honestum — obscurum*) erklären. Fraglich ist es nur, einmal, ob das der Zweck der Lektüre, und zweitens, ob dazu Zeit ist. Aber wozu dann überhaupt die Bemerkung in einem Kommentar für Schüler? Dasselbe gilt für das zu „*con-*

flatam" Gesagte. Es würde zu weit führen, wollte Ref. auch nur einigermafsen erschöpfend die hierher gehörigen Abschnitte des Kommentars anführen; erwähnt seien noch die Bemerkungen zu § 2 *quid ergo*, § 7 *resistatis*, § 8 *homines sicarios*, § 8 *ornati auctique*, § 39 *cupiditas*, § 43 *quid ais* (wo gar Plautus herangezogen wird), § 58 *mehercule*, § 123 *coepere* (wo ohne weitere Erklärung nur gesagt wird: vgl. Div. II, 13) u. s. w.

Neben dieser Art Bemerkungen finden sich eine Menge, die über Grammatik oder Stilistik Auskunft geben. Aus der grofsen Fülle solcher seien nur wenige angeführt: § 2 *praereptam velim*, bei welcher Gelegenheit der Sprachgebrauch Ciceros mit dem Cäsars und Sallusts verglichen wird; § 2 *si quis horum* etc; § 3 *tametsi non modo* etc.; hier sind noch dazu sachliche Erklärungen und stilistische Beobachtungen miteinander vermengt unter Heranziehung von drei Parallelstellen. § 4 *verum*, wo in acht Zeilen über die kräftigere und vollere Ausdrucksweise Ciceros in dieser Rede gesprochen wird; § 8 *quidquam aliud causae*, die Worte bieten Gelegenheit, den Unterschied von *quis*, *aliquis*, *quispiam*, *quisquam*, *ullus* auseinanderzusetzen; § 33 *nisi* = aufser; § 36 *exstinguere atque opprimere*; § 49 Erklärung des formelhaften *quid censes*; § 50 *ne tu* u. s. w. Abgesehen von vereinzelten Ausnahmen haben auch die Auseinandersetzungen dieser Art heutzutage in einem Schülerkommentar keine Berechtigung mehr. Man ist sich doch einig darüber, dafs die Lektüre anderen Zwecken dienen soll, und diese kommen nicht genügend zu ihrem Rechte, wenn diese breite Hereinziehung grammatischer und stilistischer Beobachtungen für Lehrer und Schüler verpflichtend sein sollte. Wenn derartige Dinge bei Gelegenheit herangezogen werden sollen, so ist es doch jedenfalls richtiger, ihre Auswahl dem Lehrer zu überlassen. In gröfserer Menge in den Kommentar gebracht, können sie dem Schüler keine Ermunterung und kein Hilfsmittel für das eigene Verständnis sein.

Etwa von der Mitte der Rede an ist Verf. auch sparsamer mit grammatischen Bemerkungen geworden und berücksichtigt viel mehr das, was Hauptzweck einer Ausgabe für Schüler sein mufs. Der Zusammenhang und der Fortschritt der Gedanken wird klar gemacht durch ausführliche Darlegungen, und oft wird Anleitung für eine gute Übertragung in die Muttersprache gegeben; z. B. § 77 zu *sectari*, § 73 zu *decedere* — *concedere*, § 79 *ab hoc crimen resilire*, § 80 *occiderentur*, § 91 zu *studio*,

§ 106 *colere atque observare*, § 122 *non in omnes arbitror omnia convenire*. Die Zahl derselben könnte noch erheblich vermehrt werden, und wenn auch nicht immer geradezu die Übersetzung geboten zu werden braucht, es kann doch, indem der Sinn einer schwierigeren Stelle verständlich gemacht wird, zugleich in diesen Worten dem Schüler Anleitung gegeben werden, den Ausdruck für die gute deutsche Übersetzung selbst zu finden, in der Weise etwa, wie es Menge in seinem vortrefflichen Kommentar zum Bellum civile durchgeführt hat. Diese Art von Anmerkungen ist zugleich geeignet, den Gebrauch von Übersetzungen zu erschweren und einzuschränken, dadurch, dafs der Schüler angehalten wird, die Übersetzung herzustellen auf Grund und an der Hand der im Kommentar gegebenen Anleitung.

In den Kommentar eingeschoben ist die Disposition der Rede, nicht immer gleichmäfsig nach Kapiteln oder Paragraphen gekennzeichnet und nicht immer durch den Druck hervorgehoben. Gelegentlich freilich vermifst man auch die Weiterführung der Teilung. Es heifst:

Kap. 1—5 Exordium,
Kap. 6—10 Narratio,
§ 27—82 I. Hauptteil.

Abgesehen davon, dafs es nicht sehr praktisch ist, von der Bezeichnung nach Kapiteln zu derjenigen nach Paragraphen überzugehen, so ist der Inhalt von Kap. 11 (§ 29/31 bis § 32) nur nebenbei Anfang Kap. 11 im Kommentar gegeben. Über Kap. 12 findet der Schüler nichts. Dann heifst es wieder Kap. 14 (§ 39): Hier beginnt der sogen. Wahrscheinlichkeitsbeweis u. s. w.; ebenso nebenbei § 52: Übergang zum 2. Punkte des Probabile ex causa; Kap. 27: Mit *esto* = εἶεν „gut“, in der Form der Concessio, geht Cicero von dem Probabile ex vita und ex causa zu den näheren Umständen der That, den Argumenta und Signa im engeren Sinne über. Vorzuziehen wäre es, wenn die Disposition, zusammenhängend und gut übersichtlich bis ins Detail auseinandergelegt, dem Kommentar vorgedruckt würde. Nur so bekommt der Schüler wirklich die Übersicht über den Gang der Beweisführung.

Die Ausstattung ist, wie stets bei den Ausgaben der Gothana, gut. Druckfehler sind Ref. nicht aufgefallen.

Bremen. **Braun.**

189) **Ernest Arthur Gardner, A handbook of greek sculpture.** Part II. London, Macmillan & Co., 1897. Mit Abb. 56—128. XVI u. 267—552 S. 8. geb.

Der günstige Eindruck, welchen der erste Teil machte, ist durch den zweiten, wenn möglich, verstärkt. Der Verf. bekundet ein selbstständiges klares Urteil und scheidet sorgfältig zwischen dem, was sicher oder so ziemlich fest steht, und den mehr oder minder wahrscheinlichen Hypothesen. Dies giebt seinem Handbuch zumal jetzt besonderen Wert, wo die Lernenden, wie man beobachten kann, durch die Abweichungen der Ansichten leicht in Verwirrung kommen.

Seine vernünftige Selbständigkeit sei an einem allgemein interessierenden Fall gezeigt. Von den Niobiden heifst es S. 421: „Plinius sagt, dafs es zu seiner Zeit eine Streitfrage war, ob die Gruppe Skopas oder Praxiteles zuzuschreiben sei. Der Wert einer solchen Aufstellung kann nach dem Gewicht abgeschätzt werden, das wir heutzutage einer ähnlichen Aufstellung beilegen würden, wenn ein Sammler uns erzählte, dafs er weit weg von hier einige Kunstwerke entdeckt habe, die entweder von Raphael oder von Lionardo sein sollten; er wisse nicht, welcher von beiden es sei. Es ist unglaublich, dafs auf der Basis einer solchen Autorität viele Archäologen ihre Diskussion darauf beschränkten, die Ansprüche des Skopas und Praxiteles auf die Urheberschaft dieser Statuen abzuwägen, ohne nur eine andere Möglichkeit in Betracht zu ziehen." Sogar der Dornauszieher ist nicht bestimmt eingereiht (vgl. S. 490 A. 2) und bezüglich der „praxitelischen" Reliefs von Mantineia ein vorsichtiger Ausdruck gewählt und auch der bei Pausanias vorliegende Widerspruch nicht verschwiegen (S. 366). Auffallen mufs jedoch, dafs die Skulpturen Damophons aus Lykosura in das vierte Jahrhundert gesetzt werden (S. 399 ff.), indes wird auch hier das Für und Wider erörtert.

Indem wir dem Wunsche Ausdruck geben, dafs dieses nützliche Handbuch ins Deutsche übersetzt werde, notieren wir ein paar Einzelheiten. S. 291, 1: Zu den Stühlen in der Prozession des Parthenonfrieses sind die Votivfiguren von Frauen (Priesterinnen), welche einen Stuhl auf dem Kopfe tragen (διφροφόροι), zu vergleichen, weil sie die liturgische Bedeutung darthun. S. 302 ff. (Athenarelief Fig. 70): Es will uns nicht antik erscheinen, dafs Athena in Trauer um einen Helden versunken sei. Sie betrachtet einfach ein staatliches Denkmal in der Stellung, wie z. B. Herakles im pergamenischen Fries den kleinen Telephos beschaut. S. 308:

Wenn Alkamenes' Stellung zu Phidias nicht ganz klar ist, so dürfte es sich empfehlen, ihn nicht ohne weiteres unter die Schüler zu versetzen. S. 312: Quintilians ästhetischer Begriff „pondus" wird mit „nobility of conception" übersetzt. Dies kann leicht mifsverstanden werden; der Rhetor meint den imposanten Charakter der Erscheinung. S. 371: Der Vers des Ovid, Metam. 8, 808 hat mit der Kunst nichts zu thun, sondern bezeichnet die schon von Hesiod (s. die Erklärer zu Erga 497) beobachtete pathologische Erscheinung, dafs bei andauerndem Hungern die Gelenke schwellen; warum werden nicht die schlanken, grobknochigen Gestalten des 15. Jahrhunderts verglichen?

Die Abbildungen haben die Vorzüge der Autotypie, aber auch zum Teil die Mängel des kleinen Formates. Die schräge Aufnahme des Perikles Fig. 72 giebt dem noch sehr schlichten Bildwerke einen schroffen Ausdruck, der von vorne nicht zu sehen ist. Das Londoner Porträt Alexanders Fig. 107 gehört schon zu den mehr „schönen" als charakteristischen Bildern des Eroberers.

Würzburg. **Sittl.**

190) **H. F. Tozer, A History of ancient Geographie.** With maps. Cambridge, at the university press, 1897. London, Clay & Sons; Leipzig, F. A. Brockhaus. (Cambridge Geographical series. General editor: F. H. H. Guillemard, formerly lecturer in Geography in the university of Cambridge.) XVI und 387 S. 8. geb. 13 sh. 6.

Das Buch macht von vornherein einen günstigen Eindruck durch die sauber gearbeiteten Kartenbeilagen. Diese vergegenwärtigen die Verbreitung der griechischen Kolonieen, die Weltkarte nach Herodot, die Marschrichtung der Zehntausend unter Xenophon, die Züge Alexanders des Grofsen, die Weltkarte nach Strabo, den periplus des Erythräischen Meeres mit den Küstenstationen der Fahrt nach Indien, das Strafsennetz des römischen Reiches, die Weltkarte nach Ptolemäus, endlich die Küsten der britischen Inseln nach demselben Geographen. Dem entspricht der Text, der mit den Seefahrten der Phöniker anhebt, dann die Geographie des Homerischen Zeitalters, die griechische Kolonisationsthätigkeit, die ersten geographischen Spekulationen, Hecatäus und Herodot behandelt. Es folgen die Expeditionen vor der Zeit Alexanders, Alexanders des Grofsen und der Diadochen, die Reise des Pytheas, die wissenschaftliche Thätigkeit der Alexandriner, Polybius und die Römer, das Werk des Strabo, die Fortschritte der geo-

graphischen Erkenntnis von der Zeit des Augustus bis zu der Traians (einschliefslich). Neben den Strafsen wird der „limes" gewürdigt. Ein interessantes Kapitel ist der Wertschätzung des Gebirges im Altertum gewidmet: den Bergbesteigungen, Äufserungen des Naturgefühls, Benutzung der Höhen zur Signalgebung. Neben Ptolemäus wird sein Vorgänger Marinus von Tyrus und sein späterer Zeitgenosse Pausanias der Perieget behandelt; über letzteren werden neben englischen Forschern auch die neuesten deutschen Werke angeführt, über die Zuverlässigkeit der Angaben des Pausanias z. B. inbezug auf Mykenä und Megalopolis ein günstiges Urteil gefällt.

Im allgemeinen ein wohlansgetragenes Buch. Wir heben das Kapitel über Herodot besonders hervor, die Ausdehnung seiner Reisen, seinen geographischen Gesichtskreis, seine Mifsverständnisse, seine Kenntnis von Europa, Asien, Afrika, Ägypten, Küsten und Binnenland, mit guten Beobachtungen über das Einzelne. Dabei werden auch die Pygmäen Innerafrikas in Erwägung gezogen, ohne dafs hierbei auf die neuere Litteratur darüber eingegangen wird; während sonst neben dem überall zu Grunde gelegten Bunbury besonders Berger und Kiepert fleifsig herangezogen sind. Zudem findet man durchgehends viel englische Reiselitteratur, die bei uns weniger beachtet wird, citiert, so z. B. V. M. Yorke, A Journey in the Valley of the Upper Euphrates in dem „Geographical Journal", vol. 8 (1896), wo nicht unwichtige Notizen über das römische Verteidigungssystem in diesen Gegenden sich finden; so dafs das vorliegende Buch zwar zunächst als belehrende Lektüre für Studierende und das weitere Publikum, nicht für Gelehrte geschrieben ist, diese aber gleichwol darin mancherlei finden werden, was der weltherrschende Brite praktischer beurteilt, als unsere mehr pedantische Schulweisheit zu thun gewohnt ist.

Prag. **J. Jung.**

---

191) **Raimund Oehler, Der letzte Feldzug des Barkiden Hasdrubal und die Schlacht am Metaurus.** Berliner Studien für klassische Philologie und Archäologie, Neue Folge, II, 2. Mit Beiträgen von F. Hultsch und V. Pittaluga, einem Plane der Schlacht und einer Übersichtskarte. Berlin, S. Calvary, 1897. 82 S. 8. ℳ 3.

Oehler ist schon lange mit mühsamen Studien für einen topographisch-historischen Atlas zum zweiten punischen Krieg beschäftigt. Als Vor-

arbeiten zu diesem erschienen 1891 — 1893 in Fleckeisens Jahrbüchern seine Aufsätze über Sagunt und über die Häfen von Karthago. Mit dem Hauptmann Pittaluga, der über diesen Gegenstand eine Studie veröffentlicht hatte, durchwanderte er Ende Februar 1896 die Umgebung der Mündungen des Metauro und Cesano, um den Ort festzustellen, wo Hasdrubal umkam. Sie sind darin übereingekommen, dafs dies der Hügel von S. Augelo sei, 7 km von der Mündung des Metauro, südlich vom Flufs.

Von dieser Überzeugung ausgehend übt Oehler zunächst Kritik an den bisher über den Ort dieser Schlacht vorgebrachten Ansichten, namentlich von Frédéric-Guillaume 1812, Camillo Marcolini 1866 und F. Tarducci 1888. Darauf berührt er die Frage nach den Quellen; er beleuchtet und unterstützt die Meinung Hesselbarths, dafs die bei Polyb und Livius vorliegenden Nachrichten über Hasdrubals Zug durch Italien und sein Ende aus Fabius Pictor stammen.

„Die Alpen scheint Hasdrubal auf demselben Wege wie Hannibal überschritten zu haben, wohl über den Mont Cenis.“ Der Prätor L. Porcius Licinus (nicht Licinius!) erschwerte seinen Vormarsch, vermochte aber nicht, ihn aufzuhalten. Das Heer Hasdrubals wird S. 37 u. 70 zu klein angenommen gegenüber Liv. 27, 49, 6—9. Dafs der Konsul Livius ihm spät entgegenzog, weil er sein Heer möglichst verstärkte (Kap. 38, 7 f.), wird einfach als falsch erklärt und gegen Livius' Bericht angenommen, er habe Hilfe von Nero erwartet und sei nur, um diesem den Weg abzukürzen, nicht über Sena hinaus nach Norden vorgerückt. Ausführlich wird „die fabelhafte Geschichte von Hasdrubals Depesche“ behandelt. Sie soll in Oberitalien aufgefangen und an den Senat gesandt worden sein und dieser soll dem Nero den Befehl erteilt haben, dem Kollegen zuhilfe zu eilen. Der Bericht bei Livius 27, 43 erscheint mir als glaubwürdig. Der Senat hatte die ihm nötig scheinenden Truppen gegen Hasdrubal und Hannibal gesandt; für ihn fiel es nicht ins Gewicht, ob Hasdrubal in Umbrien oder anderswo mit Hannibal zusammenzutreffen wünschte. Er konnte einen so abenteuerlichen Zug kaum befehlen, und Hannibal würde die Sache wohl durch seine Spione bald erfahren haben. — Liv. 27, 50, 1 wird allgemein so aufgefafst, als solle Nero nach der Schlacht den 370 km langen Weg von Sena nach Canusium mit seiner ganzen Truppe von 7000 Mann in 6 Tagen zurückgelegt haben. Da hierzu 15 Tage nötig waren, hält Oehler die Angabe für unglaublich. Doch wird dort nur von Nero gesprochen, und man kann sich denken, dafs er persönlich mit sol-

cher Eile zu seinem Heere zurückkehrte, seine Elitetruppe aber langsamer nachrückte. — Dafs ein Flufs, der Cesano, die feindlichen Lager trennte, ist ein Fehlschlufs. Bei Liv. 27, 47, 1, wo die beiden Heere vor ihren Lagern einander gegenüberstehen, ist eine Trennnng durch einen Flnfs ausgeschlossen. Das Lager Hasdrubals stand wohl nahe am Metanrus, da einer der Führer beim Beginn des Rückzuges über diesen Flufs entkommen konnte. — Oehler findet es „befremdend, dafs die Reiterei, welche den Kern der karthagischen Heere bildete, während der Schlacht nicht erscheint". Sie stand selbstverständlich der römischen Reiterei gegenüber auf dem rechten punischen Flügel, war ihr aber nicht überlegen. — Über das Manöver Neros urteile ich anders als Oehler, F. Hultsch und die Herausgeber des Livius, die 27, 48, 14 *sinistrum* nach Glarean durch *dextrum* ersetzen. Die Ausführungen von Pittalnga sind hier überzeugend. Nero drang ein durch den Zwischenraum zwischen dem punischen Zentrum (den Elefanten und Liguriern) und den Galliern. Wenn Livius sagt: „trucidantur Hispani Liguresque, et ad Gallos iam caedes pervenerat", so heifst das nicht, das Häuflein Neros sei zuerst zu den Spaniern, dann zu den Lignriern, dann zu den Galliern gelangt. Die Niedermetzelnng war vorab das Werk des Gewalthaufens unter Livius.

Bei der Geringfügigkeit der Fragmente Polybs und der Unvollständigkeit des Livianischen Berichtes über Hasdrubals Zng durch Italien bleiben manche Punkte unklar; doch scheint die Annahme richtig, dafs H. am Südrand des Hügels von S. Angelo seinen Tod fand.

Burgdorf. **F. Luterbacher.**

---

192) **M. Laplana, Summa syntaxica** cum thematis ad exercendum. Pars prima: Summa syntaxica. 176 p. 8. Pars secnnda: Themata ad exercendnm. p. 177—352. Friburgi, Herder, 1894. Jeder Teil ℳ 2.—.

Leider können wir dies als Grammatik des 19. Jahrhunderts höchst interessante Buch nur im allgemeinen charakterisieren, obwohl es zu mancherlei Erörterungen von grammatischen Fragen Anlafs gäbe. Es ist eine zunächst wohl für jesuitische Schulen bestimmte lateinische Syntax in lateinischer Sprache. Der Lehrstoff ist in drei Stnfen abgeteilt: *asterisco * distinguuntur ea, quae sunt maxime necessaria, cruce † ea, quae sunt valde utilia, cetera in eorum gratiam afferuntur, qui syntaxim cupiunt penitius cognoscere.* Der erste Teil enthält in zwei Büchern (I. Constructio

partium orationis, II. Orationis formatio) die grammatischen Regeln mit meist drei Beispielen aus Dichtern und Prosaikern ältester bis spätester Zeit. Diese sollen auswendig gelernt und lange und oft nachgeahmt werden. Bei diesem Umfange der hineingezogenen Litteratur ergeben sich natürlich Regeln, die jedem an die heutigen gesichteten Grammatiken gewöhnten Schulmann ein Lächeln abnötigen, z. B. S. 87: † *Sunt genitivi pretium significantes: tanti, quanti; magni, parvi, pluris, minoris* (a); *item assis, flocci, nauci* etc. (b). *Sed dicimus etiam magno, parvo* etc. (c); *asse, flocco* etc. (d). Dann folgen unter a, b, c, d je drei Beispiele aus Plautus, Naevius, Catullus, Cicero, Tacitus, Seneca. Die Erklärung, wann in obiger Regel der Genitiv und wann der Ablativ steht, wird dem Lehrer überlassen (*„omitto de causis constructionum disputare"*). Interessant ist auch wegen ihrer für uns wunderlichen Logik die Disposition des grammatischen Stoffes, die, wie das ganze Buch, den Lehrgang des Lateinischen im Mittelalter bewahrt zu haben scheint. Das dritte Buch (Teil 2) enthält Übungen zum Übersetzen in die Muttersprache in drei Stufen, meist antike Stoffe. Die Vorrede giebt eine methodische Anweisung: Das erste Buch soll morgens vorgetragen werden, das zweite abends, das dritte soll täglich, also doch wohl im unmittelbaren Anschluſs an die Grammatikstunde, zum Übersetzen in die Muttersprache und schriftlichen Retrovertieren des Übersetzten benutzt werden. Es scheinen also wenigstens zwölf Stunden wöchentlich für die lateinische Grammatik vorausgesetzt und soll überhaupt lateinisch gesprochen werden, wodurch bekanntlich auch ohne methodische Künste viel erreicht wird, und zwar *„diu multumque imitando"*.

Arnstadt. **B. Grosse.**

193) **Ludwig Gurlitt, Lateinische Fibel für Sexta.** Berlin, Wiegandt und Grieben, 1897. 115 S. gr. 8. geb. ℳ 2.

Der grammatische Stoff des Buches und die Methode fuſst auf den preuſsischen Lehrplänen vom Jahre 1891. Das Neue und Eigenartige ist, daſs dem Buche Bildertafeln und Halbbilder (im ganzen 16) beigegeben sind, die in engster Wechselbeziehung zu dem Text stehen. Verf. will „in einer Reihe von mythologischen Gestalten und von typischen Bildern aus dem Kulturleben der alten Völker den Boden für eine geschichtliche Belehrung vorbereiten". Die Bildertafeln bezw. Halbbilder sind folgende: 1. Minerva (Nachbildung der Athena Promachos der Akropolis, davor ein

Altar und opfernde Jungfrau). 2. Diana (Nachbildung der Artemis von Versailles; vor ihr ein mit einem Pfeil verwundeter Bär). 3. Pugna Romanorum et Germanorum (die beiderseitige Bewaffnung kommt in vortrefflicher Weise zur Anschauung). 4. Schola (mit der Statue der Athene von Velletri im Hintergrund). 5. Agricola (mit Ochsen pflügend) et Nautae. 6. Castra Romana. 7. Athenae (Ansicht von Westen aus gesehen). 8. Aesculapius (Statue, davor Altar, Opfer von Hahn, Schaf und Schwein). 9. Pugna gallorum. 10. Orator Romanus (Rede des Manlius nach der Niederlage bei Arausio). 11. Apollo et Pythia (Nachbildung des Apollo von Belvedere, vor ihm die weissagende Pythia). 12. Juppiter (Nachbildung des Zeusstandbildes von Phidias, Inneres des Tempels von Olympia). 13. Neptunus (Neptun, mit dem Dreizack ausgerüstet, mit seinem Zweigespann über die aufgeregten Wogen fahrend). 14. Germani antiqui (heimkehrende Krieger). 15. Arminius (Nachbildung des E. v. Bandelschen Denkmals auf der Grotenburg). 16. Hercules et Nessus centaurus. Den Sextanern wird mit diesen zur Hälfte kolorierten Bildern „die Antike gleichsam in einer Übersetzung, d. h. übertragen in die moderne Formensprache gegeben". Ich habe gegen die Anlage der Tafeln im allgemeinen nichts zu erinnern mit Ausnahme der sechzehnten: diese wirkt abstofsend. Auch teile ich des Verf. Ansicht über die Gewinnung fester Vorstellungen: „Erfahrungsgemäfs werden kräftige, auf sinnlicher Unterlage gegründete Vorstellungen von thatsächlichen Verhältnissen nur durch nachhaltige Anschauung, gewissermafsen durch ein Einleben, gewonnen. Deshalb reicht es nicht aus, an dem Auge des Schülers einmal diese oder jene Erscheinung aus dem antiken Formenschatze im Bilde vorüberzuführen. Soll die Vorstellung von einem Juppiter, einem Neptun, einer Diana oder Minerva später in gleicher Sicherheit durch das Gedächtnis reproduziert werden können, wie die Elemente der Grammatik, so mufs den Anfängern auch das entsprechende Anschauungsmaterial mit derselben Eindringlichkeit und Stetigkeit geboten werden". Es fragt sich nur, ob der Gewinn einer festen Vorstellung von mythologischen Gestalten und antiken Verhältnissen nicht auf Kosten der Sicherheit in der lateinischen Formenlehre erfolgt. Ich halte dies für den Kernpunkt in der Frage nach der praktischen Verwendbarkeit des Buches. Der unteren Stufe der Gymnasien fällt die Aufgabe zu, den Schülern die Elemente der lateinischen Formenlehre und Syntax sicher einzuprägen; und mit Recht; denn wenn nicht auf der Unterstufe eine unerschütterliche Grundlage für Formenlehre und

einfache Syntaxis gelegt ist, so läfst sich dieser Mangel niemals ganz beseitigen. Und doch ist Sicherheit auf diesem Gebiete unerläfsliche Vorbedingung für eine erspriefsliche und allseitig bildende Quellenlektüre der klassischen Schriftsteller. Wie sehr Unsicherheit in den Elementen die Lektüre auf der Oberstufe erschwert und verlangsamt, den ganzen Unterrichtsbetrieb hemmt und nicht zur vollen Entfaltung kommen läfst, darüber macht jeder Lehrer der Prima, wie die Verhältnisse heute liegen, von Jahr zu Jahr herbere Erfahrungen. Um so entschiedener mufs bei der Einführung eines neuen Elementarbuchs der Gesichtspunkt mafsgebend sein, ob bei Verwendung des Lehrbuchs jene unerschütterliche Grundlage geschaffen werden kann. Bei dem Gurlittschen Buche läfst sich diese Frage nicht ohne weiteres theoretisch entscheiden. Aber ein praktischer Versuch würde sich erst dann lohnen, wenn die Fibel für Sexta durch eine ähnliche für Quinta ihre Ergänzung fände, so dafs eine Weiterführung bis zum Abschlufs der Formenlehre ermöglicht wäre.

Darmstadt. **L. Buchhold.**

---

194) **Richard Thiele, Die Gründung des evangelischen Ratsgymnasiums zu Erfurt** (1561) und die ersten Schicksale desselben. Ein Beitrag zur Schul- und Gelehrtengeschichte des 16. Jahrhunderts. Mit urkundlichen Beilagen und Quellenauszügen, nebst einer Abbildung des ehemaligen Augustinerklosters. Erfurt, Hugo Neumann, 1896. 85 S. gr. 8. ℳ 2.

Eine sehr fleifsige und eingehende Arbeit, welche als eine durch Hinzufügung von 19 urkundlichen Beilagen vermehrte Sonderausgabe aus der beim Einzuge des Erfurter Gymnasiums in ein neues Haus veröffentlichten Festschrift des Lehrerkollegiums erschienen ist. Sie verdient hauptsächlich deswegen möglichst weite Verbreitung, weil sie treffliche Ergänzungen zu Joh. Chr. Hermann Weifsenborns vier Programmabhandlungen aus den Jahren 1861, 1862, 1867 und 1870 bietet. Da Weifsenborn, obwohl seine Verdienste um die Geschichte des Humanismus in Erfurt im allgemeinen und des Erfurter Gymnasiums im besonderen s. Z. reiche Anerkennung fanden und auch heutzutage keineswegs zu unterschätzen sein dürften, weder die Archive genau durchforscht noch die Quellen mit richtigem kritischen Blick geprüft und insbesondere bei seiner überwiegenden Berücksichtigung der einzelnen Personen die viel wichtigeren allgemeinen Gesichtspunkte gar nicht gefunden hat, war eine erneute Be-

bandlung des Themas unbedingt nötig. In dieser Thieleschen nun, welche zunächst an alle von Weissenborn benutzten Quellen anknüpft, aber hauptsächlich aus den im Stadtarchive, der Bibliothek des evangelischen Ministeriums und der Kgl. Bibliothek zu Erfurt selbst befindlichen Urkunden schöpft und vielfach auch die trefflichen Arbeiten des Archivars Dr. Beyer und Pastor Oergel daselbst berücksichtigt, wird im Gegensatze zu Weifsenborns Behandlnng die Bedeutnng und Geschichte des alten, streng katholischen, um die Mitte des 15. Jahrhnnderts gegründeten, später zu hoher Blüte gelangten Pädagogiums der Universität, welches die älteste humanistische Anstalt in Deutschland war, gebührend gewürdigt. Alsdann wird gezeigt, dafs die Gründung des evangelischen Ratsgymnasinms nicht nur, wie sonst üblich, aus dem Bedürfnis nach höherer Bildung und besserer Vorbereitung der heranwachsenden Jugend für die Universität, sondern insbesondere aus dem Streben, die in Erfurt schon vorhandene humanistische Bildnng möglichst zu heben und sich der allen Parteien lästigen kurmainzischen Oberherrschaft zu entledigen, hervorging. Die längeren Auseinandersetzungen über die konfessionellen Verhältnisse in der Stadt und die Ausdauer, womit der Rat sein Ziel fortgesetzt verfolgte, tragen viel bei zur Aufklärung über die Entstehung der Anstalt, die am 9. Dezember 1561 thatsächlich gestiftet wurde. Schullokal war, wie Verfasser S. 25 richtig vermutet, das frühere Schlafhaus der Mönche, die ersten Rektoren, der sehr praktische Paul Dummerich, unter dem die litterarisch und methodisch sehr hervorragenden Lehrer Helmbold, Verfasser vieler trefflicher lateinischer und deutscher Gedichte, namentlich auch des bekannten Kirchenliedes: „Von Gott will ich nicht lassen", und Dresser wirkten, der berühmte Schulmann Basilius Faber, dann zum zweitenmale der infolge der Absetzung Helmbolds wieder eingetretene Dummerich, dem der vom Verfasser S. 42 treffend als Erfurts rührigster Schulmann im 16. Jahrhundert bezeichnete Antonius Moker in der Leitung der Schule folgte, welcher seinerseits auch als Verfasser der ältesten Pädagogik Deutschlands, der libri tres de pia et liberali disciplina atque educatione liberorum, wohl bekannt ist.

Wollstein. **Löschhorn.**

195) **Ernst Friedr. Bischoff, Das Lehrerkollegium des Nikolaigymnasiums in Leipzig** 1816—1896 97. Biographisch-bibliographische Beiträge zur Schulgeschichte. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Nikolaigymnasiums in Leipzig.

Leipzig, Kommissionsverlag der Dürrschen Buchhandlung, 1897. Pr. No. 561. 76 S. 4.

Die sehr fleifsige und genaue Zusammenstellung knüpft an Albert Forhigers „Kurze Biographien der Lehrer von der Gründung der Schule bis auf gegenwärtige Zeiten, nebst möglichst vollständiger Angabe ihrer Schriften“ 1826 an, geht aber mit Recht vom Jahre 1816 aus, in welchem K. Fr. Aug. Nobbe das Tertiat an der Nikolaischule, an der er, seit 1828 als Rektor, mit vorzüglichem Erfolge wirkte, übernahm. Zahlreiche, namentlich in der altklassischen Philologie, Germanistik und Geschichte litterarisch hervorragende Männer und vorzügliche Methodiker haben an der altberühmten Lehranstalt gewirkt; man braucht nur an Namen, wie Baunack, K. F. und O. K. Brugmann, Erler, Forbiger, Frotscher, Funkhänel, Gerth, Hultsch, Jacobitz, K. S. Jacoby, Kaemmel, Kantzsch, Klee, G. R. Koegel, Horst Kohl, Kreufsler, Karl Heinr. Ad. Lipsius und J. H. Lipsius, A. Th. Moebius, Mehlhorn, Naumann, Nobbe, Palm, Ryssel, Spitta, J. H. Stoy, Th. Vogel, Wohlrab, Wustmann u. a. zu erinnern.

Das beigebrachte Material ist auch im einzelnen überaus reichhaltig und dabei sehr übersichtlich geordnet. Besonders dankenswert erscheint das jeder Biographie beigefügte Verzeichnis der von dem betreffenden Lehrer veröffentlichten Schriften.

Wollstein. **Löschhorn.**

Vakanzen.

Bremen, G. Hilfsl. ev. Oberl. Math. u. Phys. (Turnen u. Lat. f. u. Kl.) 1800—2400 resp. 3500—7000 Mk. bis 1./12. Dir. Dr. Henke.

Erkelenz, Höhere Sch. (Progymn.) Rektor 3000 Mk. Bürgermeisteramt.

Essen, H. T. Sch. Oberl., Deutsch. Gesch. Geogr. 11./8. N. E. Dir. Dr. Kluge.

Geestemünde, H. T. S. 1) Direktor, 3900—5400 Mk. 2) Oberl. 2400—4500 Mk. bis 5./12. Magistrat.

Hannover, III H. T. Sch. Direktor. Magistrat.

Hildesheim, H. T. S. Direktor. 5000—6000 Mk. Meld. bis 7./12. 97. Magistrat.

Posen, Provinzialmuseum. Archivbeamter. Bis 15./12. Vorsteher Dr. Schwartz.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 11. Dezember. Nr. 25, Jahrgang 1897.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

196) **New classical fragments and other greek and latin papyri,** edited by **B. P. Grenfell** and **A. S. Hunt.** With five plates. Oxford, Clarendon Press; London, H. Frowde, 1897. XII u. 217 S. 8. 12 sh. 6 d.

Die Verf. veröffentlichen in diesem Buche eine Reihe von Fragmenten, die sie auf zum Teil stark verstümmelten Papyrusrollen aus Ägypten fanden. Die Entzifferung war unter diesen Umständen nicht leicht, und daher verdienen die Herausgeber um so mehr Lob und Anerkennung dafür, dafs sie ihre Aufgabe in jeder Beziehung vortrefflich lösten. Die Fragmente reichen vom 3. Jahrhundert v. Chr. bis in das 9. Jahrhundert n. Chr. Die 13 ersten beziehen sich auf die klassische Litteratur, die anderen auf die folgende Zeit, und zwar Nr. XIV—XXXIX auf die Zeit der Ptolemäer, Nr. XL—LXXIX auf die römische Periode, Nr. LXXX bis CVI gehören der byzantinischen Zeit an, Nr. CVII—CX sind lateinische Urkunden, und CXI—CXIII betreffen die christliche Kirche. Daran schliefsen sich sorgfältig gearbeitete indices, sowie ein Nachtrag zu dem erotischen Papyrus-Fragment und andern Fragmenten, die die Herausgeber in einem früheren Bande veröffentlichten.

Die Fragmente Nr. XIV ff. sind Privaturkunden, auf die ich hier nicht näher eingehen kann; ich will mich auf die litterarischen Bruch-

stücke beschränken. Die erste Nummer umfafst vier Bruchstücke in Jamben, die drei letzten ganz verstümmelt, aus dem ersten dagegen läfst sich wenigstens noch erkennen, dafs es Mahnworte gegen die ἡδονή sind. Die Ergänzung μάντεα, die die Herausgeber in der zweiten Zeile vornehmen, ist sprachlich unmöglich. Paläographisch ist hier die Form des Sigma Σ und des Xi ͳ der Beachtung wert. Die Nummern II—IV enthalten Stücke aus Homers Ilias Buch 4, 8, 21, 22 und 23. Sie zeigen mannigfache Abweichungen von unserem Text und enthalten besonders viele neuen Verse; insofern sind sie zusammen mit den von Flinders Petrie und in Genf aufgefundenen Fragmenten ein wertvoller Beitrag zur homerischen Textgeschichte. Sie liefern einige brauchbare Einzelheiten, wie XXII, 154 τόθι statt ὅθι und XXIII, 198 ὦκα δὲ Ἶρις, wie Bentley vermutet hat; aber im ganzen zeigen sie einen viel schlechteren Zustand als der uns infolge der Thätigkeit der alexandrinischen Gelehrten überlieferte Text. Dafs aber auch bei ihnen schon kritische Arbeit in Anwendung gekommen ist, geht aus XXI, 397 hervor, wo die in den Scholien dem Antimachos zugeschriebene Lesart ὑπονόσφιον ἔγχος über die ursprüngliche δὲ πανόψιον gesetzt wurde. Übrigens weisen die Herausgeber mit Recht darauf hin, dafs die neuen Verse nicht gleichmäfsig über den ganzen Homer verteilt sind, sondern besonders in den Teilen angetroffen werden, wo der Faden der Erzählung locker ist.

Nr. V umfafst zwei hexametrische Fragmente; da im ersten Zeile 3 ἄτερ ἄτης sich findet, so folgern die Herausgeber, dafs Sophokles diese Stelle vor Augen gehabt habe, als er Antig. 4 οὐδ' ἄτης ἄτερ schrieb, dieser Ausdruck also nicht geändert werden dürfe, eine Folgerung, zu der nichts berechtigt. In Nr. VI haben die Herausgeber sieben Fragmente aus einer oder mehreren Tragödien vereinigt. Am vollständigsten ist das erste; Fr. Blafs im Litt. Centralblatt 1897, S. 331 ff. denkt an ein Bruchstück aus der Niobe des Sophokles; aber dazu passen die Worte nicht, die sich offenbar auf die Verbannung einer Person, vermutlich durch die Herrin, beziehen. Die Reste verraten Euripideische Anklänge, vgl. zu ἐκεῖσε τῇδ' Troad. 333 τᾷδ' ἐκεῖσε und zu πῶλος ὣς ὑπὸ ξυγοῦ Orest. 45 πῶλος ὣς ἀπὸ ζυγοῦ. Auch das ist beachtenswert, dafs sich μέγαλα ebenso in der Hds. Eurip. Hel. 189 findet. Nr. VII enthält eine Anzahl Bruchstücke aus einer philosophischen Schrift in Prosa. Nr. VIII, Fr. 1, 2 ist φαέσφορον Ἀέλιον πρόμον ἐν θεοῖς zu ergänzen, vgl. Soph. OR. 663; das Fragment ist vermutlich der lyrischen Partie einer Tragödie entnommen

und enthält eine Klage um ein in Troja umgekommenes Kind. Jedoch läfst sich auch hier nichts Näheres sagen, ebenso wenig wie über das Bruchstück in komischen Jamben, das unter derselben Nummer mitgeteilt wird. Nr. IX und X sind Bruchstücke aus Demosthenischen Reden, das erste περὶ τῆς παραπρεσβ. 10, das andere πρὸς Φορμίωνα 5 ff. Nr. XI ist ein verhältnismäfsig gut erhaltenes Stück aus dem verlorenen Pentemychos des Pherekydes von Syros. Nr. XII, Überreste von Jamben mit Scholien, möchten die Herausgeber einer Tragödie zuschreiben; Blafs a. a. O. weist sie richtiger einer Komödie zu; ob es aber gerade eine des Aristophanes war, mufs dahingestellt bleiben. Die letzte Nummer ist das Bruchstück eines Prosawerkes in Platonischem Stil.

Durlach. **J. Sitzler.**

197) **P. Müllemeister, Bemerkungen zur Streitfrage über die Echtheit der Brutusbriefe I, 16 und 17.** Beilage zum Programm des Gymnasiums zu Emmerich 1897 (Prog. Nr 456) 19 S. 4.

In den letzten Jahren hatten sich soviele Stimmen zugunsten der viel umstrittenen Brutusbriefe mit Ausnahme der beiden „Schmähbriefe“ I, 16 und 17 vereinigt, dafs man sich der Hoffnung hingeben durfte, der alte Echtheitsstreit wäre jetzt endgültig abgethan. Die vorliegende Abhandlung macht uns diese Hoffnung zu nichte.

Der Verfasser glaubt seinen Zweck erreicht zu haben, wenn seine Arbeit den Anlafs zu erneuter Prüfung der Briefe I, 16 und 17 gäbe, die er ebenfalls für echt hält. Die Arbeit bietet aber mehr als eine blofse Anregung, sie fafst die Frage selbst energisch an und versucht mit allen Mitteln einer eindringlichen Methode zwei der gewichtigsten Bedenken zu entkräften, die gegen jene beiden Briefe von anderen und von mir geltend gemacht worden sind. Die beiden Bedenken waren 1., dafs Brutus seine Meinung über Ciceros Verhalten unmöglich in so grober, leidenschaftlicher Weise könne geäufsert haben, wie es in diesen beiden Briefen geschieht, 2. dafs diese sich durch die Dürftigkeit des Inhaltes als das Machwerk eines Fälschers (besser: eines Schulrhetoren) kennzeichneten. — Aus der Charakteristik des Brutus, seinem Verhältnisse zu Cicero, aus der als echt anerkannten übrigen Korrespondenz und vor allem aus einer strengen Gedankenanalyse der beiden fraglichen Briefe selbst gewinnt der Verfasser seine Gründe gegen diese Bedenken. Er weifs selbst sehr wohl, dafs in

der Hauptsache noch nichts entschieden ist, auch wenn er in seinen Ausführungen recht behält, da „noch mancherlei andere Fragen genauer zu behandeln sind“, ehe das letzte Wort gesprochen werden könnte. Aber immerhin wäre ein guter Schritt zur Rettung dieser beiden Briefe gethan, wenn ihm die Beseitigung jener beiden Bedenken gelungen sein sollte. — Solange man an der traditionellen Beurteilung des Brutus festhält, sind diese Briefe unhaltbar. M. macht sich aber O. E. Schmidts Urteil zu eigen, der zuerst in einem geistvollen Vortrage auf der 40. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Görlitz (1890) eine Charakteristik des Brutus gab, bei der diesem kein Schimmer seiner alten Ruhmeskrone verblieb. Es ist darin Schmidt zwar widersprochen worden, aber eine Widerlegung seiner Darstellung giebt es noch nicht. Wir hätten deshalb, ehe wir über M.'s Arbeit urteilen können, uns mit Schmidt zu beschäftigen und zu prüfen, ob sein vernichtendes Urteil über Brutus zutreffend und allein begründet sei, oder ob sich das Bild halten lasse, das uns die Tradition gegeben hat. So lange aber „von der Parteien Gunst und Hafs verwirrt“ das Charakterbild des Brutus noch schwankt, schwankt auch der Boden, auf dem diese neueste Untersuchung aufgebaut ist. Mir hat sich das Bild des Brutus bei langjähriger Beschäftigung mit seinen Briefen so herausgestellt, dafs es sich mit der sonstigen Überlieferung wohl vereinigen läfst. Seine Unschlüssigkeit und Ratlosigkeit nach der Ermordung Caesars scheint mir Schmidts Verdacht zu widerlegen, er habe Caesar aus Rache ermordet, weil dieser durch Adoption des Octavian seine Hoffnung, dereinst sein Nachfolger zu werden, durchkreuzt habe und weil er durch Gewalt erreichen wollte, was ihm von Caesar versagt wurde. Ich meine, in diesem Falle würde er sich doch des Antonius und damit des Heeres und des Staatsschatzes versichert, sich in jeder Hinsicht besser auf die That vorbereitet haben. Sein schonendes Verhalten gegen seinen Kriegsgefangenen C. Antonius erklärt Brutus selbst aus dem Wunsche, unnötiges Blutvergiefsen zu vermeiden, weshalb er auch den Marcus Antonius geschont hatte. Er hatte gehofft oder man hatte ihn glauben gemacht, die Beseitigung des Caesar würde ausreichen, um einen republikanischen Zustand wiederzugewinnen und er sah sich ungern und widerstrebend in einen neuen Bürgerkrieg hineingezogen, weshalb er persönlich alles vermeiden wollte, was den Parteihafs schüren könnte. Dafs er mit Cicero und dem Senate nicht harmonierte, beweist noch nichts gegen ihn, und wenn er die Überzeugung hatte, dafs die Entscheidung in Griechenland

fallen müfste, so lag darin für ihn Grund genug, die Hilferufe Ciceros, nach Italien zu kommen, unbefolgt zu lassen, zumal er sich jedenfalls mit Cassius über einen gemeinsamen Kriegsplan verständigt hatte und dadurch gebunden war. Wir haben in diesem Rechtsstreite fast nur die einseitige Darstellung des Cicero, denn Brutus spricht sich über seine politischen und strategischen Pläne nicht aus, und seine Korrespondenz mit Cassius und dem Senate ist nicht überliefert. Deshalb ist es schwer, gerecht zu urteilen. Ich möchte eben deshalb nicht so bestimmt, wie Schmidt und M. es thun, über Schuld und Unschuld urteilen. Das ist eben das Tragische in solchen wirren Zeiten, dafs selbst die Gutgesinnten sich gegenseitig Verderben bringen. Brutus wirft dem Cicero vor, dafs er den Octavian gleichsam gegen ihn bewaffnete, während Cicero den Brutus anklagt, dafs er ihn den Feinden preisgehe. Keiner handelte aus Feindschaft gegen den anderen, beide glaubten das allein Notwendige zu thun. Die Verhältnisse waren eben mächtiger als die handelnden Personen. Brutus widerwillig zur Ermordung des Caesar getrieben, blieb auch fernerhin ein Spielball des Schicksals. So erscheint er mir auch in den Briefen als ein Schwächling, der vor grofsen Thaten zurückschreckt und zu keinen Entschlüssen kommen kann, aber nicht als der berechnende, kalte Verräter ohne Treu und Glauben, für den ihn Schmidt und Müllemeister ausgeben.

Seine Schreibweise ist kurz und bündig; als Anhänger der stoischen Schule verabscheut er gekünstelte Worte und Weitschweifigkeiten. Aber was wir an echten Briefen von ihm besitzen, mochte wohl dem empfindsamen Cicero öfters unhöflich und verletzend erscheinen, bewegt sich gleichwohl immer in den Formen der gebildeten Umgangssprache und sticht gewaltig ab von dem wüsten Geschimpfe, von dem leidenschaftlichen Gepolter und den phrasenhaften Renommistereien, aus denen die Briefe I, 16 und 17 zusammengesetzt sind. Dafs auch in diesen Briefen einiger Gedankengehalt und eine gewisse Gedankenentwicklung herauszufinden ist, beweist noch nichts für ihre Echtheit; denn auch die Rhetoren der Schule trachteten danach, ihren Worten Gehalt und Ordnung zu geben. Was von diesen Leuten geleistet wurde, darüber müfsten wir uns erst eine lebendige Anschauung schaffen — wozu es an geeignetem Studienmateriale ja auch nicht fehlt. Natürlich studierten sie, wenn sie ein historisches Thema behandelten, einigermafsen die Geschichte der Zeit, und was sonst ihrem Vortrage Stoff und Farbe geben konnte. Da sie doch den Schein

des wahren Lebens anstrebten, dürfen uns auch echte Anklänge noch nicht ohne weiteres für verläfsliche Zeugen der Echtheit gelten.

Auch trotz M.'s widersprechenden Ausführungen mufs ich deshalb vorerst dabei verbleiben, dafs diese beiden Briefe durch ihre Gedankenarmut und ihren unerhört rohen Ton zu sehr von den echten Briefen des Brutus abstechen, als dafs sie ihm zugeschrieben werden dürften, dafs sie an Inhalt und Form den suasorien der Rhetoren römischer Kaiserzeit viel näher stehen als den echten Briefen.

Mit diesen Andeutungen ist M.s Arbeit freilich nicht widerlegt, sie wollten nur kurz, da eine eingehendere Behandlung hier nicht zulässig ist, auf die Punkte hinweisen, wo mir die Untersuchung angreifbar scheint. Seine Absicht, anzuregen, hat der Verfasser jedenfalls erreicht und mehr noch, er hat die Frage so lichtvoll und methodisch behandelt, das Aktenmaterial so säuberlich geordnet, dafs mit seiner Hilfe jedem Leser eine Stellungnahme in diesem verwickelten Streite wesentlich erleichtert wird. Was ein Verteidiger in der selbst gewählten Beschränkung zugunsten der beiden Briefe vorbringen konnte, ist hier geleistet worden: sie hätten keinen Anwalt finden können, der ihre Sache ruhiger, klarer und geschickter vertreten hätte. Hoffentlich läfst er sie nun nicht auf halbem Wege im Stiche. Eine weitere Klärung der streitigen Frage kann allseits nur willkommen sein.

Steglitz. **Ludwig Gurlitt.**

198) **Wilhelm Schmid, Der Atticismus in seinen Hauptvertretern** von Dionysios von Halikarnafs his auf den zweiten Philostratos. Registerband. Stuttgart, Kohlhammer, 1897. 234 S. 8. ℳ 6.

Mit rühmlicher Raschheit ist der in Aussicht gestellte Registerband (vgl. 1896, Nr. 22) erschienen. Er enthält zunächst (S. 1—52) ein Sachregister, sodann (S. 53—234) ein Wortregister, beide, wie wir aus einem kurzen Vorwort erfahren, von unseres hochverdienten Wilhelm Schmid am 6. Nov. 1896 hochbetagt verstorbenen Herrn Vater, res. Apotheker in Künzelsau, besorgt. Dafs diese eine schnelle Orientierung ermöglichende Beigabe dem Werke erst seinen vollen Wert verleiht, bedarf wohl keiner besonderen Hervorhebung. Doch dürfen hierbei die Winke, wie sie der Verf. für die Benutzung der Register im Vorwort an die Hand giebt, nicht unbeachtet bleiben. Auf den ersten Blick mag

es auffallen, dafs der Herausgeber in diesem sich selbst einer bewufsten Inkonsequenz zeiht, insofern er sagt: „Wenn an einer in den Registern citierten Stelle des Werkes auf weitere Stellen verwiesen ist, so sind diese letzteren öfter in den Registern nicht besonders aufgeführt.“ Indes habe ich nicht gefunden, dafs dieser Umstand, wenn er auch immerhin als ein formeller Mangel in der Anlage bezeichnet werden mufs, den Schmid vermutlich nur aus Pietät gegen seinen Herrn Vater nicht beseitigt, dem wirklichen Bedürfnis des Nachschlagenden irgendwie nennenswerten Eintrag thäte, vgl. z. B. den Artikel „Abstracta von Adjectiven gebildet“, es müfste denn sein, dafs es einer mutwillig blofs auf mechanische und ziffernmäfsige Verwertung der Ergebnisse der Schmidschen Untersuchungen abgesehen hätte; für den aber, der sich mit Mut und Willen in den vorhergehenden Bänden genau umgesehen hat, dürfte dieser abschliefsende ein über jeden ernsteren Tadel erhabenes zweckmäfsiges Nachschlagebuch sein; bieten ihm doch die einzelnen Artikel erwünschte Marksteine, sich zurechtzufinden, sowie eine dankbare Handhabe zu bequemem und leichtem Gebrauche. Und so wird wohl gerade dieser Registerband dem Verfasser die wärmste Anerkennung der auf diesem Felde arbeitenden Interessenten eintragen.

München. **Ph. Weber.**

---

199) **Chrestos Tsountas a. J. Irving Manatt, The Mycenaean age.** A study of the monuments and culture of prehomeric Greece, with an introduction by **Dörpfeld.** London, Macmillan & Co., 1897. Mit 22 Tafeln u. 169 Textabbildungen. XXXII u. 418 S. gr. 8. 24 sh.

Unter den verhältnismäfsig wenigen archäologischen Schriften wissenschaftlichen Charakters, welche bisher in Griechenland erschienen sind, nahm das 1893 von dem verdienten Direktor der mykenischen Ausgrabungen herausgegebene Buch „*Μυκῆναι καὶ Μυκηναῖος πολιτισμός*“ einen angesehenen Platz ein. Bis zu den neuesten Funden ergänzt und zu einem Prachtbande erweitert, wird es ohne Zweifel noch mehr Freunde sich erringen.

Gehen wir zunächst den Inhalt der Kapitel durch. Kap. I „Marksteine (landmarks) der mykenischen Welt“, nennt die hauptsächlichsten Fundstellen, beschränkt sich aber auf das nachmalige Griechenland und „Troja“; eine Ergänzung hierzu geben der Anhang B. (Minysche Werke

am Kopaissee) und C. (Neue mykenische Funde in Attika, Salamis und Ägina). Kap. II—VI handeln von den Gebäuden und ihrer Einrichtung (Die befestigte Stadt, Der Palast, Das Privathaus und das häusliche Leben, Schachtgräber, bienenkorbförmige und Kammergräber). Dieser Gegenstand ist von Dörpfeld, Schuchhardt und Perrot-Chipiez so durchgearbeitet, dafs nur ein wesentliches Problem hier entgegentritt, der mit Stelen bezeichnete Platz der Fürstengräber, welcher nach Belger offen, dagegen nach Tsuntas mit einem Grabhügel bedeckt war; gegen letzteren, der noch immer mannhaft seine Position verteidigt, erklärt sich auch Dörpfeld in der Vorrede; die Unklarheit rührt eben von dem Mangel einer genügenden Beschreibung und Aufnahme der Schliemannschen Ausgrabung her. S. 31 wird bei den Lesern die Kenntnis der „tief symbolischen“ Erklärung des Löwenthorreliefs ohne weiteres vorausgesetzt. Unter den neuen Funden, die dieser Abschnitt bringt, ist keiner interessanter als die Entdeckung von steinernen Ampeln und Standlampen (S. 79f. mit Abbildungen); nebenbei bemerkt, ein warnendes Exempel, dafs der Anfang des 19. Gesanges der Odyssee deshalb, weil nur dort eine Lampe vorkommt, noch nicht spät zu sein braucht. Das Leben der Mykenier wird weiter in Kap. VII (Kleidung und Schmuck) und VIII (Waffen und Krieg) geschildert.

Nun geht die Darstellung auf das geistige Leben der Mykenier über. Ihre Kunst wird in Kap. IX (Einige Phasen der mykenischen Kunst) und X (Die Inseln als Vermittler in der Kunst) behandelt und zwar nach der zur Zeit herrschenden Mode so, dafs die Selbständigkeit betont und den Berührungen mit dem Orient und Ägypten geringere Bedeutung beigelegt wird. Kap. XI. erzählt von den überraschenden Funden mykenischer Inschriften; Kluge, Die Schrift der Mykenier, Cöthen 1897, ist noch nicht benutzt. Mit Kap. XII (Religion) schliefst die eigentliche Kulturgeschichte.

Nun geht das Buch zu den grofsen Problemen über, welche noch oft zur Erörterung kommen werden, nämlich Zeit, Nationalität und Verhältnis zu den homerischen Gedichten. Die Zeitdauer der mykenischen Periode wird im 13. Kapitel auf etwa 1450—1200 festgesetzt; das letztere Datum scheint auf Flinders Petrie zurückzugehen, kommt mir aber etwas zu hoch gegriffen vor, denn wie sollen die zwei folgenden Jahrhunderte gefüllt werden? Die einschlägigen Thatsachen sind nur in Auswahl gegeben, aber vernünftig abgewogen. Weniger befriedigt mich das

XIV. Kapitel, welches von der schwierigen Nationalitätsfrage handelt. Ob es in Griechenland damals Pfahlbauten gegeben hat, thut unseres Erachtens hier nichts zur Sache; auch die homerischen Parallelen können trügen. Überhaupt ist die übliche Fragestellung, ob die Mykenier Griechen waren oder nicht, ein Anachronismus; denn bis sich mehrere Stämme als eine Nation fühlen, müssen viele Geschicke sie einander genähert und von anderen entfernt haben. Das einzige positive Urteilsmittel über die Nationalität ist die Sprache — diese werden die Inschriften bekannt machen; hoffen wir, dafs im Wettstreit die definitive Entzifferung bald gelinge und auch dafs sie einem Landsmanne zufallen möge — und dazu kommt eventuell noch die Anthropologie, aber Virchows Akademie-Artikel über altgriechische Schädel ist seltsamerweise konsequent übersehen worden

Das Verhältnis von Schliemanns Funden zu Homer ist von Anfang. an zu sehr mit den Augen des Enthusiasten betrachtet worden, und seit Dörpfeld die Stadt des Priamos wiedergefunden zu haben glaubt, ist dieser Enthusiasmus neu belebt. Eine Erörterung dieser jetzt am meisten interessierenden „homerischen Frage" erfordert eine genaue Prüfung der sogenannten Ähnlichkeiten und ein Verzeichnis der vielen Verschiedenheiten. Für jetzt sei unser Standpunkt dahin präzisiert, dafs die mykenischen Denkmäler nur für das Verständnis des Sagenkernes der homerischen Epen, nicht aber für die Erklärung der Einzelheiten Wert haben, und dafs die Dichter Troja, wie Ithaka, nach normal griechischen Verhältnissen nur ersteres gegenüber der armen Insel prächtiger schildern, ohne dafs irgendeine wirklich individuelle Eigentümlichkeit des Ortes vorkäme. Auf die sechste Schicht von Hissarlyk hat Referent vor Dörpfelds Ausgrabung hingewiesen (Parerga zur alten Kunstgeschichte S. 20 unten) und gleichzeitig damals die Schwäche der alten Tradition über die direkte lokale Identität (nicht zu verwechseln mit Kontinuität) von Troja-Ilion dargelegt; die Ausgrabungen nötigen davon nur dies eine Gegenargument zu streichen, dafs Hellanikos eine steinerne Mauer sah, denn eine solche ist jetzt von Dörpfeld in Hissarlyk gefunden. Da ich auch die Anlage von Hissarlyk mit altasiatischen Städten (Semiramisburgen) verglichen habe, so stehe hier das nächste Analogon zu jenem Terrassenbau mit geglätteter Steinmauer; im Alexanderroman (Julius Valerius 3, 18, 44) ist nämlich als Burg Kandakes eine asiatische Residenz ähnlich geschildert, wie es gewifs mehrere solche in Asien gegeben hat. Schon als asiatische, sicher ungriechische Stadt, gehört das mykenische Troja eigentlich nicht in ein

Buch, welches sich auf das griechische Gebiet beschränkt. Von diesen Fragen handeln das letzte Kapitel, der Anhang A. (Das mykenische Troja) und der gröfsere Teil von Dörpfelds Vorrede.

Die Ausstattung ist ganz vortrefflich; erreicht sie auch die Pracht und den Reichtum von Perrots Band nicht, so giebt die Bilderreihe einen so guten Überblick über die mykenische Kultur, wie man ihn sonst nirgends findet. Die von Professor Colwell aufgenommenen photographischen Ansichten aus Mykene, Tiryns und Troja sind ausgezeichnet schön.

Würzburg. **Sittl.**

---

200) **Max L. Strack, Die Dynastie der Ptolemäer.** Berlin, Wilhelm Hertz, 1897. XVI u. 294 S. 8. ℳ 7.

Der Titel des vorliegenden Buches ist insofern nicht glücklich gewählt, als er eine Darstellung der Ptolemäergeschichte vermuten läfst, während nach der ursprünglichen Absicht Stracks in dem Mittelpunkt seiner Arbeit eine Familienchronik stehen sollte, welche dann allerdings gegen andere Fragen zurücktrat. Doch wollen wir darum mit dem Verf. nicht rechten und das Gegebene mit aufrichtigem Dank entgegennehmen: in Stracks Werk ist eine Reihe von wichtigen Problemen, welche sich auf das hellenistische Ägypten beziehen, mit Heranziehung des urkundlichen Materials, der Inschriften, Münzen und Papyri, und zwar sowohl der griechischen als der hieroglyphisch-demotischen, in umfassender Weise behandelt und speziell zum erstenmal der Versuch gemacht, die Fragen staatsrechtlicher Natur, welche sich an das Regiment der Ptolemäer knüpfen, einer Lösung entgegenzuführen. Eine kurze Durchmusterung des Inhalts mag dies zeigen.

Gegenstand von Kapitel I bildet die „Mitherrschaft und Samtherrschaft“, für welche Regierungsformen die von Mommsen anläfslich des römischen Principats gegebene Definition zugrunde gelegt wird Es werden die verschiedenen Merkmale erörtert, aus welchen auf das Bestehen derselben zu schliefsen ist (Titel, Münzrecht, Kultus u. a.); doch ergiebt sich dem Verf., dafs nur die Datierung nach Regierungsjahren ein sicheres Kriterium dafür gewährt. Während früher nur Mitregenten nachzuweisen sind, ist seit Ptolemäus VI. die Samtherrschaft von zwei, ja von drei Herrschern eine ständige Institution, wobei die Teilnahme der Königinnen in den Vordergrund tritt, mit welcher Kleopatra II. den Anfang macht,

Strack geht die gesamte Ptolemäergeschichte auf diese Erscheinung hin durch, bei welcher Gelegenheit mancherlei für die Chronologie abfällt.

In engem Zusammenhang mit dem ersten Kapitel steht das zweite „Thronfolge und Erbrecht". Gewifs ist der von dem Verf. abweichenden Ansichten der Neueren gegenüber aufgestellte Grundsatz, dafs es ein Erbrecht im Lagidenreiche gegeben haben müsse, richtig; die Resultate, zu welchen er aus der Durchmusterung der Geschichte in dieser Hinsicht gelangt, hat er zuerst in seinem Vortrag auf der Kölner Philologenversammlung 1895 (vgl. Verhandlungen 176ff.) bekannt gemacht: dafs die Krone für die legitimen Nachkommen im Mannesstamme erblich war, während die Töchter beim Vorhandensein von legitimen männlichen Nachkommen kein Recht auf die Krone hatten; dafs aber seit Aufkommen der Samtherrschaft der überlebenden Königin die Krone mit der Verpflichtung blieb, mindestens ein männliches Glied der Familie zur Teilnahme an der Regierung zu berufen. Ein absolutes Vorrecht der Primogenitur gab es nicht, vielmehr waren die Brüder gleichberechtigt; daraus erklären sich die häufig wiederkehrenden Teilungen des Reiches. Die interessante Frage, woher dieses Thronfolgerecht der Ptolemäer seinen Ursprung hatte, beantwortet Strack überzeugend dahin, dafs es nicht an das altägyptische Recht anknüpfte, da nach diesem wahrscheinlich eine weibliche Succession eintreten konnte, sondern in einer Übertragung der gewöhnlichen Erbordnung des griechischen Rechts bestand. Dennoch möchte ich glauben, dafs dieses im allgemeinen anzuerkennende Ergebnis eine gewisse Einschränkung in folgender Richtung erheischt. Die Geschwisterehen der Ptolemäer werden von Strack aus allerlei praktischen Rücksichten, im Hinblick auf die Mitgift und Anderes erklärt (S. 89ff.); es ist aber viel wahrscheinlicher — schon darum, weil nach Stracks Beweisführung den Töchtern kein Erbrecht zustand —, in ihnen wenn nicht eine Annäherung an ägyptisches Recht, so doch an die ägyptische Sitte zu sehen; dafür spricht, dafs sie erst seit Ptolemäus VI. regelmäfsig wiederkehren, erst seitdem die Königinnen an der Herrschaft teilnehmen, welch' letzteres gleichfalls ein ungriechischer Zug ist. Von dieser Zeit an, wenigstens von Ptolemäus Physkon ab, kann man ja von einer Reaktion des ägyptischen Elements gegen das Griechentum reden, die von den Herrschern selbst begünstigt ward; darauf hat Mahaffy mit vollem Recht aufmerksam gemacht.

Eine wichtige Frage, die schon wiederholt angegriffen wurde, ist in Kapitel III behandelt: „Namen und Beinamen". Schon zu Beginn seines

Buches und dann wieder hier sucht Strack die Ansicht zu begründen, daſs mit dem Namen „Ptolemaios“ der Prinz zum Thronfolger designiert ward und daſs diejenigen, welche auf den Thron gelangten, den Namen annahmen, auch wenn er ihnen ursprünglich nicht zustand; allein die historischen Beispiele stimmen nicht ganz dazu, es kommen manchmal mehrere Brüder mit dem Namen Ptolemaios vor. Was die viel erörterte Natur der Beinamen anlangt, so wendet sich der Verf. (S. 110ff.) gegen die Annahme, daſs sie Kultusnamen gewesen seien und durch die Priester verliehen wurden; vielmehr hätten die Könige selbst sich die Beinamen auf Grund eines Ereignisses oder auch ohne Grund beigelegt. Recht wertvoll ist die tabellarische Zusammenstellung der Beinamen sämtlicher ptolemäischer Herrscher (S. 135 ff.) mit beigefügter quellenmäſsiger Begründung.

In Kapitel IV „Chronologie“, werden die Grundlagen für die Herstellung des Ptolemäer-Kanons erörtert und gezeigt, daſs für dieselbe zunächst nur die freilich mit Vorsicht zu behandelnden Apis-Stelen und die Grabinschriften Privater (vorzüglich einer memphitischen Hohenpriesterfamilie), besonders aber die Protokoll-Präskripte der Akten in Betracht kommen. Von diesen Untersuchungen hat der Verf., wie bemerkt, seinen Ausgang genommen; hier bringt er auch die versprochene Familienchronik der Ptolemäer (S. 181 ff.) in Tabellenform mit Anmerkungen, in welchen sowohl die Quellen als die neuere Litteratur eingehend berücksichtigt sind.

An die Untersuchungen schlieſst sich als Anhang eine ebenfalls ungemein nützliche Sammlung der wichtigsten griechischen Ptolemäer-Inschriften (darunter die Steine von Rosette und Tanis); auch einige noch nicht veröffentlichte Denkmäler, besonders solche, die Hiller v. Gärtringen Strack zur Verfügung stellte, konnten hier Platz finden. Den Schluſs macht endlich eine Stammtafel des Ptolemäerhauses.

Mit Einzelheiten und zweifelhaften Annahmen des Verf. zu rechten, ist hier wohl nicht der Platz. Daſs manche Fragen mit der steten Erweiterung des Urkundenmaterials und der fortschreitenden Forschung eine andere Antwort finden werden, als es hier geschieht, ist möglich und wahrscheinlich; das Verdienst jedoch, dafür den Grund gelegt und die wenn auch reichlichen, so doch ungemein zersplitterten Quellen zum erstenmal ausgeschöpft zu haben, muſs Strack uneingeschränkt zuerkannt werden.

Prag. **Heinrich Swoboda.**

201) **Gaston Deschamps, Das heutige Griechenland.** Nach der 5. Auflage des von der Akademie gekrönten Originals. Autorisierte Übersetzung von **Paul Markus.** Großenhain und Leipzig, Herrmann Starke. Ohne Jahreszahl. 413 S. 8. ℳ 4.

Obwohl in Frankreich schon in 5. Auflage erschienen, dürfte dieses hübsche Buch in Deutschland doch nicht so allgemein bekannt sein, als es verdient. Zumal in diesen Tagen, wo das arme unfolgsame insolvente Griechenland die Sympathieen großer Kreise Europas gründlich verscherzt hat, berührt es wohlthuend, einen Mann über dieses Volk plaudern zu zu hören, der in jahrelangem Aufenthalt Land und Leute in Stadt und Dorf, auf Gebirgen und Inseln aus unmittelbarster Berührung nach seinen guten und schlimmen Seiten gründlich kennen gelernt und dabei seinen Glauben an die Zukunft dieses Volkes, sein Vertrauen auf den endlichen Sieg seiner guten Eigenschaften nicht verloren hat. Was uns Deutsche am ehesten von dem Buch abstoßen kann, sind die vom Übersetzer mit Recht nicht unterdrückten gehässigen Ausfälle gegen alles deutsche Wesen. Das kann uns aber nicht hindern, aus seinem Buch eine lebendige Anschauung von griechischem Volks- und Staatsleben zu schöpfen, mag er uns nun in die Hauptstadt oder auf die einsame Insel Amorgos, ins Othrysgebirge oder an den Hafen von Volo führen. Eins freilich lernen wir trotz aller warmen Vorliebe für das Griechenvolk, daß diesem bis jetzt noch gründlich fehlt, was es allein befähigen könnte, in der Reihe der europäischen Völker für voll gerechnet zu werden, Ordnung und Zucht auf allen Gebieten des kommerziellen und politischen Lebens. Auf der andern Seite zeigt uns Deschamps' Darstellung auch so viele Vorzüge im griechischen Volkscharakter, die von den meisten übersehen werden, daß die Hoffnung auf eine bessere und größere Zukunft des Volks nicht unberechtigt erscheint.

Calw. **Paul Weizsäcker.**

---

202) **Friedrich Jacobs, Hellas.** Geographie, Geschichte und Litteratur Griechenlands. Neu bearbeitet von **Carl Curtius.** Mit einem Bilde von Athen. Stuttgart, Verlag von C. Krabbe, 1897. 8.

In neuer Bearbeitung liegt uns ein Buch von Friedrich Jacobs vor, das, vor 45 Jahren (1852) aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers durch E. Wüstemann herausgegeben, sich in kurzer Zeit große Beliebtheit erwarb. Der feinsinnige Gelehrte, der tief in den Geist des

hellenischen Volkes eingedrungen war und wie wenige die Gabe besafs, jene sonnige Jugendzeit menschlicher Entwickelung in begeisterter Rede zu schildern, hatte im Jahre 1808 den ehrenvollen Auftrag erhalten, dem Kronprinzen von Bayern, dem nachmaligen König Ludwig I., über griechische Geschichte und Litteratur Vorlesungen zu halten. Aus den Aufzeichnungen für diese Vorträge ist das Buch entstanden.

In schwungvoller Darstellung zeigt die Einleitung, wie die Griechen durch Veredelung der Sitten, durch feurige Vaterlandsliebe, durch politische Weisheit und durch ihr künstlerisches Schaffen vorbildlich für die Menschheit geworden sind, wie ihre hohe Bildung in Rom Eingang gefunden und am Ende des Mittelalters die europäische Menschheit geistig gehoben hat. Darauf wurde in vier Abschnitten die Geographie Griechenlands, seiner Geschichte, die griechischen Schriftsteller und die bildenden Künstler behandelt.

Es war keine leichte Aufgabe für den Herausgeber, das Buch bei seinem neuen Erscheinen auf die Höhe der wissenschaftlichen Einsicht unserer Tage zu heben, denn das letzte halbe Jahrhundert ist überreich an neuen Erkenntnissen auf dem Gebiete der Altertumswissenschaft. Am meisten ist dies der Fall im Bereich der bildenden Künste, wo die Ausgrabungen in Olympia und Pergamon, in Mykenai und Delos unsere Einsicht in die Entwickelung der griechischen Kunst völlig umgebildet haben.

Hier stand C. Curtius vor der Frage, ob er an Stelle der veralteten Darstellung eine ganz neue setzen, oder den vierten Abschnitt weglassen solle. Er hat sich für das letztere entschieden. Man kann dies bedauern, wird aber doch dem Herausgeber recht geben müssen, denn wirklich fruchtbar hätte der Abschnitt nur durch eine reichliche Beigabe guter Abbildungen werden können und das hätte dem Charakter des Buches nicht entsprochen. Einen kleinen Ersatz für den Wegfall der Geschichte der Plastik bildet die in den geographischen Teil eingefügte Beschreibung der in den einzelnen Städten befindlichen Kunstwerke.

Fehler des früheren Herausgebers hat Curtius stillschweigend verbessert, Lücken, wo es nötig schien, mit kundiger Hand ausgefüllt und die Ergebnisse der neuesten Forschung an Stelle des Veralteten gesetzt. So ist S. 122 ff. die altattische Geschichte nach der neu aufgefundenen Schrift des Aristoteles umgestaltet, S. 337 die Einrichtung des attischen Theaters nach Dörpfelds Forschungen geschildert. Fast völlig umgearbeitet ist der Abschnitt über die Geographie Griechenlands und an vielen Stellen

beträchtlich erweitert, vgl. S. 21 Delphi, S. 69 Delos, S. 84 Halikarnafs, S. 87—99 die westlichen Kolonieen — früher nur 7½ Seite.

Ist somit das Buch durch Curtius' sehr sorgfältige Bearbeitung ein zuverlässiger Führer durch die griechischen Lande, durch die Geschichte und Litteratur der Hellenen geworden, so hat es doch dabei von der Frische und dem Schwung der Darstellung nichts eingebüfst. Die neuen Zusätze sind mit dem Grundstocke des Werks zu einer harmonischen Einheit verschmolzen. Das Buch wird für Freunde des Altertums, besonders auch für strebsame Primaner, eine genufs- und lehrreiche Lektüre bilden.

Homburg v. d. H. **E. Schulze.**

---

203) **J. Wulff, Lateinisches Lesebuch für den Anfangsunterricht reiferer Schüler.** Nach Perthes' lateinischen Lesebüchern bearbeitet. Dazu eine Wortkunde. Berlin, Weidmann, 1895. 8. ℳ 3.

Das Wulffsche Lehrbuch ist für Schulen mit sogenanntem Frankfurter Lehrplan (Beginn des Lateinischen in IIIb) verfafst und beruht auf Perthesschen Grundsätzen. So lobenswert letzteres für den lateinischen Stoff ist, so wenig können wir es billigen, dafs das Übersetzen ins Lateinische völlig wegfällt. Wulff beschränkt diese Übung auf das einfache Retrovertieren bzw. Variieren des lateinischen Lesestoffs durch den Lehrer. Dafs wir dies nicht für ausreichend halten, haben wir bei früheren Besprechungen öfter betont. Selbst wenn der Lehrer sich die Arbeit machen sollte, jedes Stück zuhause zu variieren und den Schülern dann im Unterricht zu geben, so ginge damit doch viel Zeit verloren, und ruhiges Vorbereiten und Wiederholen würde dem Schüler unmöglich sein. Ohnedies ist aber Gewandtheit im Übersetzen ins Lateinische undenkbar. Sollen ferner Tertianer das vorliegende Buch in einem Jahre bewältigen, so dürfte dies ihre ganze Kraft in Anspruch nehmen, und doch kann auch in Obertertia der Cäsar gewifs nur mit grofser Mühe gelesen werden. Die Gefahr, dafs Unsicherheit in den Elementen bald einreifst, ist bei gröfseren Klassen unvermeidlich. Wir halten überhaupt ein Jahr für unzureichend zur Vorbereitung auf Cäsarlektüre für Schüler mit weniger als Sekunda-Reife. Der Aufbau des Inhalts, die Sorgfalt, die auf die Wortlehre verwandt ist, sind zu loben.

Arnstadt. **B. Grosse.**

204) **Paul Schwieger, Der Zauberer Virgil.** Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1897. 76 S. 8. ℳ 1. 50.

Diese Festschrift, zu Ehren des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums zu Berlin geschrieben, stellt mit reicher Belesenheit das Material über die Persönlichkeit des aus dem bescheidenen augusteischen Dichter herausgewachsenen Weltweisen und Schwarzkünstlers Virgilius zusammen. Wir begleiten Virgil zunächst so zu sagen auf seiner litterarischen Laufbahn durch die Reihe der Jahrhunderte bis ins 12. hinein, wie er gelesen, kommentiert und nachgeahmt wird; dabei wird eingehend von den allegorischen Erklärungsversuchen gesprochen (17—38), denen gewisse Teile seiner Schriften, besonders die 4. Ecloge, ausgesetzt gewesen sind. Dann sehen wir (S. 38) uns seit dem 12. Jahrhundert einem ganz neuen Virgilius gegenüber, dem Zauberer und Schwarzkünstler, als welcher der Mantuaner nun für das ganze weitere Mittelalter gilt. Dies wird auf den folgenden Seiten (— S. 69) des Nähern ausgeführt unter reichlicher Heranziehung besonders auf morgenländischen Vorstellungen, Märchen und Zaubergeschichten beruhenden Materials. Hübsch ist von S. 69 an die Darlegung, wie an Stelle des dem Boden des Altertums entsprossenen Zauberers Virgilius seit dem 16. Jahrhundert der Doktor Faustus tritt, ein rechtes Kind der Reformationszeit.

Buchsweiler. **E. Grupe.**

Mitteilung an unsere Leser!

Mit dem Beginn des nächsten Jahres wird die „Neue Philologische Rundschau" ihre Besprechungen auch auf die Erscheinungen der englischen und französischen Philologie mit Einschlufs der Schulbuchlitteratur ausdehnen. Der Umfang der Zeitschrift wird demgemäfs erheblich erweitert werden, während der Abonnementspreis nur um ein Geringes (auf ℳ 8.— pro Jahr) erhöht wird. Die Redaktion der neuen Abteilung ist von den Herren Dr. G. Hellmers und Dr. F. Pabst in Bremen übernommen.

Alle Zuschriften und Sendungen werden wie bisher unter der Aufschrift ***„An die Redaktion der Neuen Phil. Rundschau in Bremen, Schönhausenstr. 26"*** *erbeten.*

Bremen, *im Dezember 1897.*

Redaktion der Neuen Phil. Rundschau.
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 24. Dezember. Nr. 26, Jahrgang 1897.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 5 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

205/6) **J. Vahlen, Catulliana** = Indices lectionum Universitatis Berolinensis, semestr. hibern. a. 1896—97 et aestiv. a. 1897. 19, 18 S. 4.

Catulli Veronensis liber edited by **Arth. Palmer.** London, Macmillan & Co., 1896. LV u. 97 S. kl. 8. 3 Sh. 6 p.

In dem ersten oben genannten Berliner Vorlesungsverzeichnisse werden von Vahlen mit bewährter Meisterschaft einige „deliciae orationis Catullianae“ beleuchtet: es handelt, mit Ausschlufs der refrainartigen Verse, von wiederholten Wendungen und Worten, die ja bei Catull aufserordentlich häufig erscheinen. Die Arten und Grade der Wiederholung werden unterschieden und dabei handschriftliche Lesarten verteidigt, so 22, 13 *tritius*, 42, 13 *potest*, 62, 14 *nec mirum*. Zu 64, 16 steuert der Verf. eine Emendation bei: *illa, alia atque alia*, welche ausführlich begründet wird, auch inhaltlich; denn dafs die Helden und die Nereiden nicht nur am ersten Tage, sondern auch an manchen anderen sich sehen, motiviert die Liebe zwischen Peleus und Thetis wirksamer. Es wäre somit keine heftig auflodernde Flamme, was aus dem folgenden Verse (*tum*

Thetidis Peleus incensus fertur amore) und gewissermafsen aus dem noch zweimal gesetzten *tum* geschlossen werden konnte. Neulich hat man diese Konjektur als *illa atque illa parte* verstehen wollen, was doch nicht zur Deutlichkeit unseres Dichters passen würde.

In dem zweiten Programme von Vahlen werden mehrere feine Bemerkungen an folgende Stellen im 64. Gesange Catulls angeknüpft: V. 109, wo zu *late quaevis cumque obvia frangens* Lucr. III 388 verglichen wird; 139f., wo Vahlen *nobis* und *voce, mihi nec haec mihi me miserae* lesen will, vor allem aber *nobis* und *mihi miserae* beibehalten wird; 174 *in Cretam*, welches mit *religasset funem* verbunden wird — warum nicht mit *ferens?* λύω πρὸς οἶκον und λύσις εἰς Ἴλιον sind doch weniger hart als das konkrete *religare funem* mit seinem *Terminus ad quem* —; 212 *classi*, mit V. 53 und anderen Beweisen hinlänglich verteidigt; 273 *leviterque sonant*, ohne Zweifel richtig und von dem leisen Spiel der Wellen zu deuten; 334 *contexit*, welches in Homers Od. 4, 618 und anderen ähnlichen Beispielen volle Erklärung findet.

Diese beiden Catulliana von Vahlen sind wohl — hoffen wir das — als Vorzeichen einer neuen Catullausgabe zu deuten. In diesem Zusammenhange erlaubt sich Ref. eine gewifs auch von anderen akademischen Lehrern in unserem Fache gehegte Meinung auszusprechen, dafs eine Auswahl von Vahlens Programmabhandlungen wegen ihrer Vorzüge in der kritischen und hermeneutischen Methode, ihrer Darstellung und der lateinischen Ausdrucksweise für die Studierenden der klassischen Philologie eine willkommene Gabe sein würden.

Die neue, hübsch ausgestattete Catullausgabe von Palmer gehört zu einer neuen Sammlung „The Parnassus Library of greek and latin texts". Sie enthält eine knapp, aber gut gehaltene Einleitung über Catulls Leben und Dichtung, eine verhältnismäfsig ausführliche Beschreibung der Metra und der Handschriften, und *critical notes* — leider nicht unter den Text gesetzt —, die 28 eng gedruckte Seiten einnehmen. Hinter dem Texte folgen zwei Exkurse (über die Konjekturen *aesculeis* zu 17, 3 und *flagrans est questa Dianae* zu 68b, 139), zuletzt ein sprachlicher und sachlicher Index.

Inbezug auf die Gestaltung des Textes hebt Palmer in seiner Vorrede mit vollem Rechte die Verdienste Robinson Ellis' hervor. Leider ist er jedoch selbst diesem Leitstern zu wenig gefolgt, sondern hat zu oft seine eignen Einfälle in den Text gesetzt; so — um die Beispiele nur aus

der ersten Hälfte der Gesänge zu nehmen — 2, 8 *cordi est*; 8, 15 *ne tu*; 9, 4 *bonamque*; 11, 11f. *vultu in Usque*; 17, 3 *aesculeis*; 25, 5 *diva miluorum aves*; 29, 20 *habenda Gallica ultima et Britannica* (warnm nicht lieber: *et haecne Galliae ultima et Britanniae?*); 31, 13 *undique o*; 36, 10 *iocosis*; 46, 11 *maria et viae*; 56, 7 *rigido meo*; 59, 1 *rufuli*; 61, 151 *bene serviat.* Von diesen dreizehn Vorschlägen hätte Ref. nur den vorletzten, höchstens noch den letzten aufgenommen. Damit soll gar nicht in Abrede gestellt werden, dafs die meisten Vermutungen von Palmer der Erwähnnng wert sind. — In seinem Texte nimmt der Herausgeber mit einer oft berechtigten Vorliebe ältere Lesarten auf, so 3, 17 *cuia* (Vofs); 6, 8 *ac Syrio* (Avantins); 10, 10 *quaestoribus* (Muret); 12, 8 *multari* (Vofs), 9 *differtus* (Passerat); 17, 6 *suscipiunto* (Scaliger). — Die Abweichungen von den Handschriften sind im Texte mit kursiven Buchstaben angegeben; hierdurch werden die Verwegenheiten dieser Ausgabe unschädlich gemacht. Überhanpt sollte man vielleicht dieser Art der Wiedergabe alter Texte wieder mehr folgen.

Alles in allem kann man der Ausgabe Palmers neben ihrem praktischen Werte wissenschaftliche Bedeutung nicht absprechen. Mögen ihr in der Parnassus Library andere „lepidi novi libelli“ folgen.

Helsingfors. **F. Gustafsson.**

207) **Joh. Friedr. Marcks, Kleine Studien zur Taciteischen Germania.** Köln, Festschrift zur Begrüfsung d. Phil. Vers. 1895. 175—192 S. 4.

Wenn den Alten schon die „immodica prodentium discordia“ (Plin. über germanische Verhältnisse zu schaffen machte, so kann es uns nicht wunder nehmen, dafs viele Fragen unserer Altertumskunde ewig kontrovers bleiben. Auch des verdienten Müllenhoff Schlüsse geben oft genug „weiter als die Beweise“. Einige solcher Punkte, wo dies der Fall zu sein scheint, sucht Marcks etwas schärfer zu beleuchten: I. Die Ostgrenze Germaniens. Tac. Germ. 1 läfst, nach Müllenhoff, die ganze Ostgrenze Germaniens von den Daken bis zur Ostsee „offen und unbestimmt, und in der That war es seine Meinung, dafs sich hier keine bestimmte Grenze angehen lasse, wie man aus den letzten Kapiteln seiner Schrift ersieht“. Nun galt, bemerkt Marcks, vor und nach Tacitus als östlicher Grenzflufs Germaniens die Weichsel. Warum gab Tacitus diese alte Naturgrenze auf und setzte

an ihre Stelle den unbestimmten „mutuus metus“? Warum nennt er ferner nicht, wie Mela, Plinius u. a., die Sarmaten schlechthin als Nachbarn der Germanen im Osten? — Müllenhoffs Erklärungsversuch: Tacitus möge die herkömmliche bestimmte Begrenzung deswegen vermieden haben, weil er von neuen Völkern im Osten Europas vernommen, über deren Nationalität er unsicher war, will Marcks wohl für das Aufgeben der Begrenzung durch die Weichsel gelten lassen (weshalb wird wohl, nebenbei bemerkt, Cäsar unter den Schranken des Helvetierlandes gerade die Alpen und den Bodensee nicht ausdrücklich mit angeführt haben? —), dagegen genüge jene Erklärung nicht dafür, dafs Tacitus mit keinem Worte überhaupt auf die Art der Begrenzung im Norden der Daken hinweise. Der Verf. vermutet nun, Tacitus habe für den ersten Teil der Germania eine alte Quelle (nicht mehrere) aus der Zeit Marbods benutzt. Damals könnten die sarmatischen Jazygen (auf die allein Müllenhoff Germ. 1 beziehen wollte) noch nicht als Grenzleute der Germanen aufgeführt worden sein, weil sie noch nicht in Ungarn, sondern in den russischen Steppen wohnten. — Wozu aber diese Ein-Quellen-Theorie? — Nach dem zu urteilen, was Tacitus sonst von Sarmaten diesseits und jenseits der Karpathen zu berichten weifs, (Hist. I. 79; III, 5, 24: IV, 4 u. 5), müssen ihm für seine Zeitgeschichte wenigstens — und warum nicht schon 98 n. Chr.? — reichliche frische Quellen zu gebote gestanden haben, und es ist undenkbar, dafs er Germ. 1 unter dem Namen Sarmaten nicht auch jene, mit den Daken oft zusammen genannte Jazygen habe mitbegreifen wollen. Mehr freilich durfte Müllenhoff, dem Schweizer-Sidler u. a. allzu willig beistimmten, nicht behaupten. Denn die von ihm angenommene Lücke in der summarischen Umgrenzung Germaniens besteht überhaupt nicht. Man mufs nur Kap. 1 im engsten Zusammenhang mit 46 erklären und zugleich bedenken, dafs noch Ptolemäus die von Tacitus als zweifelhaft bezeichneten Venedi und Fenni den Sarmaten beizählte.

Was die Unterdrückung des Namens Vistula anbelangt, so möchte ich annehmen, dafs Tacitus, dem in den Quellen meist undeutliche Vorstellungen über die Bodengestalt Osteuropas entgegentraten (Plin. N. h. 4, 97 *quidam ... tradunt*), auf die blofse Anführung des sonst wenig bekannten Flusses, der, im Gegensatz zu Rhein und Donau, ihm noch gleichgültiger war als seiner ganzen Zeit die Elbe *(nunc tantum auditur!)*, gern verzichtete, um statt des leeren Namens einen zwar unbestimmten, aber rhetorisch wirksamen Ausdruck zu gebrauchen.

II. Entstehung der Taciteischen Suebia. Hier wendet sich Marcks gegen Meisers und Müllenhoffs gewaltsame, methodisch bedenkliche Änderungen oder Umdeutungen des überlieferten Textes der letzten Kapitel der Germ. — Wenn Tacitus die Sitonen nach den Aisten aufzählt, so komme das daher, dafs die Vorstellung der Alten vom europäischen Norden überhaupt an einer Verschiebung der nördlichen Gegenden nach N.-O. leidet. Unbestreitbar aber ist, dafs Tacitus die Aisten als Sueben charakterisiert, dafs er ihre Kultur der suebischen gleichartig (nicht gleichwertig, wie Kossinna meint) nennt; es gilt also, nur eine glaubhafte Erklärung für diese irrtümliche Angabe, die immerhin einen richtigen Kern enthält, zu finden, und dies scheint A. Riese gelungen zu sein. Er weist bekanntlich darauf hin, dafs Tacitus durch die Überlieferung von Marbods grofsem Reiche beeinflufst worden sei und neben der temporären politischen Vereinigung der zahlreichen Stämme zwischen Donau und Ostsee einen ethnischen Zusammenhang vermutet habe, der doch nur teilweise bestand. In den Ann. kennt Tacitus keine Markomannen, sondern nur Sueben als Unterthanen Marbods. — Der Name Sueben bezeichnete nach Marcks (der Mommsens Deutung, die „Schweifenden", weit wegwirft) ursprünglich eine Kultgenossenschaft mit dem Mittelpunkt bei den Semnonen und wurde auf das spätere grofse Reich übertragen.

Rieses Ableitung des *Suebicum mare* (Germ. 45), von einem Suebusflusse hält Marcks für unrichtig; „aber von dem suebischen Reiche Marbods, das wohl in der That Suebia geheifsen hat, hat ein Stamm an die Ostsee gegrenzt, die Gutonen". Von den wirklichen Gröfsenverhältnissen hatte Tacitus ebenso wenig eine richtige Vorstellung, wie seine Gewährsmänner. Freilich ist dabei nicht zu vergessen, dafs die Beiwörter *immensus, ingens* und ähnliche schon frühe in stark abgeschwächter Bedeutung gebraucht wurden.

III. „Eine Einschaltung" betrifft den durch die *licentia vetustatis* verschuldeten Widerspruch hinsichtlich der germanischen Ethnographie, der sich zwischen Kap. 2—4 und dem Schlusse der Germ. findet. Tacitus läfst freilich m. E. keinen Zweifel darüber, dafs er verschiedene Kombinationen *(alii tradunt)* wiedergiebt und keinen Anspruch darauf erhebt, in diesem Nebelreiche der Gelehrsamkeit viel gröfsere Klarheit zu verbreiten. Deshalb halte ich auch Marcks' Hypothese für unbegründet, Tacitus habe in seine fertige oder in die vorgefundene Darstellung eines andern jene anderswoher entlehnte eingefügt. Gewifs ist der innere Zusammenhang

in diesem Teile der Germ. ziemlich locker, aber daran ist der Gegenstand schuld; dafs ein äufserer Zusammenhang durch die übereinstimmenden Subjekte von *affirmant*, *memorant* und *opinantur* gegeben ist, bestätigt Marcks selbst. — In der S. 183 gegebenen Übersetzung oder Umschreibung fallen folgende Stellen auf: „Der Name Germ. sei neu, ursprünglich den Jüngeren beigelegt . . . ein Altar mit dem Namen des U. und seines Vaters L. . . . Sie haben stechende (?), blaue Augen."

IV. Die germanische Ethnogonie. Hierüber geben uns drei verschiedene Berichte Kunde: Echt germanisch ist nach Marcks die wohl durch Westgermanen übermittelte Tradition (Germ. 2, 9 ff.) von den drei Stammesheroen, deren Namen durch den Stabreim gebunden waren; für den zweiten Bericht (Germ. 2, 15 ff.) weist Tacitus mit quidam auf römische Gewährsmänner hin. Aber auch sie werden schwerlich geglaubt haben, mit den erwähnten vier Stammnamen das ganze Volk zu umspannen. Besonders hinsichtlich der Gambrivier und Marsen dürfen wir Tacitus (wenn auch das Tanfanaheiligtum im Marsenlande ein gottesdienstlicher Mittelpunkt der Istväonen gewesen sein mag) einen solchen Irrtum am wenigsten zutrauen. Bei *Pluris deo ortos* ist also nicht an Tuisto zu denken. Der dritte Bericht, Plin. N. h. 4, 99, giebt „ein römisches System der Genealogie, das alle Germanen umschliefsen will, aber aus mangelhafter Kenntnis nicht kann". Marcks' Erörterung der plinianischen Pentas und der sich daran knüpfenden vielen Streitfragen ist interessant. Die Bastarnen wurden von Plinius mit gröfserer Bestimmtheit, aber doch wohl nur auf eine, wenn auch richtige römische Hypothese hin, zu den Germanen gezählt. Die Vandilier möchte Marcks nicht, wie Much, geradezu mit den Lugiern überhaupt, wohl aber mit dem vornehmsten Stamme, den Nahanarvalen, identifizieren. — Die verwandtschaftliche Unterordnung der Goten unter die Vandilier ist jedenfalls nicht zuzugeben; und die ganze vandilische Völkergruppe mufs als blofse römische Hypothese angesehen werden, deren Ursprung allerdings im Dunkeln liegt.

In manchen Einzelpunkten werden von Marcks die zu weit gehenden Schlüsse Müllenhoffs, Muchs und Kossinnas mit guten Gründen und scharfsinnig bekämpft; gleichzeitig wirft der Verf. eine Reihe von weiteren wichtigen Fragen über die behandelten Gegenstände auf, von deren Erörterung er eine festere Grundlage für die germanische Ethnographie erhofft. Im grofsen und ganzen aber sei an der Glaubwürdigkeit der Berichte des Tacitus nicht zu rütteln. Eine erfreuliche Bestätigung des Urteils

H. v. Syhels: „Die ‚Germania‘ ist nicht fehlerlos in ihrem Inhalt, aber ihre wesentlichen Angaben sind nur in stets wachsendem Maſse bestätigt worden, seitdem wir durch unsern Jakob Grimm die echte Wissenschaft deutschen Altertums erhalten haben.“

Frankfurt a. M. **Eduard Wolff.**

---

208) **Dissertationes philologae Vindobonenses.** Vol. V. Wien, C. Gerolds Sohn. 184 S. 8. ℳ 4.

Der fünfte Band der Wiener Dissertationen enthält drei fleiſsige und inhaltreiche Abhandlungen. Die erste ist von A. Gaheis, De troporum in L. Annaei Senecae tragoediis generibus potioribus, die zweite von C. Prinz, Quaestiones de Theocriti carmine XXV et Moschi carmine IV, die dritte von F. Podhorsky, De versu Sotadeo.

Ich will hier nur auf die zweite Abhandlung näher eingehen. C. Prinz wendet sich gegen E. Hiller, der die Ansicht aussprach, daſs die beiden Gedichte Theokrit 25 und Moschos 4 von ein und demselben Verfasser herrührten, einem unbekannten Dichter aus alexandrinischer Zeit. Zum Beweise dafür hat er auf die Überlieferung, die Anlage, den Inhalt und die sprachliche, prosodische und metrische Beschaffenheit der beiden Gedichte hingewiesen. Der Verf zeigt jetzt in seiner eingehenden, mit anerkennenswerter Sachkenntnis und gesundem Urteil geschriebenen Abhandlung, daſs die von Hiller angeführten Gründe nicht imstande sind, seine Ansicht zu beweisen. Die Gedichte können gar nicht von einem Verfasser sein, wie Prinz durch eine sorgfältige Analyse darthut; denn während die Megara ein ziemlich schwaches Machwerk ist, hat der Herakles bedeutenden poetischen Wert und vielfache Schönheiten. Der Verf. legt dar, daſs nichts im Wege stehe, den letzteren als Eigentum Theokrits anzuerkennen; die erstere dagegen stamme von einem mittelmäſsigen Dichter aus alexandrinischer Zeit.

Soweit stimme ich dem Verf. bei; dagegen halte ich einen Versuch zu beweisen, daſs Theokrit 25 schon im 1. Jahrhundert v. Chr. für theokritisch gegolten habe, für verfehlt. Er geht nämlich von Id. IX aus, dessen Anfang und Ende allgemein für interpoliert gehalten wird. Aus dem Umstand, daſs IX, 5 *ἀτιμαγελεῦντες* und XXV, 132 *ἀτιμαγέλαι* vorkommt, folgert er, daſs der Dichter jener Verse diese Verse gekannt und als theokritisch betrachtet habe, ein Schluſs, den ich nicht als zwingend gelten lassen kann. Nun lag aber das 9. Idyll in seiner jetzigen Gestalt

schon dem Virgil vor. Demnach wurde nach des Verf. Schlufsfolgerung auch Id. 25 schon vor Virgil für theokritisch gehalten. Noch unsicherer ist die Annahme, dafs das Epigramm des Artemidoros *Βουκολικαὶ Μοῖσαι σποράδες ποκὰ κτλ.* den 28. Vers des 9. Idylls nachahme, wodurch dieses und damit auch das 25. Idyll vor die Zeit des Artemidoros fallen würde. Auf solch schwankende Prämissen lassen sich keine festen Schlüsse hauen. Übrigens ist es für das Schlufsresultat gleichgültig, ob man diese chronologischen Bestimmungen des Verf. annimmt oder verwirft.

Auch zur Erklärung der beiden Gedichte liefert die Abhandlung beachtenswerte Beiträge. Ich hebe daraus Moschos 4, 66f. hervor, wo der Verf. an der Vulgata festhält, indem er erklärt: „Wie willst du uns beide aufrichten durch die Erwähnung nie zu verschmerzender Leiden? Die sind nicht jetzt zum erstenmale beweint worden. Oder haben wir nicht an denen genug, die uns einen Tag um den andern erstehen und die wir tragen müssen? Wahrlich, ein gar grofser Freund von Klagen müfste der sein, der [sie] bei unseren Leiden zählen wollte. Doch nur Mut! Haben wir nicht von der Gottheit solch Geschick beschieden erhalten?" Die Ausdrucksweise ist — das gieht auch der Verf. zu — ungeschickt, und nicht geschickter ist sie im Folgenden: *καὶ δ' αὐτὴν ὁρόω σε κτλ.* Den Sinn scheint der Verf. mit folgenden Worten richtig anzugehen: *„divinitus haec sors nobis accidit, quam moderate ferre debemus; quamquam ei qui ut tu perpetuis malis (ἀτρύτοισιν ἄλγεσιν) cruciatur, si quando indignatur, indulgendum est; omnibus enim rebus atque ipsi laetitiae perpetuitas taedium affert."* V. 117 will Prinz *προτέρην* mit *„praestantiorem"* erklären. Ich sehe nicht, wie dieser Begriff in den Zusammenhang pafst. Am besten gefällt mir *ὅπιδ'* (oder *ὅπιν*) *ὁπλότερος*, so dafs die Gegensätze *ὁπλότερος* und *πολιοῖο* zusammengestellt sind. — Theokr. 25, 27 versteht der Verf. unter *οὔρους „properos ventos"* und hält daher an der Vulgata *οὔρους μὴν ἴσασι* fest; vielleicht mit Recht.

Durlach. **J. Sitzler.**

209) **F. B. Tarbell, A History of Greek Art with an introductory chapter on art in Egypt and Mesopotamia.** London, Macmillan & Co., 1896. Mit 196 Abbildungen. XIII u. 295 S. 8. geb.

Schon der Umstand, dafs der gleiche Verlag das bereits besprochene Buch von Arthur Gardner und diese Schrift eines amerikanischen Ge-

lehrten herausgiebt, läfst eine Verschiedenheit der Zwecke voraussetzen. Wenn Gardner für denjenigen schreibt, welcher Geschichte der alten Kunst studiert, so ist die neue Geschichte für solche geschrieben, die „mit schönen und edlen Dingen vertraut zu werden“ wünschen. Die eigentliche historische Betrachtung tritt daher zurück, während anziehende Hypothesen mit gröfserer Sicherheit als bei Gardner vorgetragen werden.

Da es bei uns an Büchern ähnlichen Zweckes nicht fehlt, dürfte für einen deutschen Leser mehr die Art und Weise, wie jene Absicht ausgeführt wird, interessieren. Wenn wir kurzgefafste Bemerkungen ausnehmen, besteht die Methode darin, dafs gegen 200 charakteristische Denkmäler ausgewählt und analysiert werden. Viele Deutsche und Franzosen haben statt Beschreibungen schöne Aufsätze geliefert, aber in den langen Perioden des papiernen Stils geht die Anschaulichkeit rettungslos unter. Vielleicht hat auf diesem Gebiet der jetzt viel gelesene Ruskin, den der Verfasser zweimal citiert, gut auf ihn gewirkt. Das Buch ist überhaupt für seinen Zweck sehr geschickt gemacht und ungewöhnlich übersichtlich durch die zahlreichen Stichworte am Rande.

Die Abbildungen sind gröfstenteils verkleinerte Reproduktionen von Photographieen, also häufig mehr oder weniger undeutlich.

Würzburg. **Sittl.**

---

210) **J. P. Mahaffy, A survey of greek civilization.** London, Macmillan & Co., 1897. Mit 10 Abbildungen. VIII u. 337 S. 8. geb. 6 sh.

Der temperamentvolle Professor der Dubliner Hochschule fafst seine bekannten Werke „Geschichte der klassischen griechischen Litteratur“, „Soziales Leben der Griechen“, „Das Reich der Ptolemäer“, „Probleme in der griechischen Geschichte“ und „Wanderungen und Studien in Griechenland“ in diesem neuen Bande gewissermafsen zusammen, indem er für ein gröfseres Publikum mit gewohnter Beredsamkeit eine kurze Geschichte der griechischen Kultur von den Anfängen bis auf Plutarch entwirft. Der originelle Geist des Verfassers räumt mutig mit alten Vorurteilen auf, z. B dem „rauhen“ Sparta (S. 78 f.) und dem lieblichen Hirtenlande Arkadien (S. 79 f.), die er aus eigener Anschauung kennt; die „dicke Luft“ von Theben verdiente das gleiche Los (S. 95). Vieles andere fordert freilich die Opposition heraus.

Wir notieren für die zweite Auflage (Mahaffys Bücher haben teilweise schon die dritte erreicht) einige thatsächliche Versehen. S. 31 ist noch nicht berücksichtigt, dafs jetzt Inschriften der mykenischen Zeit gesichert sind. Für die Datierung dieser Periode giebt es weit schlagendere Beweise als die S 32 angeführten. S. 34 erscheinen noch die Gesichtsurnen als eulenköpfige Gottheiten. Nach S. 86 hätten wir keine nähere Kenntnis vom häuslichen Leben der Athener vor den Perserkriegen; sagen uns wirklich die Tausende von schwarzfigurigen Vasenbildern nichts darüber? S. 254 ist der Ausdruck, die Römer hätten ihre erste Berührung mit dem Griechentum in Unteritalien zur Zeit des Pyrrhuskrieges gehabt, mindestens schief; die Berührungen gehen sicher bis in das siebente Jahrhundert zurück. Wer hat in den letzten Jahren „entdeckt", dafs die Venus von Milo nicht „aus der Phidiasschule", sondern nicht älter als 150 v. Chr. sei? (S. 293.)

Würzburg. **Sittl.**

---

211) **Josef Fuchs, Hannibals Alpenübergang.** Mit zwei Karten. Wien, Carl Konegen, 1897. 152 S. 4.

Der von den Engländern Wickham und Cramer 1819 begründeten, in Deutschland durch Niebuhr und Mommsen zur Herrschaft gelangten und noch 1889 von H. Hesselbarth verteidigten Meinung, Hannibal habe den Kleinen St. Bernhard überstiegen, sind in den letzten dreifsig Jahren viele Gegner erstanden. Die einen derselben (Maissiat, Troger, Nissen, Osiander) nehmen an, Hannibal sei dem Flusse Arc entlang durch das Thal von Maurienne und über den Mont Cenis an die Dora Riparia und zu den Taurinern gezogen. Nach anderen (Rauchenstein, Neumann, Dübi) marschierten die Punier durch das Thal der Durance hinauf zum Mont Genèvre und stiegen durch das Thal der Kleinen Dora hinunter. Diese letztere Ansicht wird nun von Fuchs als die richtige erwiesen. Er hat die Berichte des Polyb und Livius über Hannibals Zug aus Spanien nach Italien sorgfältig studiert. Dann hat er 1895 und 1896 die Thäler und Pässe, die hier in Frage kommen, bereist und die Raumverhältnisse daselbst teils mit den Angaben bei Polyb und Livius, teils mit den Annahmen von Wickham und Cramer verglichen. Die Ergebnisse dieser mühevollen Forschungen hat er in dem vorliegenden Werke niedergelegt, dessen Studium durch eine prächtige Landkarte erleichtert wird.

Bei Roquemaure (nach de Luc) oder etwas nördlich davon setzte Hannibal über die Rhone mit 38000 Mann Fufsvolk und 8000 Reitern. Von hier marschierte er παρ' αὐτὸν τὸν ποταμὸν ὡς ἐπὶ τὰς πηγάς, ὡς ἐπὶ τὴν ἕω, ὡς εἰς τὴν μεσόγαιαν τῆς Εὐρώπης, und erreichte in vier Tagen die Isère und die Allobrogeninsel, ἧκε πρὸς τὴν καλουμένην Νῆσον, *ad Insulam pervenit.* Fuchs untersucht S. 19—48 die Bedeutung von εἰς, πρός, ἐπί, ohne ὡς und mit ὡς, in den fünf ersten Büchern Polybs. Darauf interpretiert er Pol. III, 49 sprachlich und sachlich, S. 49—64. Es ergiebt sich, dafs man bisher im Irrtum war, da man meinte, nach Polyb habe Hannibals Heer die Insel betreten: Die Punier kamen an, vor, nicht in, auf die Insel. Auf dieser fand Hannibal zwei Brüder in einem Thronstreit, d. h. dies wurde ihm gemeldet. Der ältere, Braneus (nach Livius), rief ihn herbei, d. h. er bat um seinen Beistand. Hannibal trat auf seine Seite, und damit war die Niederlage seines Bruders entschieden. Ob er der Übermacht wich oder ein bewaffneter Zusammenstofs stattfand, kann man aus συνεκβαλὼν nicht bestimmt entnehmen. Das punische Heer war zum Kampfe gegen eine Grofsmacht bestimmt; zu Braneus' Unterstützung genügte eine Abteilung. Er leistete Hannibal einen Dienst, indem er seinem Heere bis in die Nähe der Alpen den Rücken deckte. Die Wichtigkeit, die Polyb dieser Unterstützung des Starken durch den Schwachen beilegt, ist unbegreiflich, wenn sie auf der kurzen Strecke der Insel und in einer Ebene stattfand. Sie bezieht sich auf ein Thal mit bewaldeten Seiten, wo die Reiterei der Karthager ihren Heereszug nicht wirksam decken konnte.

Obwohl dieses Resultat nicht zweifelhaft ist, wird S. 65—86 Kritik geübt gegenüber den Männern, die Hannibal über die Insel und den Mont du Chat nach Lemincum(-Chambéry) geben lassen. Sie sehen sich trotz der Angabe Polybs, das punische Heer sei παρὰ τὸν ποταμὸν vorgerückt, zu der Annahme genötigt, Hannibal habe die Rhone im Westen der Insel verlassen, etwa bei Vienne, habe sich bis auf 30 km von ihr entfernt und sei dann zu ihr zurückgekehrt (bei St. Genix), um sie sofort wieder zu verlassen. Ausführlich wird erörtert, dafs Polybs Bericht auf den Mont du Chat nicht pafst. Dies hatte schon 1874 Maissiat nachgewiesen; seine Ansicht, dafs der Zusammenstofs mit den Allobrogen von Lemincum am Col de l'Épine stattgefunden habe, wird von Fuchs nicht erwähnt. Immerhin wäre es ganz unbegreiflich, wenn sich Hannibal mit seinem Heere von dem bequemen Weg durch das Thal der Isère entfernt hätte,

um über ein gefährliches Gebirge wieder auf denselben zurückzukehren. Vielmehr marschierte er langsam, aber ohne Unterbrechung, der Isère entlang bis Grenoble.

S. 88f. wird eingehend dargethan, dafs die Vorstellungen, welche sich die englischen Gelehrten vom Marsche der Punier über den Kleinen St. Bernhard machten, teils Polybs Angaben, teils den Raumverhältnissen auf diesem Wege nicht entsprechen. Der angebliche Kromlech auf der Pafshöhe (vgl. Nissen, Landeskunde I, 159) ist eine Mauer aus junger Zeit. — Auch die Raumverhältnisse im Thale des Arc stimmen nicht zu Polybs Bericht. Es widerstreht dem gesunden Menschenverstand, mit Oberst Perrin anzunehmen, Hannibal sei bei Montmelian von der Isère auf das Gebirge von Montandry hinaufgestiegen und nach dem Kampfe mit den Allobrogen hinter Aiguebelle an den Arc gelangt; der Zusammenstofs erfolgte zudem in einer Gegend, wo die Feinde von ferne sichtbar, aber ein Ausweichen auf einem anderen Wege unmöglich war. Der schmale Felsspalt vor St. Michel, die lange Schlucht zwischen Modane und Verney, die Enge zwischen Thermignon und Lanslebourg waren für jene Zeit, da es künstlich angelegte Wege noch kaum gab, Hindernisse der allerschwersten Art. Weder die Leute, die im Jahre vorher in Hannibals Auftrag die Alpen ausgekundschaftet hatten (Pol. III, 34, 4f.), noch die Boierfürsten, die ihm an die Rhone entgegengekommen waren, konnten ihm zu diesem schwierigen Wege raten, wenn sie ihn überhaupt kannten.

Dazu kommt, dafs Livius bestimmt sagt, Hannibal sei durch das Land der Vocontier und Tricorier an die Druentia gelangt. Damit ist deutlich das Thal des Drac und der Luye bezeichnet, ein bequemer Weg, auf dem reichlich Futter für die vielen Tiere der Punier vorhanden war. Auf unmittelbare Anschauung weist die Schilderung der Druentia bei Livius zurück. Dieser tosende und reifsende Flufs teilt sich wirklich in dem 500 Schritte breiten Thal zwischen Rémollon und Savines in 4 bis 8 Rinnen, zwischen denen lange Geröllinseln hervorragen. Bis kurz vor Savines steigt der Weg nur unmerklich an; es ist ein *campestre iter.* Hinter diesem Städtchen ist das Thal eine halbe Stunde breit und neigt sich sanft zur Durance, die mehrere km weit die senkrecht abfallenden Felswände des rechten Ufers bespült. Vor Savines aber sperrt ein langer Riegel das Thal, der weithin sichtbar ist, etwa 20 m senkrecht in den Flufs abfällt und ehemals nur im Süden am Fufse des Berges Morgon

durch einen Hohlweg überschritten werden konnte. 10 km weiter hinten liegt die Festung Embrun auf einem nach drei Seiten abfallenden, aber für eine kleine Stadt Raum bietenden Felsen. Vor und hinter Embrun wird Landwirtschaft, in den Dörfern auf der andern Seite des Thales Alpwirtschaft getrieben. Hier ist die Gegend, wo der erste Kampf der Punier mit den Alpenvölkern stattfand. Alles, was darüber berichtet wird, findet eine ungezwungene Erklärung. Bis 3 km vor Savines ist auch Raum vorhanden für das Lager, in dem Hannibal die vorher schmale, etwa 20 km lange Marschkolonne sammelte, um einen raschen Abflufs durch das Defilé zu ermöglichen.

Die zweite Stelle, wo Hannibal von den Kelten bedrängt wurde, ist das Defilé zwischen Briançon und La Vachette. Hier war der karthagische Zug auf die schmale Linie zwischen der kahlen Felswand des Col de Toulouse und dem tiefen Spalt der Durance beschränkt. Die Kelten begleiteten ihn teils auf der Felswand, teils auf dem südlichen Ufer über die bewaldeten Abhänge des Infernet. Hannibal blieb mit der Infanterie vor der Felswand stehen, um die nachdrängenden Barbaren zurückzuweisen. Die Feinde aber, die auf beiden Seiten des Defilés dem Zug gefolgt waren, kreuzten 3 km oberhalb Briançon den Weg und setzten sich in einer Lücke des Zuges fest, mufsten aber beim Nachrücken der Infanterie in dem nun weiteren Thale den Weg wieder freigeben.

Auf dem Sattel des Mont Genèvre liegt jetzt ein gleichnamiges Dorf mit Feldern und Wiesen, Wald und Wasser, wo das punische Heer bequem rasten konnte, weit angenehmer als auf dem Kleinen St. Bernhard oder dem Mont Cenis. Ungefähr 3 km unter der Pafshöhe nach Nordosten ist die Stelle, wo Hannibal einen Weg in den Felsen hauen mufste. Der Weg ging jäb über die Felswand des Chaberton hinunter. Beim Durchzug der Infanterie war das Erdreich an der Felswand weggerutscht und der Durchgang der Tiere unmöglich geworden. Hannibal stieg rückwärts eine Strecke empor und versuchte in einer Schlucht auf der andern Thalseite hinabzugelangen, was nicht möglich war. Nun mufste bei der Zollstation von Clavières ein Lager errichtet und hierzu viel Schnee entfernt werden; im November 1894 lag er dort 3 m hoch. Zur Herstellung eines Pfades wurde das Verfahren des Feuersetzens angewendet; Holz ist dort in Fülle vorhanden, auf dem Mont Cenis spärlich, auf dem Kleinen St. Bernhard gar nicht. Eine Strecke des Felsens wurde erhitzt und in Windungen von 15 Schritten Länge ein 3 Schritte breiter Weg zur Thal-

soble binunter gebaut, der nocb vorhanden ist. Fucbs bietet eine Abbildung des Ortes; ibn genau zu studieren oder zu zeicbnen, war ihm bei zweimaliger Durcbreise wegen der italienischen Grenzwächter nicbt möglich.

Es folgt die *μέση παρώρεια*, die mittlere Partie des Abstieges, *valles, aprici colles,* wo die Tiere Futter finden, zwiscben Césanne und Salbertrand. Am Mont Cenis giebt es keine solche Gegend. Damit ist nach Fucbs der 15tägige Alpenübergang zu Ende. Freilich braucbte Hannibal noch drei Tage, um das ebene Gelände bei Susa zu erreichen. „Er zog mutig hinunter in die Ebenen am Po und zu dem Volk der Insubrer“, wie Polyb III, 56, 3 sagt. Aber daraus folgt nicbt, dafs er durch das Thal der Dora Baltea kam. Denn Polyb berichtigt diese ungenauen Worte, Kap. 60, 2 f., indem er sagt: „Am Fufs der Alpen liefs er die Truppen sich lagern und sich zunäcbst erholen. Als sicb dann sein Heer bereits erholt batte, lud er die am Fufs des Gebirges wohnenden Tauriner, welche im Streit mit den Insubrern waren und den Puniern mifstrauten, zur Freundschaft ein, und da sie nicbt auf ibn hörten, eroberte er in drei Tagen ihre bedeutendste Stadt.“ Livius (XXI, 38, 6) und Strabo (IV, 209) nehmen deshalb ricbtig an, Polyb habe die Punier über einen Pafs kommen lassen, der sie nach Turin führte.

Es ergiebt sich also, dafs Livius' Bericht über Hannibals Zug nach Italien viel genauer ist als der Polybs. Letzterer irrt sicber, wenn er den Weg über die Alpen zu 1200 Stadien ansetzt (240 km statt etwa 140); denn für diese Strecke hätte Hannibals Heer eine viel längere Zeit gebraucbt. Im übrigen glaubt Fuchs, mit Livius' und Polybs Angaben im Einklang zu stehen. Er erwähnt nicht, dafs nach Polyb Hannibal mit Allobrogen kämpft, während es an der Druentia die Katuriger sind. Er verstebt III, 50, 1 *ποταμὸν* von der Isère, während Polyb wohl irrtümlicb die Rhone meint (nach Neumann-Faltin). Im ganzen aber hat er sicb durch sein „Studien- und Reiseergebnis“ ein grofses Verdienst erworben.

Burgdorf b. Bern. **F. Luterbacher.**

212) **Konrad Miller, Die ältesten Weltkarten,** herausgegeben und erläutert. V. Heft. Die Ebstorfkarte. Mit dem Facsimile der Karte in den Farben des Originals. Stuttgart, J. Roth, 1896. 79 S. 4. Mk. 10.

Dies Heft bespricht die bedeutendste Leistung der Mönche des Mittelalters auf dem Gebiete der Kartenzeichnung, die um 1830 im Kloster zu

Ebstorf nahe bei Ülzen in der Lüneburger Heide aufgefundene, jetzt im Museum des historischen Vereins für Niedersachsen zu Hannover aufbewahrte Weltkarte. Sie ist zwar vor einigen Jahren (1891) durch die Ausgabe von Dr. E. Sommerbrodt (88 S. in 4 und Atlas mit 25 Tafeln) bekannter geworden, der hohe Preis dieser Ausgabe (32 M.) wird aber wohl die Hauptschuld tragen, dafs ihre Kenntnis nicht in weitere Kreise gedrungen ist. Daher ist die neue Ausgabe Millers mit Freude zu begrüfsen. Die Nachbildung des Originals (dieses ist 3,58 m hoch, 3,56 m breit) in $^{3}/_{10}$ Gröfse ist vortrefflich gelungen. Gleiche Sorgfalt und Umsicht zeigt der begleitende Text; dieser behandelt die Geschichte der Karte, die bisherige Litteratur, den gegenwärtigen Zustand (Schrift, Farben, Einheitlichkeit der Schrift und Malerei), Zeit und Ort der Abfassung (um 1284 in Lüneburg), giebt dann sämtliche Legenden der Karte mit den nötigen Parallel-, resp. Quellenstellen und bringt schliefslich eine Erörterung über die Quellen der Weltkarte. Grundlage ist danach durchaus die alte römische Karte des *orbis terrarum*, der nur ein „christliches Mäntelchen" umgehängt ist. Die Ebstorfkarte ist nicht, wie Sommerbrodt meinte, ein Vorläufer der Renaissance, ein Wiederversenken in das bessere Wissen der Römer, sondern sie bildet den früheren Karten gegenüber durchaus keinen Fortschritt; sie ist vielmehr ein letztes, wenn auch grofses, Aufleuchten des römischen *orbis terrarum*. Die Vergleichung der in den früheren Heften von Miller vorgeführten Mappae mundi läfst keinen Zweifel an dieser Auffassung aufkommen; damit ist der Karte zum erstenmal der richtige Platz in der Kartographie angewiesen. Die Karte ist so gut römisch, dafs wir z. B. zahlreiche Ortschaften, die in der Argonautensage eine Rolle spielten, hier aufgeführt finden, als wären sie zur Erläuterung einer Dichtung über diesen Stoff eingetragen.

Möge die vorzügliche Leistung Millers recht verbreitet werden!

Oldesloe. **R. Hansen.**

---

213) **Ambros Sturm, Das Delische Problem.** Linz 1895—97. Verlag des K. K. Gymnasiums Seitenstetten. 140 S. 8.

Diese Einzelschrift behandelt die berühmte Aufgabe der Verdoppelung eines Würfels von ihrem sagenhaften Ursprung bis auf die Zeiten eines Descartes und Newton und bringt die geschichtliche Entwickelung zu klarer Anschauung: wie zunächst die Erkenntnis gewonnen wird, dafs die bekannten Hilfsmittel der Mathematik zur Lösung der Aufgabe nicht

ausreichen, wie dann einerseits nach mechanischen Lösungen gesucht wird, anderseits neue Gebiete der Mathematik erschlossen werden, welche die Mittel zu streng wissenschaftlicheu Lösungen an die Hand gehen.

Seite 88, Zeile 16 steht:

$$(x^2 + y^2)\,x - y^2 = 0 \text{ statt } (x^2 + y^2)\,x - ay^2 = 0,$$

Seite 126, Zeile 5 soll es wohl: verlängere man BC, statt: verlängere man AB heifsen.

Rendsburg. **Hunrath.**

214) **Sedlmayer & Scheindler, Lateinisches Übungsbuch für die oberen Klassen der Gymnasien.** Im Anschlusse an Scheindlers Lateinische Grammatik. 2 Teile. Erster Teil: Übungsstücke, zweiter Teil: Anmerkungen, Wörterverzeichnis und Anhang. Wien und Prag, F. Tempsky, 1895. geb. 1 fl. 50 kr.

Dieses Übungsbuch bietet Übersetzungsstoff ins Lateinische für die 5. bis 8. Klasse der österreichischen Gymnasien, d. h. Sekunda und Prima nach preufsischem Lehrplan. Die Übungsstücke geben nur antike Stoffe in geschickter Bearbeitung. Wo Anschlufs an einen lateinischen Schriftsteller stattfindet, z. B. in der 5. Klasse an Livius, in der 6. an Sallust, in der 7. an Cicero, ist die betreffende Stelle angegeben. Dieser Anschlufs ist sehr zu loben, da bis zur Prima nichts fruchtbarer ist als Nachahmung bzw. Anlehnung an klassische Vorbilder. Ein Anhang enthält sehr ansprechende stilistische und elementar-synonymische Zusammenstellungen. Wo nicht Übungsbücher beliebt werden, die sich ausschliefslich an den jedesmaligen Lesestoff anlehnen, ist dieses Buch auch nichtösterreichischen Gymnasien recht zu empfehlen.

Arnstadt. **B. Grosse.**

Mitteilung an unsere Leser!

Mit dem Beginn des nächsten Jahres wird die „Neue Philologische Rundschau" ihre Besprechungen auch auf die Erscheinungen der englischen und französischen Philologie mit Einschlufs der Schulbuchlitteratur ausdehnen. Der Umfang der Zeitschrift wird demgemäfs erheblich erweitert werden, während der Abonnementspreis nur um ein Geringes (auf ℳ 8.— pro Jahr) erhöht wird. Die Redaktion der neuen Abteilung ist von den Herren Dr. G. Hellmers und Dr. F. Pabst in Bremen übernommen.

Alle Zuschriften und Sendungen werden wie bisher unter der Aufschrift ***„An die Redaktion der Neuen Phil. Rundschau in Bremen, Schönhausenstr. 26"*** *erbeten.*

Bremen, *im Dezember 1897.*

Redaktion der Neuen Phil. Rundschau.

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Neue

Philologische Rundschau.

Herausgegeben

von

Dr. C. Wagener und **Dr. E. Ludwig**

in Bremen.

Jahrgang 1897, Nr. 26.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1897.

Druck von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Hierzu als Beilage: Titel und Register zu Jahrgang 1897 der